

sebuch

Einführung in die

ntnis Deutschlands und

es geistigen Lebens von

helm Paszkowski

eite Auflage

BERLIN.
WEIDMANNSCHE
BUCHHANDLUNG


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO

Theophile J. Meek

Universität zu Berlin

Berlin, Nov. 1906

Lesebuch

zur

Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens.

Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes.

Bearbeitet von

Prof. Dr. **Wilhelm Paszkowski**,
Lektor an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin
Vorsteher der Akademischen Auskunftsstelle daselbst.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1905.

Motto: Bei der Berührung mit Ausländern müssen wir uns bewußt sein, wie wir in diesem Augenblick eine Mission besitzen, wie wir wirklich unser Vaterland zu vertreten haben. Nicht durch Rühmen und Eigensinn, sondern durch ein solches Wesen, das allgemein menschlich in Ehren steht und allenthalben Beifall findet, durch williges Verständnis des Fremden, durch maßvolles Urteil, durch vornehme Selbstbeherrschung, durch Herz.

Wilhelm Münch,

Anmerkungen zum Text des Lebens. 1896. S. 99.



Vorwort zur ersten Auflage.

An der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin sind seit einer Reihe von Jahren deutsche Sprachkurse für ausländische Studierende eingerichtet zu dem Zwecke, diese möglichst schnell in die wissenschaftliche deutsche Sprache einzuführen und ihnen das Verständnis der eigentlichen Fachvorlesungen zu erleichtern. Mit der Abhaltung dieser Kurse beauftragt, vermißte ich sehr bald einen geeigneten Lesestoff. Die in ihrer Art ausgezeichneten deutschen Schullesebücher boten nur eine sehr geringe Auswahl von Stücken. Die Anschaffung mehrerer Lesebücher den Studierenden zuzumuten, schien mir aber nicht angängig. Einen einzigen Schriftsteller wiederum ein ganzes Semester hindurch zu lesen, beispielsweise Gustav Freytag nach dem vortrefflichen Lesebuch von Willy Scheel, hätte das Interesse ermüdet. Denn die ausländischen Studierenden haben das dringende Bedürfnis, mit der Sprache zugleich Land und Leute und besonders das Geistesleben des deutschen Volkes kennen zu lernen.

So ist die vorliegende Sammlung entstanden. Über die Zweckmäßigkeit der getroffenen Auswahl wird man ja verschiedener Meinung sein können. Allen es recht zu machen, wird niemals gelingen. Ich mußte auf die mannigfachsten Interessen meines Zuhörerkreises Rücksicht nehmen, der sich aus Studierenden aller Fakultäten und fast aller Nationen zusammensetzt. Wie Theologen, Medizinern und Juristen, so mußte dies Lesebuch auch vor allem den zahlreichen Angehörigen

der philosophischen Fakultät mit ihren verschiedenen Disziplinen zugute kommen.

Das war für die Auswahl bestimmend. Daß sie zum großen Teil Musterstücke aus Gelegenheitsschriften vieler Berliner Universitätsprofessoren enthält, wird man aus dem Zwecke, dem meine Übungen in erster Linie dienen sollen, erklärlich finden. Der Grundgedanke, der meine Sammlung durchzieht, ergab sich für mich aus dem Bestreben, bei den Ausländern, die mit einer gewissen Wertschätzung für deutsche Wissenschaft zu uns kommen, die Achtung vor dieser und dem Deutschtum überhaupt zu nähren und ihnen zu diesem Zwecke das deutsche geistige Leben durch Aufsätze hervorragender Männer der Wissenschaft über die größten Deutschen und über Besonderheiten der Landes- und Volkskunde näher zu führen. Daneben fanden auch einige Stücke allgemein interessierenden Inhalts Aufnahme (Nr. 7, 20, 33, 34, 35, 37) die, obwohl sie nicht ausdrücklich deutsche Wissenschaft zum Inhalt haben und sich deshalb nicht ohne einen gewissen Zwang in die getroffene Einteilung eingliedern, dennoch Denkungs- und Forschungsart einiger hervorragender deutscher Gelehrter in ihrem besonderen Fache wiederspiegeln. Die wenigen aber charakteristischen Briefe, welche ich als Anhang hinzufüge, sollen zur Grundlage einer Besprechung über den Briefstil dienen.

Wenn diese Sammlung sich so zunächst dem geschilderten Bedürfnis anpaßt, so glaube ich doch, daß sie auch an ausländischen Universitäten, Seminaren und höheren Lehranstalten sich brauchbar erweisen und so dem Deutschtum neue Freunde zuführen werde. Ebenso wird sie auf der obersten Stufe einheimischer höherer Lehranstalten mit Nutzen gelesen werden können.

Daß die Stücke dem Lehrenden einen fast überreichen Stoff, und zwar nicht nur zu sprachlichen Erläuterungen, bieten, wird keinem aufmerksamen Leser entgehen.

Ich habe noch die angenehme Pflicht zu erfüllen, den zahlreichen Gelehrten und Verlegern, die mir den Abdruck dieser Proben bereitwilligst gestattet haben, meinen ergebensten Dank auszusprechen, vor allem auch den Herren des Kuratoriums der deutschen Sprachkurse an der Berliner Universität, Geheimrat Prof. Dr. Diels, Prof. Dr. Erich Schmidt und Prof. Dr. Alois Brandl, denen ich für vielfache Belehrung und Förderung verpflichtet bin, nicht minder Herrn Geheimrat Prof. Dr. Münch, dessen schöne Worte ich als Motto meiner Sammlung voransetze.

Groß-Lichterfelde bei Berlin, am 15. November 1903.

Wilhelm Paszkowski.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das vorliegende Lesebuch hat auch über den Kreis hinaus, für den es zunächst bestimmt war, freundliche Aufnahme und Anerkennung gefunden. Auf englischen, italienischen und insbesondere amerikanischen Hochschulen ist das Buch vielfach eingeführt worden. So ist nach kaum zwei Jahren eine neue Auflage notwendig geworden. Die Anlage des Buches ist dieselbe geblieben, einige wertvolle Stücke sind hinzugekommen, einige weniger geeignete fortgelassen. Von der ursprünglich beabsichtigten Beigabe von Erläuterungen mußte ich für diesmal absehen, da eine unerwartete Dienstreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und die notwendig gewordene schnelle Drucklegung die Ausführung dieses Planes unmöglich machten. Die Verbesserungsvorschläge, die in den zahlreichen freundlichen Be-

sprechungen gemacht worden sind, sind sorgfältig erwogen und beachtet worden, sofern sie nicht dem Charakter des Buches widerstrebten. Den Herren Autoren und Verlegern, die durch ihr gütiges Entgegenkommen die Aufnahme der neuen Stücke ermöglicht haben, sei auch an dieser Stelle verbindlichst gedankt. Möge das Büchlein auch in dieser Fassung sich die alten Freunde erhalten und neue gewinnen!

Groß-Lichterfelde bei Berlin, am 1. September 1905.

Wilhelm Paszkowski.

Inhaltsverzeichnis.

I. Zur deutschen Landes- und Volkskunde.

Seite
1. Deutschlands geographische Gestaltung und ihre Beziehung zum wirtschaftlichen Leben. Von Werner Sombart 3
2. Deutschlands Nachbarn. Von Friedrich Ratzel 8
3. Die Bedeutung der deutschen Kleinstaaten für unsere Zeit. Von W. Rein 13
4. Der deutsche Wald. Von P. D. Fischer 19
5. Die Linde, der Baum des deutschen Volkes. Von Aug. Sach . . 23
6. Das deutsche Volk. Von J. Kutzen 31
7. Einige Züge deutschen Volkstums im Einzelmenschen. Von Hans Meyer 36

II. Zum deutschen Geistesleben.

a) Allgemeines.

8. Deutsche Bildung — Menschheitsbildung. Von Friedrich Paulsen 43
9. Was ist deutsche Erziehung? Von Wilhelm Münch 47
10. Wissenschaft, Kunst und Handwerk. Von Ernst Curtius 52

b) Zum Universitätswesen.

11. Der Charakter der deutschen Universität. Von Friedrich Paulsen 57
12. Die akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Von Hermann Helmholtz 63
13. Die Gründung der Universität Berlin. Von J. Vahlen 69
14. Die Romantik des deutschen Studentenlebens. Von C. Beyer . 74

c) Zur Sprache und Literatur.

15. Das geistige Gepräge der deutschen Sprache. Von Oskar Weise . 79
16. Zufälliger oder sinniger Gebrauch des deutschen Geschlechtswortes? Von Hermann Schrader 86
17. Die Brüder Grimm. Von Wilhelm Scherer 93
18. Die beiden klassischen Perioden der deutschen Nationalliteratur. Von A. F. C. Vilmar 101
19. Lessing. Von Erich Schmidt 107

Seite
20. Schillers geistige Eigenart. Von Wilhelm v. Humboldt 113
21. Deutsche Charakterzüge in Goethes Leben, Denken und Dichten. Von Paul Lorentz 119
22. Wie soll sich Goethes Persönlichkeit der Jugend darstellen? Von Wilhelm Münch 126
23. Aus der Werkstätte der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Von Alois Brandl 133

d) Zur Geschichte.

24. Die Aufgaben des Geschichtsschreibers. Von Heinrich v. Treitschke 137
25. Luther und die deutsche Nation. Von Heinrich v. Treitschke . . 141
26. Philipp Melanchthon. Von Adolf Harnack 147
27. Aus dem Staate Friedrichs des Großen. Von Gustav Freytag . 152
28. Friedrich der Große und Maupertuis. Von Hermann Diels . . 157
29. Königin Luise. Von Theodor Mommsen 166
30. Kaiser Wilhelm I. Von Otto Fürst von Bismarck 171
31. Bismarck. Von Rudolf Haym 176
32. Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff 181

e) Zur Philosophie und Kunst.

33. Das klassische Zeitalter der deutschen Philosophie. Von Adolf Lasson 187
34. Deutsche Kunststädte. Von W. H. Riehl 192
35. Ludwig Richter. Von V. Paul Mohn 197
36. Die charakteristischen Züge der deutschen Musik. Von H. A. Köstlin 201

f) Zur Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre.

37. Der Kampf ums Recht. Von Rudolf v. Jhering 204
38. Gegenwart und Zukunft der Familie und die Frauenfrage. Von Gustav Schmoller 206

g) Zur Medizin und Naturwissenschaft.

39. Das Denken in der heutigen Medizin. Von E. v. Leyden . . . 214
40. Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten. Von Hermann v. Helmholtz 216
41. Alexander von Humboldt. Von Wilhelm Förster 221
42. Die Bedeutung der Chemie. Von Justus v. Liebig 228

h) Einige Briefe hervorragender Persönlichkeiten.

43. An ihren Vater. Von Königin Luise 232
44. An Schiller. Von Johann Wolfgang v. Goethe 235
45. An Goethe. Von Friedrich v. Schiller 236
46. An seine Braut. Von Helmuth v. Moltke 238

I

Zur deutschen Landes- und Volkskunde

1. Deutschlands geographische Gestaltung und ihre Beziehung zum wirtschaftlichen Leben.

Werner Sombart.

Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Berlin, Georg Bondi 1903. S. 103—108.

Was sich dem aufmerksamen Beobachter zunächst darbietet, wenn er seinen Blick über die Landkarte von Deutschland schweifen läßt oder wenn ihn seine Reisen oder sein Wohnsitz in die verschiedenen Teile des großen Reiches verschlagen, ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der geographischen Gestaltung dieses Landes.

Vor allem ist es der große Gegensatz von Niederland und Hochland, der Deutschland vor allen Ländern auszeichnet. In keinem andern Völker- und Staatengebiete Europas, bemerkt darüber ein so ausgezeichneter Kenner des deutschen Landes wie Kutzen mit Recht, findet eine so eigentümliche senkrechte Gliederung statt, in keinem ein solcher Gegensatz massenhafter Trennung und massenhaften Nebeneinanderliegens einer fast völlig flachen und einer fast durchgängig mit Gebirgen und Hochebenen gefüllten Hälfte.

Rußland mit Polen besteht aus einer einzigen ungeheuren Ebene von Feldern, Wäldern und Steppen, die im Innern an mehreren Stellen nur durch einige Hügelreihen und Landrücken eine Unterbrechung erleidet und erst an den weit entlegenen Grenzen teilweise von hohen Gebirgszügen umschlossen wird. Auch in dem schachbrettartig gegliederten Frankreich hat die Ebene wenigstens einiges Übergewicht, obwohl es an Gebirgslandschaften nicht fehlt; aber nur eine, die der Cevennen, befindet sich in seinem Innern, die übrigen liegen gegen die Grenzen hin. In Spanien herrscht das von Gebirgsketten durchzogene und umrandete Hochland, das für weite Ebenen fast

keinen Raum läßt. Die Balkanhalbinsel ist von mächtigen Gebirgen erfüllt, die mit viel größeren und kleineren Armen nach allen Seiten ausgreifen und dadurch ein Gitterwerk zahlloser kleiner Gebirge und Ebenen gestalten. Ebenso durchzieht Italien der lange Gebirgszug der Apenninen, links und rechts viele Äste aussendend, die sich wiederum vielfach verzweigen, und nur im Norden weitet es sich zu einer größeren Ebene. Die gewaltige, vielfach zerklüftete Felsmasse von Skandinavien ist gebirgig im Norden wie im Süden, mit wenig Spielraum für umfassende Ebenen. Und endlich England hat zwar im Westen weit mehr das Gepräge eines Gebirgslandes als in dem östlichen Teile, aber auch dieser ist fast durchweg Hügelland.

Die Vergleichung Deutschlands mit den übrigen Ländern Europas belehrt uns zugleich, daß in allen diesen mehr oder weniger eine gewisse Naturform der Oberflächenbildung, in Deutschland dagegen die größte Mannigfaltigkeit vorwaltet. Wir treffen hier einen reichen Wechsel harmonisch geordneter Hochgebirgsländer, Hochflächen und Stufenländer mit den verschiedenartigsten Stromnetzen, ferner Mittelgebirge aller Art und weite Flach- und Tiefländer.

Wir finden hier das Tiefland des slawischen Ostens, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebene der britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der griechischen, die Regelmäßigkeit der italienischen und die Hochlandbildung der spanischen Halbinsel. Deutschland ist also vor allen übrigen Ländern mit dem Charakter Europas überhaupt ausgestattet, welches nicht wie andere Erdteile eine bestimmte herrschende Eigenart in sich trägt, sondern eine Vereinigung aller Oberflächenformen und diese in der größten Mannigfaltigkeit auf seinem Raume darbietet.

Aber man wird doch, um Deutschland vollständig zu charakterisieren, hinzufügen müssen: allerdings enthält es von allem etwas; aber alles in einem bescheidenen Mittelmaße. Man wird das zugeben können, ohne darum aufzuhören, das Land als Heimat zu lieben. Der Samojede liebt seinen von Eis und Kieseln bedeckten Erdrücken, auf dem er Lieb. und Leid erfahren, auf dem er seine Brut großgezogen hat, nicht weniger, ja vielleicht noch wärmer und inniger als der Schweizer seine schönen Berge oder der Kampane sein Liristal.

Aber, was Theodor Fontane von der Mark Brandenburg sagte, bleibt doch eben zu recht bestehen, wenn es sich um so dürftige Strecken Landes handelt, wie sie das Deutsche Reich umspannt: man muß dort geboren sein, um sie lieben zu können. Es fehlt uns das volle Schöne nicht minder wie das grandios Öde oder Schreckliche in unsern Landen. Nichts von der monotonen Endlosigkeit der russischen Steppen, über denen Sommer und Winter ein gleich starres Despotenregiment führen; nichts von der Majestät nordländischer Fjorde; nichts von der Sonnigkeit und dem warmen Duft französischer Lande; nichts von der satten, ruhigen Schönheit des blauen Südens. Nur wo das Meer braust, auf den endlosen Dünen und im Abendscheine auf der blühenden Heide steigt ein Zug von Großartigkeit in unser Vaterland hernieder: aber dies macht doch nicht dessen Eigenart aus.

Und wie das Land, so die Luft, die darin weht. Alle Darsteller der klimatischen Verhältnisse Deutschlands kommen darin überein, daß auch sein Klima sich auszeichne durch eine gesunde Mittelmäßigkeit, die sich fern hält von allerhand Extremen nordischer Winter- oder südlicher Sommerlaunen. Ein „Mittelklima", um den Ausdruck Kutzens zu gebrauchen, dessen Eigenarten dem Leser ja nicht unbekannt sein werden. Ziffern mitzuteilen über Durchschnittstemperaturen, Niederschlagsmengen und dergleichen hat wenig Zweck. Denn was nützt es einem, wenn man weiß, daß die durchschnittliche Jahrestemperatur in Breslau 8,3 und in Frankfurt a. M. 9,7° Celsius, oder daß die mittlere Januartemperatur in Dresden — 0,2°, die mittlere Julitemperatur dagegen ebenda 18° beträgt. Halte man fest, daß es auch in Deutschland im allgemeinen im Winter kälter ist wie im Sommer, im Norden kälter wie im Süden, und daß die Abstände zwischen den Temperaturextremen um so größer sind, je weiter der Ort vom Meere entfernt ist. Auch Ziffern über die Sonnenscheindauer nützen wenig. Oder kann man etwas damit anfangen, wenn ich feststelle, daß in Marggrabowa die Sonne im Jahre 1742 Stunden, dagegen in Poppelsdorf bei Bonn nur 1618 Stunden scheint? Etwas mehr bedeuten wohl schon die Verhältnisziffern: jene 1742 Stunden sind 39 von 100, diese 1618 dagegen 36 von

100 Stunden möglichen Sonnenscheins. Nirgends in Deutschland scheint uns die Sonne auch nur die Hälfte der Zeit, während der sie am Himmel steht; in den meisten Gegenden nur den dritten Teil dieser Zeit. Also meistens grau erscheint dem Deutschen die Welt; voller Wolken und Nebel. Und dazu der Regen, der sich ja bei uns ebenfalls über das ganze Jahr verteilt; mit Bevorzugung jedoch des Sommers: im Juli regnet es in fast allen Gegenden Deutschlands doppelt und dreifach so viel wie in den Winter-, Frühjahrs- oder Herbstmonaten.

Was hat dieses alles mit dem wirtschaftlichen Leben eines Landes zu tun? Mehr doch, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Landschaft und Klima sind zunächst dadurch bedeutsam, daß sie von bestimmendem Einfluß auf die Gestaltung der ökonomischen Energie, wie man es nennen könnte, sind.

Das rauhe Klima erzeugt den Bedarf nach einer größeren Menge wirtschaftlicher Güter und damit die Notwendigkeit, sich um ihre Beschaffung zu mühen. Den göttlichen Lazzaroni, der, in ein paar Lumpen gehüllt, sich auf den Steinplatten der Chiaia behaglich sonnt, und dessen Tagesration eine Handvoll Kastanien, eine Zwiebel, eine Melone sind, ficht natürlich der bittre Kampf ums Dasein viel weniger an, als den Nordlandssohn, der für warme Kleidung, wetterfeste Wohnung und kompaktere Nahrung Sorge tragen muß. Der trübselige Gedanke, daß der Mensch arbeiten, schuften müsse, ja daß er zu nichts anderem auf der Welt sei, setzt sich unendlich viel schwerer in dem Hirn eines sorglosen Südländers als in dem eines von Sorgen um das tägliche Brot schwer geplagten Hyperboräers fest. Aber diesem wird es auch viel leichter gemacht als jenem, sich in das Joch der Arbeit zu gewöhnen. Was soll man denn den größten Teil des Jahres in einem Lande wie Deutschland anfangen, wenn man nicht arbeitet? Die Natur zwingt einen ja förmlich dazu, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, während im lachenden Süden die Sonne unaufhörlich zum süßen Nichtstun lockt. Nur wo der Himmel blaut, gibt es ein dolce far niente. Weiter: der gemäßigte Norden wirkt energiesteigernd dadurch, daß er die ununterbrochene Tätigkeit leichter macht. Und auf dieser ruht ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges: allzu große Kälte ebenso wie allzu große

Hitze bilden ein schwer zu überwindendes Hindernis für einen stetigen Arbeitsprozeß. Aber das Klima bestimmt die Vorgänge des Wirtschaftslebens noch viel unmittelbarer durch seine Schranken setzende Kraft. Es bezirkt, wie jedermann weiß, den Kreis von Produkten, den namentlich die Landwirtschaft erzeugen kann, und wird damit natürlich wiederum bestimmend für das Ausmaß ebenso wie für die Eigenart der Ernährungsmöglichkeit einer Bewohnerschaft.

Neben dem Klima kommt hierfür die Beschaffenheit des Bodens in Betracht. Auch sie ist nun fast nirgends eine solche in Deutschland, daß man sagen könnte, das Mittelmaß sei erheblich überschritten. Kein Wein-, Gemüse- und Obstland, das sich über ganze Provinzen erstreckte, wie in Frankreich oder Italien, sondern nur kleine Endchen davon im Rheintal und einigen Teilen Südwestdeutschlands; kein Wiesenland in erheblicher Ausdehnung mit feuchtem Klima, das der Viehzucht leichten Stand gewährte — denn die Marschen im Nordwesten Deutschlands mit ihren insgesamt 81 Quadratmeilen sind doch nicht zu vergleichen mit den entsprechenden Gebieten Frankreichs oder Englands; keine unabsehbaren Strecken fruchtbaren Schwemmlandes, das in üppiger Fülle Getreide zu tragen vermöchte, wie etwa die Schwarzerdegebiete Rußlands. Dafür aber einen Posten sterilen Ton- und Sandbodens von solcher Ausdehnung, daß er genügt, die natürliche Durchschnittsergiebigkeit der deutschen Landwirtschaft unter diejenige der meisten Kulturstaaten zu senken. Zumal gilt dies von demjenigen deutschen Bundesstaate, der den größten Teil von Norddeutschland umfaßt: dem Königreich Preußen. Etwas günstiger mag das Gesamtbild des ganzen deutschen Reiches sich gestalten; viel günstiger auch wohl kaum. Für Preußen aber haben wir die gewissenhaften Zusammenstellungen August Meitzens und seiner Mitarbeiter in dem großen Werke: „Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats." Danach betrug in dem Preußen alten Bestandes (vor der Eroberung Hannovers, Hessen-Nassaus und Schleswig-Holsteins) der Anteil sterilen Bodens an der Gesamtfläche über zwei Fünftel: die „ungünstigen Tonböden und Sand- und Moorböden" machten 42,9 % aus. In dem „gesegneten" Rheinland sogar 46,6 %, beinahe soviel wie in der Provinz Brandenburg, wo

über die Hälfte des Bodens (52,6 %) der gekennzeichneten Kategorie minderwertigen Landes angehörte. Ein Drittel, etwa 34,4 %, des Kulturbodens in der preußischen Monarchie wurde als Mittelboden („gemischte sandige Lehm- und lehmige Sandböden") charakterisiert, und nur ein Fünftel galt als guter Boden („günstige Lehm- und Tonböden"). Teilt man aber das ganze Ackerland in acht Klassen ein nach dem Reinertrag, den es liefert, so ergibt sich, daß beinahe die Hälfte (46,1 %) des gesamten Kulturbodens (und zwar in der preußischen Monarchie heutigen Bestandes) den beiden letzten Klassen angehört, d. h. weniger als 3 Mark Reinertrag vom Morgen abwirft und fast drei Viertel (73,8 %) den drei letzten Klassen (weniger als 6 Mark Reinertrag) zuzurechnen sind. Unterscheidet man die einzelnen Bodenkategorien des preußischen Staats nach ihrer für den Fruchtbarkeitsgrad bedeutsamen geologischen Natur, so findet man, daß „Vorland" und Marschen, also im wesentlichen das Alluvialland noch nicht ein Zehntel der Gesamtfläche ausmachen (7,5 %), daß ein knappes Viertel (24,4 %) Gebirgsland ist, etwas mehr als ein Viertel (27,9 %) diluviale Hügellandschaft, dagegen zwei Fünftel (40,2 %) aus Sandebenen und Moor bestehen.

2. Deutschlands Nachbarn.

Friedrich Ratzel.

Deutschland. Leipzig, Grunow 1898. S. 8—17.

Deutschland ist umgeben von drei Großstaaten: Rußland, Österreich-Ungarn, Frankreich, von drei kleinen Königreichen: Holland, Belgien und Dänemark, und von der Schweiz und Luxemburg. In Freud und Leid hat es die Folgen davon zu empfinden gehabt, daß es so das nachbarreichste Land Europas ist. Wenn sich die Nachbarn befehdeten, fochten sie ihre Streitigkeiten am bequemsten auf dem Boden aus, der sie trennte; vertrugen sie sich dann wieder, so lag es nahe, daß sie einander Zugeständnisse auf Kosten dieses Bodens machten, den sie fast schon wie ein gemeinsames „Niemandsland" ansahen. Im weiten Umkreis Europas gibt es kein Volk, von den

Spaniern bis zu den Mongolen und von den Finnen bis zu den Mauren, daß sich nicht auf deutschem Boden geschlagen hätte. Und wie zahlreich sind allein seit dem westfälischen Frieden die Friedensschlüsse, aus denen unser Boden verkleinert hervorging! Das Wort Völkerschlacht ist bezeichnenderweise ein eigentümlich deutsches; leider gilt es nicht bloß von dem viertägigen Ringen bei Leipzig. Denn wie viele Schlachten sind seit den Hunnen- und Ungarneinfällen auf deutschem Boden mit und von nichtdeutschen Völkern geschlagen worden!

Die Natur und die Geschichte geben den Beziehungen Deutschlands zu jedem einzelnen Nachbarn besondere Merkmale und Folgen, die man am besten versteht, wenn man das Beisammenliegen Deutschlands und seiner Nachbarländer in Mitteleuropa, dem engeren wie dem weiteren, betrachtet. Sehen wir zunächst Rußland. Das ist der größte und nach Natur, Geschichte und Zukunft fremdeste Nachbar, den Deutschland hat, denn an der deutsch-russischen Grenze grenzen Mittel- und Osteuropa aneinander. Osteuropa ist aber nicht von Asien zu trennen. So spinnen sich durch Rußland die einzigen Fäden unmittelbaren Zusammenhangs von Europa zu seinem großen Nachbarkontinent. Die selbständige Entwicklung Rußlands hat von Mitteleuropa asiatische Einflüsse abgehalten und in dieser Beziehung stimmt die geschichtliche Stellung Rußlands mit der Österreichs und Ungarns überein. Aber zugleich ist damit auch das Wachstum Deutschlands nach der einzigen Seite gehemmt worden, wo Europa an Weite und Breite, kurz an Wachstumsmöglichkeiten gewinnt. Rußlands neueste, auf den Ausbau seiner inneren und besonders der europäisch-asiatischen Verbindungen gerichtete Phase birgt für Deutschland die Hoffnung auf eine Aufschließung seiner bisher fast verschlossen gelegenen Ostseite nach Asien hin, zugleich aber die Gefahr eines neuen nachhaltigeren Druckes lang aufgesammelter europäisch-asiatischer Massen auf dieselbe Ostseite. Österreich-Ungarns Lage zu Deutschland ist in manchen Beziehungen der Rußlands ähnlich. Österreich-Ungarn trennt Deutschland vom Orient; während es früher Vormauer war, ist es in der Entwicklung zum Durchgangslande schon viel weiter fortgeschritten als Rußland. Aber so wie die Donau Deutschland und Österreich verbindet, so sind sie auch in anderer Beziehung aufeinander hingewiesen.

Beide liegen in Mitteleuropa, wo ihre heutige Lage die Folge eines bis in die Neuzeit fortgesetzten Ostwachstums deutscher Völker in slawische Gebiete ist. Sie sind im alten und im neuen römischen Reiche beisammen gewesen. Darum ist auch in dem Allianzvertrage von 1879 das feste Zusammenhalten beider Reiche „ähnlich wie in dem früheren Bundesverhältnis“ ausgesprochen worden. Während aber Rußland über Deutschland nach Norden hinausragt, bedeutet Österreichs Überragen in südlicher Richtung die Verbindung mit dem Mittelmeer. In dieser Beziehung gleicht die Nachbarschaft der Schweiz derjenigen Österreichs. Beide Länder haben bei ihrer Loslösung aus dem Deutschen Reiche die alte Verbindung Deutschlands mit dem Mittelmeer abgeschnitten, die einst eine Lebensverbindung war. Daher sind sie auch heute die wichtigsten Durchgangsländer für den deutsch-mittelmeerischen Verkehr. Außerdem aber umschließt die Schweiz noch Teile des alten Burgund, der natürlichsten Verbindung Mitteleuropas durch Rhône und Saône mit dem westlichen Mittelmeer, zugleich der einzigen außeralpinen. Der größere Teil Burgunds ist an Frankreich gefallen. Deutschland und Frankreich liegen nebeneinander wie zwei Blätter eines Fächers, dessen Stiel einst beider Alpenanteile und Burgund gebildet haben. Süddeutschland und Nordfrankreich entsprechen einander in der Zonenlage, daher auch im Klima. Norddeutschland hat nichts ähnliches in Frankreich, Südfrankreich nichts in Deutschland; Frankreichs Eigentümlichstes liegt also im Süden, Deutschlands im Norden. Nordfrankreich wäre dafür Norddeutschland näher gerückt durch das Meer und das gemeinsame Tiefland, wenn nicht Belgien dazwischen läge, dessen ausgezeichnete, tief in der Richtung auf Deutschland einschneidende Scheldebucht den nordwestlich gerichteten Verkehr Deutschlands mächtig anzieht. Die Linie Berlin-Paris schneidet Brüssel. Belgien, überwiegend germanisch, aber auch überwiegend französiert, wird dem deutschen Verkehrsorganismus als Weg zum Meer für dessen gewerbtätigste Provinzen immer enger angegliedert. Luxemburg ist durch die Eisenbahnen und industriell ein Teil dieses Organismus, was die Zugehörigkeit zum Zollverein verbrieft. Von Aachen bis zum Dollart legen sich die Niederlande vor Deutschland, das sie von den Maas- und von den Rheinmündungen

trennen. Dadurch entsteht Deutschlands unorganischste, in jedem Sinne schlechteste Grenzstrecke. Belgien, Luxemburg, die Niederlande sind Stücke des alten Lotharingen und des jüngeren burgundischen Reiches, und deshalb sind sie Länder der deutsch-französischen Übergänge, Übergriffe, Kämpfe und Verdrängungen. In dieser Hinsicht haben sie viel Ähnliches mit Elsaß-Lothringen und der Schweiz. Daß die Schweiz, Belgien und Luxemburg neutrale Staaten sind, macht, daß sie wie große Seen an unserer Grenze liegen. Solange diese Neutralität aufrecht erhalten wird, liegt darin eine Verbesserung unserer Lage zu diesen Ländern, die unser Reich wie herabgefallene Trümmer einen alten Turm umlagern. Als letzten Nachbarn müssen wir Dänemark nennen, das sich unmittelbar nur in einem schmalen Streifen der cimbrischen Halbinsel mit Deutschland berührt. Der Schwerpunkt Dänemarks liegt aber auf den Inseln, von denen Fünen in Sicht der schleswig-jütischen Grenze, Seeland vor dem Eingang in die Ostsee, Bornholm der Odermündung gegenüberliegt.

Auch die Länder, die jenseits der deutschen Meere liegen, sind unsere Nachbarn; wie oft haben sie sich mit ihren Kriegs- und Kaperschiffen und Landungstruppen viel unbequemer gezeigt als die Landnachbarn, deren Kräfte von schwerfälligerer Bewegung sind. Man spricht gewöhnlich nicht von Nordseemächten, weil die Nordsee zu wenig geschlossen, mehr nur Durchgangsmeer ist. Aber Englands Beziehungen zu Deutschland suchen den Weg über die Nordsee. Die Nordsee kreuzten einst die Angeln und Sachsen, die nach England übersetzten, und die Hansekaufleute, die jahrhundertelang den englischen Handel beherrschten. Als England selbständiger geworden war, erschien ihm das durch die Nordsee von ihm getrennte Deutschland weit hinter dem näher gelegenen Frankreich und den einst seemächtigen Niederlanden. Schwer gewöhnte es sich seit 1870 an die Vorstellung eines zweiten mächtigen Nachbars. Seitdem ist aber Deutschland immer größer am Nordseehorizont emporgestiegen; es nimmt heute auch mehr als jedes andere europäische Land von der englischen Ausfuhr auf. Die Niederlande dagegen, an demselben Südufer der Nordsee gelegen, standen stets näher bei Deutschland; in friedlicher

Wechselwirkung und in scharfem Wettbewerb knüpfte sich ein Band tieferer Gemeinschaft. Es liegt auch darin begründet, daß Deutschland von dem Augenblick an, wo es die in seiner Nordseelage gegebenen Machtmittel kräftiger nützt, in die Stelle einrückt, die der Niederlande Niedergang offen gelassen hat.

Immer bleibt die Nordsee für Deutschland der Weg zum Ozean, und insofern hat die Nordsee für Deutschland eine größere Bedeutung als für irgend eine andere Macht der Welt.

Die Ostseemächte sind eine viel geschlossenere Gesellschaft. Man hat die Ostsee mit dem Mittelmeer verglichen. Das ist zuviel; denn an die Ostsee grenzen nicht Kontinente, und durch die Ostsee führt keine Weltstraße, wie die, die den Isthmus von Suez schneidet. Die Ostsee ist auch siebenmal kleiner als das Mittelmeer. Daher ist sie ein dänisches, ein hansisches, ein schwedisches Meer gewesen. Deutschland und Rußland sind heute durch die Ausdehnung der Küste und des Hinterlandes und die Stärke ihrer Flotten die ausschlaggebenden Ostseemächte. Dänemark ist noch immer durch den Besitz der Straße nach der Nordsee wichtig. Aber der Nordostseekanal hat Deutschlands Stellung an der Nordsee mit seiner Ostseestellung in Verbindung gesetzt und macht es möglich, daß Deutschland nun ein weitaus größeres Gewicht in die Wagschale der Ostseeinteressen legen kann als irgend eine andre Macht. Längst sind die Zeiten vorbei, wo England oder die Niederlande im Seeverkehr der Ostsee die ersten waren. Schweden pflegt von Norden her, wohin es durch die kräftige Entfaltung Preußens aus seinen Pommern und Mecklenburg beherrschenden Südstellungen zurückgedrängt worden ist, heute mit Deutschland einen weit lebhafteren Verkehr als mit allen anderen Ostseeländern.

Nord- und Ostsee sind Ausläufer des Ozeans. Deutschland ist also auch eine atlantische Macht. Aber da es nicht an den offenen Ozean grenzt, führen die Wege seiner Häfen zum Ozean alle an den Küsten der Niederlande, Belgiens, Frankreichs, Englands oder Schottlands und Norwegens vorbei. Unsere Bremer und Hamburger Ozeandampfer haben bei der Fahrt aus der Elbe und aus der Weser nach den atlantischen Häfen Nordamerikas ein volles Zehntel ihres Weges in der Nordsee und im Kanal zurückzulegen. Das bedeutet bei der Natur

dieser Meeresteile nicht bloß Zeitverlust, sondern auch vermehrte Gefahr.

Diese Lage hinter den eigentlichen atlantischen Mächten ist in der Natur gegeben; dagegen wurzelt in der traurigen Geschichte Norddeutschlands seit dem Niedergang der Hanse die Zurückdrängung Deutschlands nach dem Festlande. Weder in der Nordsee, noch in der Ostsee hat Deutschland vorgeschobene Besitzungen. Die Zeiten sind lange vorbei, wo die Hanse auf Bornholm und Gotland saß. Darum haben wir in der Erwerbung Helgolands eine große Tat gesehen; denn es war der erste Schritt aus dieser Zurückdrängung heraus. Vergessen wir nicht der Zeiten, wo Dänen, Engländer, Schweden und Polen die Inseln, Flußmündungen und Küstenstrecken der deutschen Meere uns entfremdet, das Reich verstümmelt hatten, wo die Nation verkümmerte.

3. Die Bedeutung der deutschen Kleinstaaten für unsere Zeit.

W. Rein.

Aus: Wartburgstimmen. Jg. 1, Heft 1. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt 1903.

Ein gütiges Geschick hat Deutschland vor dem Schicksal Frankreichs bewahrt, vor der straffen Zentralisation der geistigen und künstlerischen Interessen in der einen Hauptstadt Paris. Hier ist für Frankreich das eine Zentrum gegeben, zu dem sich alles drängt, was Bedeutung gewinnen und von sich reden machen will. Dieses Zentrum ist der Lichtquell, der Frankreich erleuchtet; je weiter weg von dieser Zentralsonne, um so dunkler, um so stiller wird es. Deutschland besitzt viele Mittelpunkte geistigen und künstlerischen Lebens, unter denen einige besonders hervorstechen, wie Berlin, München, Wien u. a. Gegenüber der geistigen Zentralisation Frankreichs erscheint Deutschland dezentralisiert. Und ein Glück haben wir dies genannt.

Möglich, daß dieser Verschiedenheit tiefere Unterschiede im Volkscharakter zugrunde liegen. Ist doch Frankreich Jahrhunderte früher

zu politischer Einheit gelangt als wir, und zwar in einer weit strafferen Form; ist doch nirgends die zentralisierende Tendenz auf allen Gebieten des Staatslebens in so rücksichtsloser Weise durchgedrungen wie auf französischem Boden. Man denke nur an die konsequente Organisation der Université de France Napoleons des Ersten! Dagegen bäumt sich der individualistische Grundzug der germanischen Volksseele auf. Er hat die politische Zusammenfassung des Reichs unendlich erschwert; die besondere Eigenart der deutschen Stämme hat sich nur zu oft in feindseligem Ringen gegeneinander geltend gemacht. Aber die tief wurzelnde Neigung nach individueller Gestaltung und eigenartiger Bildung hat uns andererseits davor bewahrt, zu einer einzigen Masse zusammenzuschmelzen, in der die Besonderheiten der einzelnen Stämme und Staaten unterschiedslos aufgelöst erschienen.

Nicht selten hat das Ausland bitteren Spott über unsere Kleinstaaterei ausgegossen, und auch im Inlande hat es nie an Stimmen gefehlt, die ihren Witz an dieser Erscheinung übten. Und es soll nicht geleugnet werden, daß sie auch reichlich Veranlassung dazu gegeben hat und noch gibt. In engem Kreis verengert sich der Sinn; das Leben kann leicht einen philiströsen, engherzigen und beschränkten Zug annehmen. Die Dürftigkeit der Mittel, die überall Hemmnisse bereitet, wird hier doppelt fühlbar. Man möchte oft wohl, aber man kann nicht, gebunden an die Enge und Kleinheit der Verhältnisse. So ist man geneigt, die Mängel der Kleinstaaterei in scharfem Lichte zu sehen, zumal in Hinblick auf den großen Verwaltungsapparat, der in Bewegung gesetzt wird, und von dem man behauptet, er stehe nicht in rechtem Verhältnis zu den Arbeiten, die zu verrichten sind, und zu dem Erfolg, der aus ihnen hervorgeht.

Nicht wenige kommen daher zu einer Verurteilung der Kleinstaaten und zu ihrer Verwerfung. Sie bestreiten ihre Existenzberechtigung. Zu ihnen gehören namentlich diejenigen, welche zu dem regierenden Fürstenhaus keinerlei Beziehungen besitzen, weder direkte noch indirekte. Die Zahl derer, die sich direkter Verbindung erfreuen, wird naturgemäß immer sehr klein sein. Und auch die Gruppe derer, die in indirekter Berührung mit dem Fürstenhaus leben durch das Interesse und das Gefühl der Teilnahme, mit der sie die Schick-

sale des angestammten Hauses verfolgen, muß in einer Zeit immer kleiner werden, da die Bevölkerung in den einzelnen Staaten Deutschlands und vor allem in denen Mittel-Deutschlands ziemlich beweglich geworden ist und durch Zuwanderer von außen stetig in ihrer Zusammensetzung verändert wird. Der Stamm der Familien, in denen eine Jahrhunderte lange Tradition enge Fäden gemütlicher Art mit dem Fürstenhaus gesponnen hat und noch weiter spinnt, schmilzt immer mehr zusammen. Damit aber wird die Existenz der Kleinstaaten auf einen wesentlich anderen Boden hinübergeschoben als in früheren Zeiten.

Es kommt hinzu, daß der kritische Sinn des Volkes lebendiger ist als je. Die alte patriarchalische pietätvolle Auffassung ist dahin. Sie erstickte vielfach die Kritik an Personen und Verhältnissen im Keime. Jetzt entwickelt sich diese Ader, die im Deutschen unausrottbar pulsiert, ganz ungehindert. Vor allem in Thüringen. Der größte Kritiker, den nach Jesus die Welt gesehen, Dr. Martin Luther, war ein Thüringer Kind. Und von dieser Anlage ist reichlich genug übrig geblieben, wenn sie auch in der Freude am harmlosen Lebensgenuß ein gewisses Gegengewicht findet, das der Kritik die Schärfe nimmt.

So unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kleinstaaten heute mit weit schwierigeren Verhältnissen zu rechnen haben, als ehedem, abgesehen von der finanziellen Stellung zum Reich, in der ja eine ganz besondere Gefahr schlummert.

Es wäre aber durchaus falsch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Weiterentwicklung auf eine allmähliche Beseitigung der Kleinstaaten zugunsten einer politischen Zentralisation gerichtet werden müsse. Denn die Kleinstaaten haben eine Aufgabe für sich bewahrt, die ihnen ein volles Recht auf Weiterbestehen sichert.

Sie müssen sich nur dieser Aufgabe voll und ganz bewußt sein. Insofern haben sie ihr Schicksal in ihrer eigenen Hand.

Die politische Entwicklung und Einreihung in die Gesamtverfassung des Deutschen Reiches hat ihnen eine Reihe von Rechten genommen, die auf die Zentralgewalt übertragen wurden, aber etwas für das Innenleben außerordentlich Wichtiges, ja geradezu das Wichtigste ihnen überlassen: das Gebiet der geistigen Kultur, die

Pflege der religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, abgesehen von Aufgaben, die in das Gebiet der Verwaltung der äußeren Angelegenheiten fallen und sich eng mit den wirtschaftlichen Arbeitsfeldern berühren.

Letztere lassen wir hier, so bedeutungsvoll sie an sich sind, unberührt. Dagegen sei unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Aufgaben gerichtet, die auf dem Gebiete der inneren Kultur dem Kleinstaate zufallen.

Dabei springt uns vor allem ins Auge, daß dieser hierbei besondere Vorzüge entfalten kann, die dem Großstaat mehr oder weniger versagt sind. Zu diesen Vorzügen muß zunächst die Möglichkeit einer feineren Individualisierung gerechnet werden. Die kleineren Verhältnisse bedingen eine genaue und eingehende Kenntnis der Persönlichkeiten, auf Grund deren jede an die rechte Stelle gesetzt werden kann. Schwere Mißgriffe erscheinen beinahe ausgeschlossen. Wo sie zuweilen vorgekommen sind, betrafen sie die Heranziehung von Persönlichkeiten aus benachbarten Staaten, wobei eben eine genaue Personalkenntnis fehlte. Diese aber ist um so wichtiger, je mehr man daran denkt, der Herrschaft der Büreaukratie durch den Ausbau einer weitgehenden Selbstverwaltung ein Gegengewicht zu bieten.

Hier nun liegt, wie es uns scheint, der Schwerpunkt in der Aufgabe der Kleinstaaten: Freiheit geben für freie Bewegung freier Persönlichkeiten! Friedrich der Große hatte gewiß recht mit seinem Ausspruch, daß kein Gefühl mit dem Wesen des Menschen so innig verwachsen sei, wie das Gefühl der Freiheit. An dieses Gefühl wendet sich der Erzieher der Jugend im Hinblick darauf, daß er nichts Höheres tunk ann, als das heranwachsende Geschlecht zur Selbständigkeit im Sinne einer charaktervollen Persönlichkeit zu führen. Wieviel mehr sollte der Staatsmann daran denken und sich stetig das Wort Leopold v. Rankes vorhalten: „Nur aus der Bewegung der inneren Triebe, d. i. der beteiligten Interessen und Interessenkreise, wird das Leben geboren." Der Staat selbst ist nicht schöpferisch und kann es nicht sein, weder auf dem religiösen noch auf dem wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiet. In die Werkstatt der schöpferischen Geistestätigkeit kann kein Staat, und wäre er der mächtigste, hineingreifen.

Hier sprudeln die Quellen aus göttlichen Tiefen. Er hat zuweilen versucht, diese Quellen mit seinen Machtmitteln zu verstopfen; aber damit hat er nur das Gegenteil erreicht. So kann es allein darauf ankommen, die Ströme geistigen Lebens zu organisieren und in die rechte Bahn zu leiten mit Hilfe derer, die an diesem Leben interessiert sind.

Solche Organisation ist aber in kleineren, übersehbaren Kreisen weit eher durchführbar, als in großen Verhältnissen. In ersteren kann weit eher Freiheit gegeben und das Prinzip der Selbstverwaltung reiner durchgeführt werden, als in letzteren, wo jeder Fehler auch mächtigere Folgen nach sich zieht. Im Kleinstaat kann sich der Staat leicht und ohne Gefahr auf seine Hauptfunktionen zurückziehen und sich auf die Mitarbeit der interessierten Volkskreise verlassen. Geschieht dies in ausgiebiger Weise, so werden diese mit dem Gefühl der Wohltat erfüllt werden, einem Kleinstaat anzugehören. Wenn dagegen die Staatsgewalt in übertriebener Bevormundung alles an sich zu reißen sucht, wenn sie in Kleinigkeiten und Formalitäten erstickt und die großen, leitenden Gesichtspunkte der Dezentralisation aus dem Auge verliert, da darf man sich nicht wundern, wenn die Opposition gegen die Kleinstaaten, die man dann in ihrem ganzen Elend vor Augen hat, wächst, wenn selbst den Geduldigsten die Ruhe verläßt.

Der Kleinstaat wird auf die Dauer nur leben können, wenn er es versteht, das geistige Leben, das in ihm pulsiert, zu fördern und zu steigern. Dies geschieht nur auf dem Wege der Freiheit, da, wo der individuellen Entfaltung offene Bahn gelassen wird. Die Dinge der inneren Kultur wachsen und gedeihen am besten, wo sie von warmem Interesse getragen sind. Dieses Interesse aber stellt sich am nachhaltigsten und wirksamsten da ein, wo die Beteiligten nicht bloß Zuschauer sind, sondern wo sie sich in Mitarbeiter verwandeln. Wer mit raten, helfen, beschließen kann, interessiert sich viel tiefer für den Fortgang einer Sache, als der, dem alles von oben herunter befohlen wird.

Hier liegen, wir sagen es nochmals, die Hauptaufgaben der Kleinstaaten. Sie haben für die deutsche Kulturentwicklung ohne Zweifel auf diesem Wege Großes geleistet, und vor allem die

Thüringer Kleinstaaten. Wir erinnern an die Schulreform Herzog Ernst des Frommen in Gotha, der durch den Schulmann Reyher die Gedanken des Comenius aufnahm und ihnen eine Stätte bereitete, von wo sie dann nach Halle in die Franckeschen Stiftungen übergingen. Wir denken an die große Zeit, als Weimar das geistige Zentrum ganz Deutschlands bildete, und in unseren Tagen sei an die Anregungen, die von dem kunstliebenden Herzog von Meiningen, an die religiös-kirchlichen, die vom Prinzregenten von Gotha ausgegangen sind, erinnert. Und nicht zuletzt sei unserer Thüringer Universität gedacht. Eine Fülle großer Namen ist an den Häusern der kleinen Stadt Jena verewigt und mit der geistigen Entwicklung unseres Vaterlandes aufs innigste verbunden. Worin hat seit jeher die Anziehungskraft der kleinen Universität bestanden? Nicht zuletzt in dem Gefühl, daß hier eine Freistätte geboten war für freie wissenschaftliche Arbeit, die allein ihre Grenzen und Schranken in sich selber besitzt; daß hier in der Tat eine Gelehrten-Republik im Herzen Deutschlands aufgerichtet war, unabhängig von äußerem Druck, frei von den Fesseln des Beamtentums der Pflege der Wissenschaft hingegeben. Möchte ihr dieser Vorzug, den die Thüringer Kleinstaaten bisher gewährt haben, immer erhalten bleiben! Würde er ihr verloren gehen, dann würde der kleinen Universität viel von ihrem Reiz und von ihrem Wert genommen werden; ein Stück vom inneren Leben der Thüringer Kleinstaaten ginge dahin.

Diese Wirkung würde sich auch in Kirche und Schule nachteilig äußern. Denn zu eng ist die Universität mit Kirche und Bildungswesen unserer Landschaft verflochten. Auf beiden Gebieten kann der Kleinstaat eine führende Rolle einnehmen. Gerade hier kann er zeigen, was er vermag. Er darf sich allerdings nicht ins Schlepptau des Großstaats nehmen lassen; sonst ist seine Eigenart dahin, und die Frage drängt sich auf: Warum haben wir noch die teueren Kleinstaaten? Wenn sie in Kirche und Schule keine Initiative mehr entwickeln können, wenn sie hier nicht bahnbrechend vorgehen, wenn sie hier nicht zu Musterstaaten sich entwickeln, sondern mühsam nachhinken, ängstlich immer erst fragen, wie es anderswo sei, ob es sich bewähre, usw., dann untergraben sie selbst ihre eigene Existenz.

4. Der deutsche Wald.

P. D. Fischer.

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.
2. Aufl. Berlin, Springer 1896. S. 68—73.

Deutschland ist noch heutigen Tages bis zu einem vollen Viertel seiner Gesamtbodenfläche mit Wald bedeckt. Mit Ausnahme des Nordwestens, der von der Ems bis nach Schleswig-Holstein hin nur vereinzelte und im ganzen geringe Überreste seines alten Waldbestandes sich erhalten hat, verteilt sich der Waldreichtum über alle deutschen Länder, zwar nicht gleichmäßig, aber doch so, daß jedes einen beträchtlichen Anteil an diesem köstlichen Erbe aufzuweisen vermag. Preußen, das in dem Gesamtverhältnis von 23,3 Prozent Waldfläche hinter dem Durchschnitt von ganz Deutschland (25,7 Prozent) etwas zurücktritt, übersteigt diesen Durchschnitt in großen dicht bewaldeten Bezirken, wie Arnsberg mit 42, Wiesbaden 41,7, Coblenz 41, Kassel 39,2, Liegnitz 36, Frankfurt 35,4 Prozent, Trier mit 34 Prozent Waldfläche sehr beträchtlich und erreicht in einzelnen Kreisen des Regierungsbezirks Arnsberg, so in den Kreisen Arnsberg und Altena mit je 54,2, Olpe 65,1 und Siegen mit gar 71,9 Prozent Waldbedeckung eine Dichtigkeit, die selbst diejenige der waldreichsten deutschen Kleinstaaten, wie Meinigen mit 41,7 und Schwarzburg-Rudolstadt mit 45,4 Prozent Waldfläche noch bedeutend übertrifft. Weit über das deutsche Durchschnittsmaß erhebt sich der Waldbesitz in ganz Süddeutschland, da er in Baden 37,5, in Bayern 33, Hessen 31,3, Württemberg 30,8 und in Elsaß-Lothringen 30,6 Prozent der Bodenfläche erreicht.

Betrachtet man die Karte näher, welche in dem vom kaiserlichen statistischen Amte herausgegebenen Atlas der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung (1881) den deutschen Waldbestand nach Aufnahmen vom Jahre 1878 mittels einer neunfachen Abstufung von hellgrün zu dunkelgrün übersichtlich veranschaulicht, so bestätigt sich die Wahrnehmung, die sich jedem Reisenden aufdrängt, durchaus, daß unser Waldreichtum in erster Linie auf den immergrünen Forsten der deutschen Berge beruht. In dunklen Massen erheben sich auf jener

trefflichen Karte wie in der Wirklichkeit die Gebirgszüge der Vogesen und des Schwarzwaldes, des Karwendelgebirges und des bayrischen Waldes, der Donnersberg und der Hundsrück, Odenwald und Spessart, der Taunus, Westerwald und das weite Waldgebiet des Sauerlandes. Ebenso treten das Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, das Erzgebirge, welchem das gewerbfleißige Sachsen seinen verhältnismäßig hohen Waldbesitz von 27,7 Prozent des Areals verdankt, die Lausitzer und die schlesischen Bergzüge hervor. Der Harz und die hessischen Waldgebirge zeichnen sich wie Inseln gegen ihre weniger waldreichen Umgebungen ab.

Indes der deutsche Wald ist glücklicherweise nicht auf die Höhen beschränkt. Er findet sich auch im Hügellande und in der Tiefebene in ausgedehntem Umfange. In Oberschlesien erstreckt sich, im unmittelbaren Anschluß an das Gebiet der gewaltigen Kohlen- und Eisenindustrie, an der russischen Grenze ein Waldkomplex, der nahezu die Hälfte des gesamten Areals der Kreise Tarnowitz, Lublinitz und Rosenberg einnimmt. Der Waldreichtum des Regierungsbezirkes Frankfurt a. O. stützt sich gleichmäßig auf die starke Bewaldung des Hügellandes der Niederlausitz wie auf die zusammenhängenden Forsten, welche den Tallauf der Oder, der Warthe und der Netze durch die Neumark begleiten. Ihnen schließen sich die dichten Waldungen der Kreise Meseritz, Czarnikau und Birnbaum in Posen, Deutsch-Krone, Tuchel und Schwetz in Westpreußen an. Auch in Ostpreußen haben sich sowohl an einzelnen Stellen der Küste, wie im Kreise Labiau, als auch an der Seekette parallel der russischen Grenze umfangreiche Waldgebiete erhalten, wenngleich die Wildnis der masurischen und altpreußischen Wälder heute nur noch an vereinzelten Orten so dicht ist, wie sie uns in Ernst Wicherts lebensvollen Schilderungen aus der Zeit des Großen Kurfürsten entgegentritt. Auch in den Elbniederungen zeigt sich ansehnlicher Waldbestand bis weit hinab. Er reicht im Grunewald, im Köpenicker und Spandauer Forst, in der Jungfern- und der Tegeler Heide bis in die unmittelbare Umgebung der Reichshauptstadt, von deren Rathausturm bei einigermaßen klarem Wetter die Waldhöhen der Müggelberge und des Havelberges deutlich zu erkennen sind. Für die wanderlustigen Berliner sind diese leicht

erreichbaren Waldpartien, denen sich für weitere Ausflüge der Briese-lang, der Bernauer und der Oranienburger Stadtwald, das Blumental, die Umgebungen von Freienwalde und Eberswalde, der herrliche Choriner Forst anschließen, ein ebenso unschätzbares Kapital an Erholung und Erfrischung, wie der Sachsenwald und die schönen Wälder um Ludwigslust für die Hamburger. Selbst in dem Tieflande links der unteren Elbe, in der Lüneburger Heide, in der Weserniederung gibt es doch immer hier und da einen kleinen Waldstrich, zerstreute Baumgruppen und weithin ausgebreitete duftige Heiden, welche über die wirklich vorhandene Waldarmut argenehm hinwegtäuschen. Mit Ausnahme des beinahe ganz kahlen Landrückens zwischen der Ost- und Westküste von Schleswig, den man neuerdings mit großer Mühe neu aufzuforsten unternimmt, wird der Reisende in Deutschland nicht leicht eine irgendwie ausgedehnte Strecke durchfahren, ohne sich gelegentlich an dem willkommenen Ausblick auf umgrenzenden Waldhorizont zu erfreuen.

So ist es wohl nicht zu viel gesagt, daß Wald für jedermann in Deutschland entweder nahe gelegen oder doch unschwer zu erreichen ist. Der Vorschlag des alten Ernst Moritz Arndt, nicht nur alle Berge, gleichsam geheiligt wie die alten Götterhaine, zu bewalden, sondern auch das deutsche Flachland in Abständen von höchstens 1½ Meilen mit Waldstrichen von mindestens 1500 Fuß Breite zu durchziehen, die niemals kahl getrieben werden dürften, schoß in seinem Feuereifer für die Erhaltung der deutschen Wälderpracht weit über das Ziel hinaus. Der Wunsch des Forstästhetikers Heinrich von Salisch*), daß man von jedem Orte wenigstens einen Wald, und wäre es auch nur am Horizont, erblicken könne, und Waldausflüge von jedem Orte in einem Tage hin und zurück zu Fuß möglich seien, ist in Deutschland wegen der ungemein ausgedehnten Verbreitung des Waldbesitzes leichter als in vielen andern Ländern zu erfüllen.

Was dieser Waldbesitz für die deutsche Volkswirtschaft, für die Erhaltung der Fruchtbarkeit unseres Bodens, für die Gesundheits-

*) Forstästhetik, Berlin 1885. S. 89.

pflege und für die Sitten unseres Volkes bedeutet, das ist in trefflichen Schriften unserer national-ökonomischen, naturwissentschaftlichen und ethnographischen Literatur — ich erinnere nur an Wilhelm Roscher, v. Berg, Roßmäßler, Schleiden, Masius und W. H. Riehl — sowie insbesondere von einsichtigen Forstschriftstellern wie Burckhardt, Bernhardt, König und anderen oft ausführlich klargestellt worden. Eine Wiederholung oder auch nur kurze Zusammenfassung der wichtigen Waldfragen, welche sie erörtern, liegt außerhalb der Ziele dieser Betrachtungen. Aber wenn es sich für sie jetzt darum handelt, kurz zu zeigen, worauf der Reiz des Reisens in Deutschland beruht und was man in Deutschland sehen kann, dann stehen sie nicht an, den deutschen Wald an erster Stelle zu nennen und seiner Vorzüge in dankbarer Erinnerung zu gedenken.

Was den Griechen des Altertums und den Engländern der Gegenwart das Meer, das ist uns Deutschen der Wald; er ist das Element, in welchem unsere Seele sich ausweitet, über den Staub und den Druck des Alltages sich zu frischem Aus- und Aufblick erhebt, und das uns im Zusammenhange mit den ewig unerschöpflichen Quellen der Natur selbst natürlich und jung erhält. Und wie das Geheimnis der ewigen Jugend Homers nicht zum wenigsten darauf beruht, daß seine Gesänge vom Hauche des Meeres durchweht und von seinen Wellen umspült werden, wie die britische Poesie von Beowulf bis auf Enoch Arden durch einen kraftvollen Salzgehalt sich auszeichnet: so durchdringt ein Strom von Waldluft und Waldfreude wie ein unversieglicher Jungbrunnen die deutsche Dichtung von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag. Wer immer das Waltharilied zuerst gesungen, und wer es in die rauhen Hexameter der uns allein erhalten gebliebenen lateinischen Übersetzung eingekleidet haben mag: dem Sänger und dem Übersetzer hat des Wasgenwaldes Herrlichkeit klar vor Augen gestanden und sichtlich das Herz bewegt. Im Nibelungenliede, wo der Himmel sonst ziemlich schwer auf der Erde lastet, ist's bei der Beschreibung der Jagd im Odenwald, als ob die Wolken sich auseinanderschöben und lichte Sonne in das Waldesgrün hineinschiene. Unsere lyrischen Dichter werden seit Walther von der Vogelweide nicht müde, den deutschen Wald zu preisen: unsere

Volkslieder stimmen den vollsten Ton an, wenn sie von ihm singen und sagen: im deutschen Märchen redet selbst der Wolf dem Rotkäppchen zu, es möge doch um sich schauen, wie lustig es sei „haußen im Walde". Und noch heute ist allen richtigen Deutschen aus der Seele gesprochen, was Scheffel in der „Aventiure" den wackern Thüringer ausrufen läßt:

Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder geraten,
Verdank ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldspfaden:
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!

Während die Römer ein Schauder*) überfiel, wenn sie an Germaniens Wälder dachten, suchen wir sie auf, uns an ihrem Frieden, ihrem Schatten, ihrem Duft zu erquicken, unser Auge an ihrer Farbenpracht zu erfreuen, unsere überreizten Nerven in ihrer Ruhe wieder herzustellen.

5. Die Linde, der Baum des deutschen Volkes.

Aug. Sach.

Die deutsche Heimat. 2. Aufl. Halle, Waisenhaus 1902. S. 59—66.

Bei fast allen Völkern kehrt der sinnige Zug wieder, sich einen bestimmten Baum als Wahrzeichen zu wählen, in dem sie das Spiegelbild ihres Charakters erkennen, zu dem sie in Zeiten der Erniedrigung als zu einem Ideale aufschauen. Manche hielten selbst ihr Schicksal an diese Bäume geknüpft, indem sie den Glauben nährten, daß ihnen ein geheimnisvoller Segen daraus zuströme. Mit Stolz blickt der Morgenländer noch jetzt auf seine herrlichen Palmen, der Inder verehrt den heiligen Feigenbaum, der Perser die Zypresse. Die Gesänge

*) Tacitus, Germania c. 5 terra silvis horrida.

der Hellenen waren voll vom Preise des Ölbaums; der slawische Volksstamm hat sich die Birke erkoren.

Und auch der Deutsche hat seinen Volksbaum:

In dem frischen Eichenhain
Webt und rauscht der deutsche Gott!

so singt der für alles Vaterländische begeisterte Dichter; und wie er's meint, so meint man's allerorten. Die Eiche, heißt es, ist ein spezifisch deutscher Baum, unter dem unsere Väter schon ihre Götter ehrten und gegen den Varus siegten, und als Symbol kerniger Kraft sei sie von der Vorsehung gerade auf deutschen Grund und Boden gesetzt.

Aber die Eiche ist durchaus kein ausschließlich deutscher Baum, so sehr sich auch der kenntnislose Nationalstolz dadurch verletzt und beeinträchtigt glaubt. Sie ist fast über die ganze nördliche Erdhälfte ein allverbreiteter Baum und besonders in Frankreich und England am schönsten und massenhaftesten vertreten. Als eigentliches Land der Eichen ist sogar Nordamerika zu nennen, wo sie nicht nur viel zahlreichere Arten aufweisen als bei uns, wo sie wie in Kalifornien und in dem Stromgebiet des Mississippi auch so sehr den Charakter mancher Strecken ausmachen, daß diese im Volksmunde mit Recht nur die Oaklands, d. h. die Eichenwälder heißen. Als spezifisch deutschen Baum, der unser Symbol, unser Stolz, unser Vorbild, gewissermaßen unser Wappen sein soll, hat sie in der Tat auch erst die Neuzeit uns vorgeführt. So ist es nicht immer gewesen. Die Dichter sind erst seit Klopstock und zwar durch dessen Anregung in seinen Bardieten voll von Huldigungen und Lobsprüchen gegen sie, und erst die Romantiker wissen daneben auch den Buchenwald, in dem die Stämme wie schlanke Säulen emporsteigen und ein kühn geschwungenes Domgewölbe darstellen, nach seiner majestätischen, feierlichen Pracht zu schildern.

Mannigfach freilich ist die Eiche vormals den Göttern heilig gewesen. Bei Griechen und Römern war sie dem Olympier geweiht, aus ihrem Rauschen tönten ihnen Stimmen der Zukunft; der Deutsche und der Skandinavier sah das Haus des Donnergottes in ihrem Wipfel. Mit dem Fall der Eiche zu Geismar war die Bekehrung

der Hessen vollbracht. Schon aus Tacitus erfahren wir, daß die alten Germanen die Gottheiten zu hoch und herrlich hielten, um sie in enge Tempelmauern einzuschließen: ihre Götter wohnten in Hainen, wovon die Schilderung des Römers von dem Dienst der Erdmutter Nerthus auf einer heiligen Insel im Ozean ein bezeichnendes Zeugnis ist. Unter altehrwürdigen Bäumen, in denen die Götter nach der Anschauung des Volkes lebten, verehrte man sie. Da wurden Opfer gebracht, heilige Geräte und Altäre standen dort, und Tierhäupter hingen an den Baumästen. Die Wälder als solche waren Heiligtümer, und es wird die Eiche nirgends als zum Bestande solcher Wälder nötig erwähnt. Die Buche, die Esche, der Haselstrauch, Hollunder, Erlen und Fichten hielt man ebenso für göttlich, wenn auch an verschiedenen Orten, in Niedersachsen besonders, Spuren heiliger hundertjähriger Eichen sich erhalten haben, denen das Volk noch spät einen halb heidnischen, halb christlichen Dienst erwies.

Aber darum war sie noch nicht der dem Deutschen innerlich entsprechende Baum. Unsere Ahnen haben in seiner mächtigen Krone nur das Rauschen der Götter ganz besonders gespürt, vor ihm, auf dem die heilige Mistel wucherte, eine heilige Scheu empfunden. Daher durfte in solchen besonderen Heiligtümern, wie von dem Hain der Preußen zu Romowe überliefert ist, kein Baum gefällt, kein Zweig versehrt, kein Tier erlegt werden.

Das Herz unserer Urahnen hing jedoch an einem ganz anderen Baum, von dem ihre Dichter am liebsten träumten und das Volk in seiner Sage sich unterhielt, dem es sich voll innigster Sympathie erschloß, in dessen Anschauen es sich erwärmte, in dessen Schatten es des Lebens Ernst und Freude verlegte, eben weil in dessen gemütlichem Charakter der Deutsche sich selbst wiederfand. Und dieser Baum war die Linde, die ja in edler Mächtigkeit selbst mit der Eiche wetteifert und von allen Waldbäumen das höchste Alter erreicht.

Sie hatte der Deutsche sich auserkoren, wie sich aus seinen Überlieferungen, aus alter Sitte und Gewohnheit, aus der ganzen Literatur des Mittelalters klar erkennen läßt. Nicht erst Goethe, der außer den Göttinger Dichtern seine Liebe der Linde wieder zuwandte, läßt das Volk sich um die Linde reihen, seit alten Zeiten war es so:

Der Schäfer putzte sich zu Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Sie ist der Baum, der immer wiederkehrt im deutschen Lied und Volksleben. In dem Nibelungenlied wird sie allein bedeutungsvoll erwähnt, wo ein „Lindenblatt gar breit“ auf des Gehörnten Schulter fällt, nachdem er unter ihr den Drachen erschlagen, und am Brunnen im Odenwalde der herrliche Siegfried unter einer Linde in sein Blut sinkt. Walther von der Vogelweide erwähnt in all seinen Liedern die Eiche nicht, weiß immer und immer nur die Linde zu preisen, aus deren Wipfel die Nachtigall ihn und seine Minne grüßt:

Under der linden an der heide,
da unser zweier bette was.

Und ähnliches Lob klingt aus dem Munde aller anderen Dichter jener und der späteren Zeit. An der Waldgrotte, die Tristan mit Isolde bewohnt, rauschen drei Linden, unter ihnen fließt ein kühler Brunnen, und im Laube singt die Nachtigall, ja im Parzival wählt die treue Sigune eine Linde zum Ort ihrer stillen Trauer um den toten Gatten. So bezeugen es auch die Lieder in Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“, von denen Heinrich Heine sagt: „Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt es vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt eine Hauptrolle in diesen Liedern; in ihrem Schatten kosen abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat“. So lautet ein bekanntes Lied:

Es steht ein Lindlein in jenem Tal,
Ist oben breit und unten schmal;
Darauf da sitzt Frau Nachtigall,
Das kleine Waldvöglein vor dem Wald.

„Sing an, sing an, Frau Nachtigall,
Du kleines Waldvöglein vor dem Wald!
Sing an, sing an, du schönes mein Lieb!
Wir zwei müssen uns scheiden allhie."

Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum,
Er band's wohl an ein' Lindenbaum;
Sie half ihm in den Sattel so tief:
„Gesegne dich Gott, du schönes mein Lieb!'

Ein anderes in niederdeutscher Mundart beginnt:

Ik vörde se in mins vaders hof,
dar stat en grone linde,
dar op so singhet de nachtigal,
se singet se wel van minnen.

Unter der Linde sucht die Jungfrau den Geliebten und klagt, wenn sie ihn nicht findet, dem Baume ihr Leid; auf ihren Zweigen lassen die Vögel am süßesten ihre Stimmen ertönen, und dort denkt man am innigsten der frohen vergangenen Tage. Wie ist der süße, betäubende Duft der Blüten tiefinnerlich verstanden, wenn das alte Heldenbuch aus dem Glauben jener Zeit erzählt, daß unter dem Laubschatten der Linde gern die Zwerge ihr Wesen treiben und die Helden in Zauberschlaf verfallen! Auch die Reformationszeit redet zu uns fast nur von Linden, unter denen Luther gepredigt oder Bürger und Bauern von den evangelischen Geistlichen zusammengerufen wurden. Sprechender aber vielleicht als alles das ist ihre Anpflanzung an allen Wohnorten. In den Burghöfen der Ritter ward sie gepflegt, und auch vor den Burgen liebte man ihren Schatten. In den Städten prangte sie stolz und prächtig auf den Marktplätzen und vor den Toren, und Bürger und Bauern waren in gleicher Weise bedacht, sie vor ihr Haus zu pflanzen . . .

Das Christentum schloß sich der überlieferten heidnischen Vorliebe an, und in die den alten Göttern geweihten Linden setzte man besonders gern auch Heiligen- und Christusbilder. Manche sinnige Legende knüpft sich an solche Linden, und wie man von alters her bei den heiligen Bäumen Kapellen baute und Wallfahrtsorte dort entstanden, so hat man späterhin den somit auch christlich geehrten

Baum wieder in besonderer Weise an heiligen Plätzen vor Kirchen und Kapellen angepflanzt und die Verehrung der Linde als ein Vermächtnis der heidnischen Zeit in das Christentum herübergenommen. Der altpreußische Wallfahrtsort, die Heiligelinde, wird noch immer von Gläubigen stark besucht; hier hat man auch, durch eine besondere Sage veranlaßt, die Marienbilder meistens in die Krone einer nachgebildeten Linde gestellt; die Pforten des Vorhofs und der Kirche sind mit metallenem Lindenlaub verkleidet, und der Klostergarten prangt von natürlichen Lauben und Gängen von schönen Linden. So steht die Linde noch heute an vielen Stätten in uralter Herrlichkeit auf den Kirchhöfen, wo man nicht weniger als auf den offenen Dorfplätzen unter ihrem Schatten alle wichtigen Angelegenheiten verhandelte, die Gerichte abhielt oder die ländlichen Freudenfeste beging.

Die Linde war der Dingbaum, unter dessen weitem Gezweige besonders in sächsischen Landen die wichtigsten Begebenheiten, Beratungen und Beschlüsse der Gemeinde besorgt und auch die Rechtsurteile über Leben und Tod in einigen Gegenden Deutschlands, wie in der Mitte Holsteins, noch bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gesprochen wurden. Solche alte Linden stehen noch heute an vielen Orten. Die Unterschrift: „gegeben unter der Linde" wiederholt sich überall in den fürstlichen Verordnungen der früheren Zeiten, wie im Mittelalter die Ausdrücke: „unter den Linden vor der Kirch" oder „bei der Kirchen unter den Linden" bei Beschlüssen der Volksgemeinde. Auch die Femgerichte auf roter Erde wurden unter einer Linde abgehalten, wovon die berühmten Linden zu Dortmund noch Zeugnis geben. Zweimal hat der Blitz die eine getroffen, ihre Krone gebrochen, ihren Stamm bis zur Wurzel gespalten. Aus den zersplitterten Überresten sind aber wieder junge Zweige aufgesproßt und haben sich zu einer neuen Krone gestaltet. Das breite Laubdach beschattet einen verwitterten, bemoosten Tisch von Stein, dessen Platte noch den Reichsadler trägt. Neben diesem Adler lagen an Gerichtstagen die Insignien der heiligen Feme, das blanke Schwert, die graue Weidenschlinge; um diesen Tisch reihte sich einst der Kreis der Fronen und Schöffen, um über Leben und Tod desjenigen zu entscheiden, der vor diesen Königsstuhl vorgefordert war. Dieses letzte Denkmal der

Femgerichte sollte verschwinden, als der Plan zum Bahnhofe entworfen ward. Über das uralte Lindenpaar war bereits das Todesurteil gefällt, doch rettete es König Friedrich Wilhelm IV. Er bezahlte die große Summe, die das Leben der Linden kostete, und als die erste Lokomotive bei der Einweihung des Bahnhofes vorbeisauste, da stand er unter ihrem grünen schattigen Laubdache. Es ward ihm dabei eine alte Schelle überreicht, die einst unter den Linden erklungen, wenn der Freigraf den Kreis seiner Schöffen zu sich auf den Königsstuhl berufen hatte.

Die Linde ist unseren Ahnen auch der Baum der Freiheit und der Siegesbaum gewesen. Wenn der Feind überwunden war, pflanzte man sie zur heiligen Erinnerung, wie z. B. von einer Linde in der Stadt Freiburg berichtet wird, daß sie von den Einwohnern gepflanzt sei, als die Nachricht vom Siege der Schweizer bei Murten gekommen war. Zur Zeit der Ligue setzte jede Partei, wenn sie einen Ort erobert hatte, eine Linde auf den Hauptplatz; ward dieser Ort von dem Gegner wiedergewonnen, so hieb er die Linde des Feindes um und pflanzte eine neue Siegeslinde hin. Von einer Linde bei Hennstedt, vor der Aubrücke in Norderditmarschen, der „Wunderbaum" genannt wegen ihres immergrünen Laubes, ging die Sage, daß Ditmarschens Freiheit zugrunde gehe, wenn Blätter und Zweige verdorrten; 1559 begann sie zu altern, und einundzwanzig Jahre nach dem Verlust der Unabhängigkeit (1580), sagt der Geschichtsschreiber Neocorus, ging sie aus.

Der Baum oder doch sein Blatt findet sich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie auch der Name Linde aus unzähligen Ortsnamen herausklingt. Der slawische Name Lipa für Linde liegt anderen Orten zugrunde: Leipzig ist die schöne „Lindenstadt", und Lübeck an der Trave darf sich des gleichen Namens rühmen. Alles Hohe und Herrliche ward ihr daher auch nachgesagt; und eine uralte Meinung unserer Ahnen war, daß sie selbst Gold in ihrem Innern trage, das sie allein dem Erdboden zu entnehmen vermöge.

Und auch als Baum der Liebe hat ihn die deutsche Vorzeit verstanden. War er doch auch nicht einem Gotte geweiht, sondern einer starken und milden Göttin, der Hulda. So besingt ihn

Walther von der Vogelweide. Dort tanzt man, wenn der Frühling wiederkehrt, der am schönsten ist, wenn die Linden blühen und duften. Und als Liebesbaum und Frühlingsbaum zugleich hat von neueren Dichtern, vor allem Uhland, der aus der köstlichen Fülle des Mittelalters zu schöpfen wußte, die Linde, den starken und doch so lieben deutschen Baum, wieder besungen; seine heitere, mütterliche Milde ist kaum je schöner ausgesprochen, als in der bekannten weichmelodischen Strophe:

Ich saß bei grüner Linde
mit meinem trauten Kinde,
wir saßen Hand in Hand;
kein Blättchen rauscht im Winde,
die Sonne schien gelinde
herab aufs stille Land.

Die Linde ist der Baum, dessen süße Innigkeit, dessen gegemütlich ansprechende Fülle dem deutschen Gemütscharakter entsprach. Nicht die rohe Kraft und die ungestüme Gewalt ist ja das innerste Wesen unserer Vorfahren gewesen: das war vorwiegend der Charakter der skandinavischen Stämme, der Normannen und Wikinger; vielmehr Weichheit des Gemütes, wie sie aus den alten Dichtungen herausklingt, die sinnige Beschaulichkeit, die Innigkeit der Leidenschaft, wovon die alte Kunst, die Hingabe an die religiösen Mächte des Lebens, das Kämpfen für das Ideale uns laute Kunde gibt. Selbst das Grab des unsterblichen Narren Deutschlands, Till Eulenspiegels, in Mölln, haben liebende Hände schon in alten Zeiten mit einer Linde geschmückt; auch über Klopstocks Ruhestätte, des tonangebenden Eichensängers, wölbt sich zu Ottensen ein grünes Lindenpaar, aus dem Grabe der Liebe ihr blühendes Leben treibend:

Drum, wenn ich einst gestorben bin,
pflanzt eine Linde mir aufs Grab:
Die Blüte duftet, es duftet das Laub,
das wehen die Winde nicht ab.

Wohl nur aus den Zeitverhältnissen am Wendepunkte des achtzehnten Jahrhunderts läßt es sich erklären, daß die Eiche als

unser Zeichen, unter dem wir stehen, gepriesen ward. Es waren rauhe Zeiten, wo der Sturm der Geschichte durch unser Land brauste und die deutschen Herzen gestählt werden mußten, um vor dem vernichtenden Unwetter standzuhalten. Da wiesen die Dichter, Klopstock und Körner voran, auf die Eiche. Und das Volk, welches aufstand zum rettenden Kampfe, fühlte sich innerlich eins mit diesem trotzigen Baume seines Grundes und Bodens, der in den Wettern nicht zagt. Es war eine Zeit, wo die Eiche unser Zeichen sein mußte: das Wahrzeichen des Volkes in Wehr und Waffen. Aber der Mann im Kriege ist ein Ausnahmezustand; nicht Trotz und Kampf ist sein Ziel. Edle, des Geistes und Gemütes würdige Aufgaben sind ihm zugesagt: die Werke des Friedens zu weihen, sich des Lebens zu freuen mit tiefem, warmem Gemüte und die Ideale der Menschheit zu nähren und zu fördern. Die Minne, das frohe, sinnige Naturleben und die Freude am häuslichen Herde haben dem echten deutschen Sinne immer am besten entsprochen, und diesem inneren Zuge war die Linde vor allem anmutend, die süßduftende gelbblütige, weitschattige, herz- und weichblättrige Linde.

6. Das deutsche Volk.

J. Kutzen.

Das deutsche Land. 4. Aufl. Breslau, F. Hirt 1900. S. 35—40.

Sehen wir vergleichend nach, wie sich des deutschen Volkes Art und Wesen geistig und in der Geschichte zeigt, so erscheint Deutschland als ein Hauptland auch der historischen und geistigen Mitte, als der Mittelpunkt, der von allen Seiten die Gedanken an sich zieht und ansammelt: gerade so wie das leibliche Herz, mit dem es oft verglichen wird, des ganzen Körpers bedarf, so ist Deutschland das der ganzen Welt bedürftige Herz. Umsonst suchen wir nach einem Lande, wo die allgemeinen Wissenschaften so gepflegt und ausgebildet, die Kenntnisse so ausgebreitet, die künstlerischen Bestrebungen so wenig einseitig sind wie in Deutschland; umsonst nach einem Lande und Volke von einer gleich großen Allseitigkeit, vermöge deren es, das

Mark des Kontinents, am meisten befähigt ist, Fremdes von jeder Seite her aufzunehmen, aber auch das Eigentümliche und das zum Eigentum umgeschaffene Fremde dem Auslande wieder mitzuteilen. „Wohl sind die herrlichen Bäume, welche die Weltgeschichte aufwachsen ließ, verdorrt, ihre Blüten sind abgefallen; aber die köstlichen Früchte, welche sie getragen haben, sind als der Samen der neuen Bildung in allen Ländern ausgesät, haben endlich Keime getrieben und sind dann, von allen Seiten sich befruchtend, in Deutschland als jener hohe geistige Lebensbaum ausgeschlagen, der durch seine Wurzeln Nahrung aus allen Zeiten und Zonen zieht und, seine Äste und Zweige über alle Völker ausbreitend, ihnen geistig nährende und erquickende Früchte zum Genuß anbietet, damit auch sie von dem neuen Lebenssafte der gegenwärtigen Bildung durchdrungen werden." (Forbiger.)

Hat das deutsche Volk nun in so hohem Grade den damit in Verbindung stehenden Weltbürgersinn, der das Ausländische ohne Vorurteil prüft und sich die geistigen Blüten aller Völker aneignet, so ist ihm freilich auch jene, von unserem deutschgesinnten Philosophen Fichte scharf getadelte Ausländerei nicht fremd geblieben, die ohne Not Auswärtiges nachäfft und das Einheimische verachtet. Hierin ist das deutsche Volk bisweilen das schwache und betörte Herz Europas gewesen, das die rechte Stelle verloren zu haben schien. Es hat daher auch zu wiederholten Malen am ersten oder am meisten den Rückschlag der Zuckungen empfunden, von denen die Extremitäten des Erdteils ergriffen wurden. Allzu empfänglich für jedermanns Leiden und Freuden, hat es oft eine verwerfliche Gleichgültigkeit gegen eigene Zustände und Bedürfnisse bewiesen, bis es endlich in unserem Zeitalter mehr an sich selbst zu denken beginnt.

Indes die von jenem Herzpunkte des Erdteils ausgeflossenen gesunden und frischen Kräfte haben die Wechselwirkung und das gegenseitige Verständnis der Länder und Völker ringsum vermittelt, die von ihnen ausströmenden Übel gemildert, zerteilt, abgewehrt und so sich allen wohltätig, niemandem gefährlich erwiesen. Deutschland hat den skandinavischen Völkern, den Magyaren und einem Teile der Slawen Christentum und Zivilisation gebracht und leuchtet ihnen noch fortwährend durch Muster der Bildung vor; und den romanischen

Ländern gegenüber hat es zwar manchmal augenblicklich geschwankt, aber im Gegensatze zu Italiens südlicher Heftigkeit und Überschwenglichkeit, zu Frankreichs schnell entzündeter Leidenschaftlichkeit und übersprudelnder Ideenfülle hat es sich doch immer wieder zu gemessenem Ernste gesammelt und eine kraftvolle Gegenwirkung zu entwickeln gewußt.

Ebenso ist die viel bedauerte und doch so zäh festgehaltene politische Zerspaltung Deutschlands keineswegs ausschließlich durch geschichtliche, sondern wesentlich auch durch geographische Verhältnisse, durch Lage und Landesnatur begründet worden. Uns fehlt eine leicht zu verteidigende und zu einem staatlichen Mittelpunkte vorteilhaft gelegene Zentralhochfläche, wie etwa Spanien sie hat, oder ein überwiegend großes Mittelbecken an einem ganz deutschen Hauptflusse wie etwa das der Seine oder Themse. Außerdem waren der Mangel an Natureinheit eines geographisch abgeschlossenen Ganzen und die nach mehreren Seiten offene Lage durchaus nicht geeignet, das Streben nach Verdichtung der Staatsgewalt und die Ausbildung einer das ganze einige Deutschland beherrschenden Hauptstadt zu unterstützen; da, wo keine trennenden Gebirge hinderlich waren, geschah viel leichter und schneller eine staatliche Einigung als in dem zersplitterten Mitteldeutschland. Die ungemeine Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, die in der Bodenform sich aussprechende vielfältige Sonderung des Landes hat eine ähnliche Verschiedenheit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Erwerbszweige, eine vielfältige geistige Durchbildung hervorrufen und entwickeln helfen. Um so leichter konnte bei dem uralten Zuge unseres Volkes nach Selbständigkeit und Sonderung der Stämme und bei der dadurch geförderten politischen Werdelust einzelner Zeiten eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Staaten und staatlichen Einrichtungen entstehen; bei aller Allgemeinheit im Wesen des deutschen Volkes geht zugleich auch die Sonderung und Zersplitterung im Äußeren immer nebenher.

Ja, es konnten bei dieser durch die Natur begünstigten Vielstaatlichkeit Deutschlands und durch die Beziehungen nach außen leicht trennende Unterschiede hervorgerufen, wenigstens die vorhandenen Unterschiede durch jene Beziehungen befestigt werden. Österreich z. B. hatte Rücksichten auf Italien zu nehmen, dessen Verhältnisse zu über-

wachen es sich berufen fühlte; je mehr es dies tat, um so mehr entfremdete es sich den deutschen Ländern, die ihrer Lage wegen jenes Bedürfnis nicht empfanden oder wohl gar nach der entgegengesetzten Seite zu blicken veranlaßt wurden — dies war in der Tat der Fall bei Preußen, Hannover und Oldenburg, die sich alsdann mehr oder weniger auffallend von dem übrigen Deutschland unterschieden haben; und bei der Schweiz und den Niederlanden hat dieser Umstand sogar zur völligen Trennung von Deutschland mitgewirkt.

Die Gefährdung einzelner Teile von außen zeigte sich noch in unserem Zeitalter da, wo kleinen Staaten die volle Wucht eines fremden Staatskörpers bedrohend nahe gerückt und infolge der Grenzgestaltung sichtbar und fühlbar ist. Wir haben dies sattsam am Oberrhein gesehen, wo in den kleinen deutschen Staaten die Spannung kaum geringer war als in dem benachbarten Frankreich selbst, wenn hier ein wichtiges Ereignis vorbereitet oder ein Umsturz eingeleitet wurde. Regte es sich auf ungewöhnliche Weise in den nahen Waffenplätzen Frankreichs, verkündeten die diesseits wohl bekannten alarmierenden Zeichen durch den Elsaß die Katastrophe, so ertönte auf deutscher Seite allerorten das Echo einer ungeheuren Aufregung; Furcht oder Hoffnung, Freude oder Niedergeschlagenheit gaben sich kund; in allem Tun und Lassen zeigte sich, wenn auch ohne klares Bewußtsein der Beteiligten, der Glaube an eine Abhängigkeit von Frankreichs Schicksalen; es fehlte das Selbstvertrauen und die ruhige Zuversicht, die der Angehörige eines großen Staates allen ihn bedrohenden Weltbegebenheiten entgegenstellt — freilich hatten schon seit der napoleonischen Zeit auf jene deutschen Grenzgebiete französisches Gesetz, französische Muster in Verwaltungsformen und im öffentlichen Leben eingewirkt.

Aber was die Landesnatur in Verbindung mit Stammeigentümlichkeit und Politik geschaffen, bietet doch auch erfreuliche Seiten dar. Beispielsweise zeigt uns die Geschichte im Leben der deutschen Völker fast überall einen Zug von Innerlichkeit und Friedlichkeit, hauptsächlich hervorgerufen oder doch befördert durch die überaus mannigfachen Verhältnisse des Bodenbaues und die dadurch von jeher begünstigte kleinstaatliche Verfassung und Sonderung. „Während Spanier und

Franzosen," sagt Gervinus in seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, „erfolglos ihre Kräfte vergeudeten in dem Streben nach großen einheitlich regierten Staatsgebieten, machte sich der individualistische Trieb der Germanen fortwährend auch in ihren Staatsbildungen geltend: alles strebte darin nach Selbständigkeit und Selbstregierung der natürlichen Staatsteile, nach landschaftlicher Sonderung, nach kleinen Staatsgebieten, und höchstens wo sich größere Nationalitäten in einem Staate zusammenschlossen, nach förderativer Vereinigung. Diese kleinstaatliche Verfassung gab dem Leben der germanischen Nation überall, im Gegensatze zu den nach außen strebenden romanischen Staaten, einen Zug inneren Lebens und friedlicher Neigung."

Es ist ferner bereits oben auf die allgemeine Bildung in Deutschland hingewiesen worden. Wenn diese durch die allseitige Berührung mit anderen Ländern gefördert wurde, so mußte die gleichfalls aus der Bodenplastik entstandene Vielheit und Mannigfaltigkeit der deutschen Staaten, besonders bei der unseren Stämmen eigentümlichen Sprödigkeit ihres Wesens, die geistige Bildung noch mehr vervielfältigen und erweitern. Die Gefahr einer einseitigen Abhängigkeit von einer alles beherrschenden einzigen Haupt- und Residenzstadt konnte nicht entstehen; vielmehr wurde der Blick nach verschiedenen größeren oder kleineren Brennpunkten geistigen Lebens hingezogen, die als befruchtende Vorbilder, jedes in seiner Art, durch schöpferische Strebsamkeit glänzten und dem großen Ganzen des Vaterlandes ihre Gaben darboten. Wieviel des Fördersamen für den umfassenden Geist der deutschen Literatur ist nicht aus dem kleinen Weimar seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen!

Auch in anderen hochwichtigen Bestrebungen, auf dem kirchlichen, politischen und geschäftlichen Gebiete, wurde einer ausschließlichen Vereinigung der Lebenskräfte auf einen Punkt vorgebeugt; vielmehr gab es darin eine ganze Zahl mehr oder weniger einflußreicher Sammelpunkte, die sich in ihrer Vielheit bei heilbringenden und auch bei bedrohlichen Ereignissen als vorteilhaft erwiesen; denn jene blieben nicht auf die Pflege eines Residenzmittelpunktes beschränkt, und diese wurden stets durch die Verteilung auf viele Orte in ihrem Ausbruche

gemildert. Industrie und Handel fanden an verschiedenen Gebieten, an einer größeren Anzahl von Kauf- und Stapelplätzen einen Anhalt, und in unserem Jahrhundert des Verkehrs sind ja durch die Eisenbahnen die verschiedenen Plätze einander so nahe gerückt, daß die Handelsinteressen aller Gebiete Deutschlands zu aller Nutzen vereinigt werden können. Das seit 1840 über unser Land gezogene Eisenbahnnetz hat eine Zusammenschiebung und Durchdringung des Ganzen bewirkt und übt zugleich in Beziehung auf Nationalbewußtsein und Nationaleinheit immer mehr ausgleichenden Einfluß.

7. Einige Züge deutschen Volkstums im Einzelmenschen.

Hans Meyer.

Deutsches Volkstum. 2. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut 1903. S. 13—15.

Die in erster Linie nach innen gewandte Richtung des Empfindungsvermögens ist eine der wesentlichsten Eigenschaften der deutschen Naturanlage. Ihr entspricht, wie wir bald sehen werden, eine ganz gleich gerichtete Weise des Wollens und des Denkens, und in ihnen zusammen ist wohl der wichtigste Zug des deutschen Wesens ausgedrückt: die deutsche Innerlichkeit. Alle anderen Eigenschaften teilt im einzelnen der Deutsche mehr oder weniger mit anderen Völkern, aber die Innerlichkeit, die seinem Fühlen, Wollen und Denken eignet, sein ganzes Sein beherrscht und in all sein Tun und Trachten ausstrahlt, die hat er in diesem Maße ganz allein für sich. Die meisten seiner ausgeprägten Eigenschaften lassen sich auf die Innerlichkeit als Urquell und Grundkraft zurückführen.

Mögen wir mit den einen die Innerlichkeit wie jede psychische Anlage für eine dem Menschen immanente, von Uranfang innewohnende, ursprungslose Kraft halten, oder mögen wir mit den anderen eine allmähliche Entwicklung auch dieser Eigenschaft aus jahrtausendelanger natürlicher Zuchtwahl annehmen, jedenfalls können wir uns vorstellen, daß die Natur der deutschen Heimat den psychischen Charakter ihrer Bewohner aufs tiefste nach jener Seite

hin während der langen Zeiträume beeinflußt hat, in denen fremde Kultureinflüsse den Deutschen noch ferngeblieben sind. Die rauhe nordische Natur des vor- und des frühgeschichtlichen Deutschland zwang seine Bewohner während des größeren Teils des Jahres zu einem engen häuslichen Leben — ein Zwang, der ja noch heute für den Deutschen weit mehr bestimmend ist als für den Südländer —, sie nötigte sie zur Beschränkung auf sich selbst und ihre allernächste Umgebung, zur Beschäftigung mit ihrem Innenleben, zur inneren Verarbeitung der Außenwelt. War die Anlage zur Innerlichkeit schon vorhanden, so mußte sie in diesem langen Werdegang des Charakters erstarken, war sie noch nicht da, so lag in der umgebenden Natur der wirksamste Anlaß zu ihrer Entstehung.

Zur Vertiefung der Innerlichkeit trugen auch die sozialen Verhältnisse viel bei, denn die Bevölkerung war weit über das Land zerstreut, und natürliche Hindernisse des Verkehrs vergrößerten die Einsamkeit der einzelnen Volksglieder. So hatte das Individuum vorwiegend mit sich zu tun und wuchs sich in seinem Eigenleben immer selbständiger aus.

Kaum weniger gering als den Einfluß des langen und schweren nordischen Winters auf das Innenleben des Deutschen dürfen wir aber den des nordischen gegensatzreichen Wechsels der Jahreszeiten veranschlagen. Die Schönheit des deutschen Lenzes und die Fruchtfülle des deutschen Sommers rufen nach der winterlichen Einkehr eine um so innigere Lebensfreude wach. Und aus dem innerlichen Anteil an dem eindrucksvollen Verlauf der Jahreszeiten erwächst eine persönliche Beziehung zu den dem Menschen freundlichen wie zu den ihm feindlichen Kräften der Natur. In dieser Wechselwirkung erblüht das deutsche Naturgefühl zu seiner schönen Fülle und bevölkert zusammen mit dem innerlichen Persönlichkeitsgefühl auch die lebendige Natur mit persönlich gedachten schaffenden Kräften. Die innerliche Erfassung und Vertiefung der Außenwelt wirft ihren Schein hinaus auf diese selbst, und so sieht der Deutsche in ihr ebensolche innerliche Triebkräfte, wie er sie in seiner eigenen Brust sich regen fühlt, und gewinnt dadurch zur Natur und ihren Erscheinungen ein persönliches Verhältnis.

Das Gefühlsleben des Deutschen ist es, das sich vor allem aus seiner Innerlichkeit bereichert. Alles, was von außen in die Tiefe der Innerlichkeit eindringt, schlägt dort zunächst den Gefühlston des Herzens an, und rückwirkend tragen alle Lebensäußerungen des Deutschen diesen warmen Klang in die Außenwelt. So setzt sich in der Gefühlssphäre die Innerlichkeit in die Eigenschaft um, die niemand anders in so hohem Grade besitzt, wie der Deutsche, und für die keine andere Volkssprache einen entsprechenden Namen hat: das deutsche *Gemüt*.

In allem Wollen und Denken des Deutschen spricht dieses mit. Überall können wir sehen, in welcher Weise es dort seinen Ausdruck findet und dem gesamten deutschen Volkstum jene warme Tönung gibt, die auch die anderen Völker als eine der wesentlichen Verschiedenheiten von ihrem eigenen Volkstum herausfühlen, ohne daß sie einen eigenen Begriff dafür geben könnten. Aber wohl wissen sie mit einem eigenen Namen jenes Übermaß von innerem Gefühl zu benennen, das die Fesseln des Willens und des Intellektes abstreift und still in seiner eigenen Fülle schwelgt. Es ist die im deutschen Volkstum hervortretende *Sentimentalität*, die so oft als eine vermeintliche oder wirkliche Schwäche das Ziel des Spottes anderer Völker ist.

Wer wie der Deutsche ein reges innerliches Leben hat, fühlt aber auch in sich das Walten dunkler, aus dem Unbewußten kommender Kräfte und Triebe mehr als ein anderer. Ihre Beobachtung, der Glaube an sie und ihr Kultus ist Gegenstand der *Mystik*, die im deutschen Volkstum eine wichtige Rolle spielt. Nicht nur in den religiösen Gefühlen und Vorstellungen, sondern überall, wo im deutschen Leben das Gemüt in Tätigkeit und zur Äußerung kommt, da spricht auch die Mystik mit. Der innerlich Lebende fühlt und betrachtet als ein göttliches Walten, was aus unbekannten Tiefen in seiner Brust auflebt und seine Seele erfüllt. Sein eigenes Inneres ist ihm darum heilig. Daher die Keuschheit des Gefühls, mit der der Deutsche sein inneres Heiligtum vor den profanen Blicken der anderen verbirgt, daher der andächtige Ernst, mit dem er sein Herz nur dem eröffnet, zu dem er volles Vertrauen gewonnen hat.

Heilig ist dem Deutschen aber auch alles, was dieses innere keusche, heilige Gefühl in der Natur anspricht. Im geheimnisvollen Dunkel des Waldes übt schon der alte Germane den Kultus seiner Naturgötter; während die meisten auf ebenso tiefer Kulturstufe stehenden und künstlerisch noch ebenso unvermögenden Völker gerade in der Verbildlichung ihrer Gottheiten das Möglichste zu leisten suchen, verkörpert er seine Götter nur selten in Bildern, denn er verschmäht, das Göttliche, das in seiner fühlenden Seele lebt, in sinnliche Anschauung überzuführen. Das innige Naturgefühl wird ihm auch hier zur Naturpoesie, und in der ganzen deutschen Dichtung ist der Zauber des Waldes lebendig geblieben. Die Heilighaltung des eigenen innersten Gefühls führt den deutschen Mann instinktiv dazu, im Weib, in dem er die mystischen Seelenkräfte am stärksten sieht, ein heiligeres Wesen zu sehen, und dieses Gefühl bestimmt grundlegend das ganze Verhältnis zwischen dem deutschen Mann und dem deutschen Weib und damit die wichtigsten Seiten der deutschen sozialen Verhältnisse . . .

Nach den betrachteten Eigenschaften der deutschen Gefühlsinnerlichkeit erkennen wir nun, daß der Deutsche schon vermöge dieser Innerlichkeit des Gefühls ein geborener *Individualist* sein muß. Den Franzosen macht sein nach außen gerichtetes, sich ausgebendes Empfinden zu einem sehr sozialen Wesen, zu einem Kollektivisten, dem Deutschen gibt sein gesammeltes starkes Innenleben einen Individualismus, wie er in gleich vielseitiger Verbreitung durch ein ganzes Volk nirgends in der Welt wieder vorkommt. Hat der Franzose das Bedürfnis, gesellig zu leben, sich an die Gesellschaft anzuschließen und mit ihr im Fühlen und Denken zu harmonieren, so drängt den Deutschen seine Innerlichkeit mehr von der Gesellschaft weg. Er ist, soweit ihn nicht höhere Ziele zum Anschluß an andere bewegen, am liebsten allein oder doch nur mit wenigen Gleichgesinnten vereint, ja er sucht äußerlich die Einsamkeit, um innerlich seiner Individualität zu leben, und dies in erster Linie aus einem Bedürfnis des Gefühls, aus dem der Individualismus des Wollens und Denkens seine Hauptnahrung schöpft. Auch die große Neigung zur Schweigsamkeit, die besonders den Nordwestdeutschen und den deutschen Alpenbewohnern eigen ist, hängt damit zusammen . . .

Die Gefühlsinnerlichkeit hat dem Deutschen von anderen Nationen, deren Gefühl vielmehr nach außen gerichtet ist und vom Intellekt gelenkt wird, den Namen der *Kindlichkeit* eingebracht. Und doch ist diese Bezeichnung, in der nach Absicht der Fremden der Begriff der geistigen Unreife liegen soll, für den deutschen Nationalcharakter ein Ehrenname, denn das Kind steht den reinen Quellen des ursprünglichen Lebens näher als der Erwachsene. Ein unmittelbarer Ausdruck der Kindlichkeit ist die Naivität, die *Einfalt* des Herzens und des Geistes, mit der der Deutsche die Außenwelt unverfälscht in sich aufnimmt, und die er seinerseits in der Welt zu vermuten geneigt ist. In der Kindlichkeit wurzelt die *Wahrheit* und *Ehrlichkeit*, die im Deutschen zunächst Eigenschaften des Gemütes sind und von da aus all sein Wollen und Denken durchdringen; sie ist der Ursprung der deutschen *Gutmütigkeit*, die dem Egoismus das kräftigste Gegengewicht hält und fremdem Leid gegenüber in der deutschen Innerlichkeit sich herrlicher als irgendwo anders zur schönsten menschlichen Tugend, dem *Mitleid*, entfaltet; und die Kindlichkeit ist einerseits der Hauptgrund des *Ernstes*, mit dem der Deutsche jede innerlich erfaßte oder von außen übertragene Aufgabe aufnimmt und durchführt, und andererseits der sonnigen *Heiterkeit*, mit der sich der Deutsche harmlos der Schönheit des Lebens und seiner Gaben freut.

Die Schattenseiten dieser Eigenschaften liegen in ihrem Übermaß, wenn die naive Einfalt zur *Torheit*, die Wahrheit und Ehrlichkeit zur *Grobheit* und *Rüdigkeit*, die Gutmütigkeit zur *Schwachmütigkeit*, der Ernst zu schwerfälligem *Trübsinn* ausarten. Jedes Volk sieht, erkennt und anerkennt in seinem nationalen Selbstgefühl an anderen Nationen weniger die Licht- als die Schattenseiten. „Jede Nation spottet über die andere, und alle haben recht" (Schopenhauer). Kein Wunder, daß von den Fremden jene Fehler im deutschen Volkstum als die wesentlichen Züge hervorgehoben werden; kein Wunder, auch wenn sie nicht so häufig und stark ausgeprägt wären, wie sie es in Wirklichkeit sind.

II

Zum deutschen Geistesleben

8. Deutsche Bildung — Menschheitsbildung.

Friedrich Paulsen.

Aus der Zeitschrift: Das Deutschtum im Auslande. Jg. 22. 1903. Nr. 1.

Der Strich, mit dem ich in der Überschrift die beiden Wörter verbunden habe, bedeutet nicht ein Gleichheitszeichen; das wäre törichte Anmaßung. Wohl aber ist es gestattet, nach Anleitung Schillers zu sagen: zwischen deutscher und menschlicher Geistesbildung findet eine so innige Beziehung statt, wie sie nicht noch einmal zwischen einer Nationalkultur und der allgemeinen Geisteskultur der Menschheit vorkommt. Es sei gestattet, dies mit ein paar Strichen auszuführen.

Wie Deutschland in geographischer Beziehung das Land der Mitte ist, so ist es auch in kultureller Hinsicht die Mitte Europas. Die Rolle des Vermittlers zwischen Westen und Osten, zwischen Süden und Norden, die ihm von der Natur zugeteilt ist, die es in Hinsicht auf den wirtschaftlichen und persönlichen Verkehr jetzt in beständig steigendem Maße übt, diese Rolle hat es in Absicht auf die Vermittlung der geistigen Güter seit Jahrhunderten gespielt. Es hat Fremdes aufgenommen und in sich verarbeitet, und es hat Empfangenes und aus dem Eigenen Erzeugtes weitergegeben, wie kein anderes mitlebendes Volk. Kein großes Volk ist jemals fremden Kultureinflüssen so aufgeschlossen gewesen wie das deutsche. Wie das Land selbst fast nach allen Seiten mit offenen Grenzen daliegt, so hat sich das Volk stets in erstaunlichem Maße für fremde Geisteskultur aufnahmefähig und willig erwiesen, hin und wieder bis zur Gefahr des Selbstverlustes. Die Dinge sind aller Welt bekannt, doch erinnere ich an ein paar Punkte.

Gegen Italien ist Deutschland durch Naturgrenze am meisten abgeschlossen; durch geschichtliche Beziehungen ist es ihm am längsten

und zeitweilig am engsten verbunden. Im Mittelalter schienen Kirche und Kaisertum bestimmt, beide Länder in ein Reich zu vereinigen. Noch in der Renaissance wirkte diese Einheitstendenz nach: in keinem Lande ist diese mächtige und eigenste Bewegung des italienischen Geistes bereitwilliger aufgenommen worden und tiefer eingedrungen als in Deutschland. Auch das römische Recht, das mit der Renaissancebildung seinen Einzug hielt, hat sich nirgends so wie in Deutschland als geltendes Recht eingelebt: ein Zeugnis der politischen Schwäche, aber zugleich ein Zeugnis der Geltung gelehrter Erkenntnis.

Im 17. Jahrhundert beginnt die französische Bildung ihre siegreiche Laufbahn. Das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sind ihm in Deutschland alle Pforten weit aufgetan. Französische Sprache und Literatur erlangen in der deutschen Gesellschaft eine fast unbedingte Herrschaft. Sind auch für uns schmerzliche Erinnerungen damit verbunden, so wollen wir doch das gute alte Wort des Hesiod nicht vergessen, daß freilich die Palme dem gebührt, der selber jegliches sieht und schafft, daß aber auch der zu loben ist, der von dem Überlegenen zu lernen weiß: nur der taugt nichts, der selbst nichts weiß und auch nichts lernen will. Wie bildungsfreudig das deutsche Volk damals von dem vorangeeilten Nachbarvolk lernte, dafür sind zwei in ewigem Jugendglanz leuchtende Gestalten des 18. Jahrhunderts uns Zeugen: Friedrich der Große und Goethe.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt daneben englischer Einfluß einzuströmen. War die höfische Welt vorzugsweise das Organ gewesen, womit das deutsche Volk die Einflüsse der französischen und italienischen Bildung und Kunst aufgenommen hatte, so war es das neue erstarkende Bürgertum, das zuerst den Wert der Literatur und Philosophie des stammverwandten englischen Volkes empfand, Wieland und Lessing, Kant und Herder an der Spitze. Gleichzeitig trat die zweite, die deutsche Renaissance, der Neuhumanismus auf den Plan. Hatte im 16. Jahrhundert das deutsche Volk die antike Welt gleichsam aus zweiter Hand, aus ihrer Wiederbelebung im italienischen Volksgeist kennen gelernt, so fand jetzt die Aneignung der Fülle antiken Geisteslebens aus erster Hand statt: der deutsche Neuhumanismus holte das Altertum aus seiner Urheimat, aus

Griechenland, und durchtränkte die deutsche Bildung mit hellenischen Ideen und Formen. Alle diese Elemente sind auch heute noch wirksam in der deutschen Bildung. Ein Anzeichen dafür ist, daß sie dauerndes Heimatsrecht in unserer Literatur gewonnen haben, ist die Tatsache, daß unsere Groschenbibliotheken, allen voran der treffliche Reklam, neben der einheimischen Literatur eine reiche, ja überreiche Fülle von Übersetzungen aus allen Sprachen, alten und neuen, enthalten; manche darunter, man denke an Homer oder Shakespeare, sind uns wie die unseren. Und daß wir an Aufnahmefähigkeit für Fremdes auch heute noch ein reiches Maß besitzen, das zeigt mehr noch als die Bereitwilligkeit, womit wir nach alter Gewohnheit französische Bühnenstücke übernehmen, die ungemein tiefe Wirkung, welche die nordische Dichtung in den letzten Jahrzehnten auf unsere Literatur ausgeübt hat.

Übrigens könnte man noch auf die Tatsache hinweisen, daß das deutsche Volk in seine Schulen fremden Sprachen in einem Umfang Aufnahme gewährt hat, wie kein anderes Volk. Die Kenntnis von zwei fremden Sprachen hat, durch die Forderung für das Einjährigenzeugnis, geradezu den Charakter eines offiziellen Merkmals höherer Bildung erlangt. Und das ist dann wieder die Ursache dafür, daß die Zahl derer, die in Deutschland fremde Sprachen lernen und verstehen, verhältnismäßig größer ist als in jedem anderen Lande.

Haben wir diese Aufgeschlossenheit des deutschen Volkes für fremdes Wesen lange mit gemischten Gefühlen betrachtet, auch wohl als „Ausländerei" gescholten, so dürfen wir jetzt, wo unsere politische Existenz gesichert ist, uns ihrer freuen: sie hat uns einen Reichtum an Schätzen menschlicher Geisteskultur zugeführt, wie er einzig dasteht. —

Und nun die andere Seite der Sache. Hat das deutsche Volk in einem überschwenglichen Maße die geistigen Güter der anderen großen Kulturnationen aufgenommen und sich angeeignet, so hat es nicht minder, um die Sache mit einem Wort zu bezeichnen, einen Bildungsexport aufzuweisen, wie er doch wohl von keinem anderen Volk seit den Tagen des hellenistischen Griechentums erreicht worden ist, auch nicht von dem französischen. Vor allem nach dem Osten.

Es hängt mit der Tatsache zusammen, daß das deutsche Volkstum selbst in breiten Strömen über die Grenzen des Reichs in die östliche Welt sich ergossen hat, der Ostseeküste folgend in die baltischen Länder, dem Lauf der Donau folgend in die Länder des Hauses Habsburg. Die Bewohner all dieser weiten Gebiete sind durch die Vermittlung der deutschen Bildung in das europäische Kulturgebiet hineingezogen worden, das ganze 17., 18. und noch das 19. Jahrhundert hindurch sind, wie Militärs, Staatsmänner, Techniker und Handwerker, so Gelehrte, Professoren, Lehrer, Erzieher in Scharen nach dem Osten gewandert und haben deutsche Wissenschaft und Bildung und alle guten Künste angebaut. Die Folge ist, daß bis auf diesen Tag die deutsche Sprache im Osten, so wenig ihr jetzt dort vielfach freilich Liebe und Dankbarkeit entgegengebracht wird, die unentbehrliche Vermittlerin für den geistigen Verkehr ist.

Aber auch nach den anderen Richtungen hat Deutschland fruchtbarste Anregungen ausgestrahlt; so nach dem Norden, wo die skandinavischen Länder durch die Reformation in den Bannkreis deutschen Geisteslebens hineingezogen wurden. Das nachbarliche Dänemark konnte im 18. Jahrhundert, durch die deutschen Herzogtümer auch politisch mit Deutschland verknüpft, beinahe für ein Außenland deutscher Literatur und Bildung angesehen werden. Und im 19. Jahrhundert haben deutsche Philosophie und Dichtung den beiden westlichen Nationen die Anregungen zurückgegeben, die sie zuvor von ihnen empfangen hatten.

Endlich hat im letzten halben Jahrhundert deutsches Wesen jenseits des Ozeans eine neue Stätte gefunden, in Nordamerika, wo Millionen unserer Landsleute sich selber und deutscher Sprache und Bildung eine neue Heimat gegründet haben. Nirgends vielleicht findet deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsches Geistesleben gegenwärtig außerhalb der eigenen Grenzen so freie und dankbare Anerkennung und Würdigung als bei der großen Nation, die drüben als jüngste unter den Kulturnationen entstanden ist. Vor allem dürfen die deutschen Universitäten mit stolzer und dankbarer Freude auf die Saaten blicken, die dort aufgehen und schon zu reifen beginnen, es ist Geist von ihrem Geist, der dort gedeiht. So hat das

deutsche Wesen durch Geben und Empfangen eine Art Allgegenwart in allen Ländern der europäischen Kultur, eine Allgegenwart, die übrigens schon beim Eintritt der Deutschen in die Geschichte zur Zeit der Völkerwanderung gleichsam vorbedeutet und vorbereitet worden ist: haben doch alle modernen Kulturvölker durch die Überschwemmung mit kriegerischen Wandervölkern germanischer Herkunft eine starke Legierung mit deutschem Blut erfahren.

Und mit dieser Allgegenwart des Deutschtums hängt nun noch eine Tatsache zusammen, die hier Erwähnung verdient, die Tatsache, daß kein Volk der Erde in solchem Umfange und in solcher Tiefe sprachliche und geschichtliche Studien getrieben hat wie das deutsche. Die Sprachen und Literaturen aller Völker sind von Deutschen erforscht, vielfach so, daß die Forschung in der eigenen Heimat beinahe als ein Ableger der deutschen Forschung betrachtet werden kann. Und ebenso ist die Geschichte aller Völker von Deutschen erforscht und beschrieben worden, wieder oft so, daß diese Völker selbst die deutschen Darstellungen als mustergültig anerkennen. Ein Zeugnis für die überragende Bedeutung der deutschen Wissenschaft in dieser Richtung ist es, daß Jünger der Wissenschaft aus allen Ländern auf die deutschen Universitäten ziehen, um sich hier in die philologisch-historischen Studien auf allen Gebieten einführen zu lassen.

Bildet nun die letzte Aufgabe aller historisch-philologischen Forschung, mit W. v. Humboldt zu reden, die Erkenntnis des Menschen oder der Menschheit, die in den vielen Völkern und Zeiten ihr Wesen entfaltet, stellt die Geschichte gleichsam das durch die Wissenschaft erarbeitete Selbstbewußtsein der Menschheit dar, so wäre auch hierdurch unsere Überschrift gerechtfertigt: Deutsche Bildung — Menschheitsbildung.

9. Was ist deutsche Erziehung?

Wilhelm Münch.

Aus Welt und Schule. Berlin, Weidmann 1904. S. 81—89. (Gekürzt).

Soll die Antwort vielleicht lauten: etwas eigenartig Echtes, Gutes und Großes, das man draußen so nicht kennt, das uns über die Nationen ringsum erhebt, das Deutschland innerlich groß macht?

Ich weiß nicht, ob irgend jemand unter uns so stolz urteilt, obwohl man gelegentlich Äußerungen vernehmen mußte, die ungefähr aus so hohem Tone gingen. Sicherlich ist Erziehung in unserem nationalen Leben eine Macht gewesen, die zum Erfolg verholfen hat, und unsere Einrichtungen genießen weithin Respekt, haben viel Nachahmung gefunden oder dienen anderen wenigstens als Ausgangspunkte für eigene Versuche. Aber ganz allgemein ist die Anerkennung keineswegs, sie ist zum Teil geringer geworden als sie war, und wir selbst müssen fühlen, wieviel Schatten auch da bleibt, wo das Licht nicht fehlt, wie schwere Fragen als ungelöst zu gelten haben, und wie wenig ein sicheres Bewußtsein von dem, was sein soll, die an der Erziehung Beteiligten verbindet.

Das nun liegt zum Teil an der Schwierigkeit der Aufgabe selbst, die so unendlich weit von Einfachheit entfernt ist, weil menschliches Wesen und Werden selbst so wenig einfach ist und das Kulturleben so weit davon entfernt, es zu vereinfachen. Aber unsere Frage soll gar nicht bedeuten: welchen Rang nimmt das deutsche Erziehungssystem ein unter den verschiedenen nationalen Systemen? Sondern nur: worin haben wir seine Eigenart zu sehen?

Man darf nun von vorneherein nicht meinen, das, was sich tatsächlich als deutsche Erziehung darstellt, oder im Laufe der Jahrhunderte sich dargestellt hat, sei unmittelbar aus nationaler Eigenart geboren und spiegele dieselbe wieder. Auch davon ist es wiederum weit entfernt. Kulturelle Vorbilder, nachbarliche Einflüsse, internationale Geistesmächte, zufällige äußere Verhältnisse haben mitgewirkt. Lange Zeiten hindurch haben sie etwas wie innere nationale Selbständigkeit gar nicht aufkommen lassen. Wir sind stärker beeinflußt, ja beherrscht worden als manche andere Völker. Dennoch ist unser nationales Leben und auch unsere Erziehung nie schlechthin aus jenen Einwirkungen zu konstruieren; etwas Eigenes hat doch immer von innen her entgegengearbeitet und allmählich ist auch feste Eigenart in der Stille erstarkt.

Was also dürfen wir — auch bei allem Schwanken der Stimmungen, allen Zweifeln, wechselnden Versuchen und sich kreuzenden Erfahrungen — als deutsche Erziehung in Anspruch nehmen, was soll ihre Eigenart bleiben?

So häufig man es gegenwärtig aussprechen hört, die Ausbildung eines kräftigen persönlichen Willens, womöglich eines scharf abgegrenzten und auf sich ruhenden Charakters sei das eigentlich schätzbare Ziel aller Erziehung und gerade auch für uns komme es darauf an, eine Willensbildung in diesem Sinne unserem Nachwuchs zuteil werden zu lassen, ja so richtig es auch ist, daß Willensbildung das letzte und entscheidende Ziel aller Jugenderziehung sein muß, so ist es doch nichts weniger als gleichgültig, ob überhaupt nur ein kräftiges persönliches Wollen erzielt wird oder ob dasselbe auch auf wertvolle Ziele geht, namentlich den höheren Interessen der Gemeinschaft sich zuzuwenden vermag, von edlem Fühlen genährt und von einem weiten menschlichen Gesichtskreis erhellt und bestimmt wird. Es dürfte als deutsches Wesen zu bezeichnen sein, daß das Wollen sich nicht so sehr als innewohnende und aus sich heraus drängende Naturkraft kundgibt, als vielmehr mit dem Fühlen und Denken verwoben und auch von ihm abhängig. Das ist unserem deutschen Wesen oft praktisch schädlich geworden, aber sein eigentümlicher Wert ruht doch zum Teil darauf, und es wäre nicht gut, uns in diesem Sinne selbst verleugnen zu wollen. So bleibt denn auch die Bildung eines weiten Gesichtskreises für uns ein natürliches Ziel: die Idee allgemeiner Bildung ist als solche ausdrücklich von uns Deutschen erfaßt und vertreten worden, wobei „Bildung" von Hause aus nicht als ein der Person von außen Hinzukommendes, sie etwa Umkleidendes und Verschönendes gedacht ist, sondern als das eigentliche Werden und Sichgestalten des Menschen von innen heraus. Diese Idee ist im Laufe der Jahrzehnte sehr in Mißkredit gekommen, weil sie sich im Bewußtsein der meisten verschoben hat und höchstens noch ein gewisses Berührtsein von allerlei geistigen Interessen bedeutet. Auch für die Ernstesten ist es in der Tat fraglich geworden, ob dasjenige Bild von ihr, welches unsere Lehrpläne bisher beherrscht hat, uns ferner vorschweben dürfe. Das schöne Wort von einer harmonischen persönlichen Bildung mußte eben immer mehr sagen, als zu verwirklichen uns beschieden ist: Harmonie ist dem Menschen allerwärts so schwer wirklich zu erreichen; auch ist nicht zu allen Zeiten dasselbe dem Ohre Harmonie geblieben. Wir fühlen jetzt, daß mancher Ton kräftiger vorklingen muß, als er bei

uns zu tun pflegte. Auch, daß neben dem Abstrakten und Idealen das praktisch Tüchtigmachende volle Geltung haben muß; und wir wollen uns noch nicht bange machen lassen, wenn aus dem Auslande mitunter Stimmen laut werden, als ob der deutsche Idealismus sich selbst entsagt habe und wir nun nur noch auf praktische Welterfolge uns legen wollten. Eine absichtliche Verengerung unseres Gesichtskreises werden wir trotz allem nicht wollen. Zum wirklichen Weltverständnis hinzustreben, ist unser Bedürfnis; wir können nicht, wie gewisse andere Nationen, unbekümmert bleiben um das, was Großes und Wertvolles jenseits unserer Landesgrenzen sich vollzogen und entwickelt hat: wie sich diese Selbstgenügsamkeit rächt, haben wir bereits in mehr als einem Falle mit ansehen können. Wir wollen auch ferner es uns angelegen sein lassen, das Fremde zu verstehen und es gerecht zu beurteilen. Es gewohnheitsmäßig zu überschätzen, haben wir ja wohl so ziemlich aufgehört: in das andere Extrem zu verfallen, möge man uns nicht antreiben.

So wenig aber wie Willensbildung um ihrer selbst willen, um jeden Preis, ohne Rücksicht auf den ethischen Gehalt, ebensowenig können wir eine derartige Schätzung und Pflege der Form suchen, durch welche der Sinn für den Inhalt gefährdet würde. Wahr ist, daß wir auf vielen Gebieten weit weniger gleichgültig gegen die Form werden sollten, als wir geneigt und gewohnt sind: so z. B., daß wir der Handhabung unserer Muttersprache ein Stück von derjenigen Sorgfalt widmen, die für alle Franzosen so selbstverständlich ist. Sollte uns Deutschen dagegen der Kultus der Form eine zu große Bedeutung gewinnen, so könnten wir leicht über dem Haschen nach solchem neuen Vorzug den alten samt dem neuen verfehlen. Weist doch unsere natürliche Begabung uns nicht nach dieser Seite. So hat auch in unserem höheren Unterricht nicht die Analyse der Form, etwa der Dichtersprache und der sonstigen Kunstmittel der Poesie, den naiv unmittelbaren Sinn für den Gehalt zu schwächen; ein Stück Naivität in diesem Sinne wird uns Deutschen immer gut anstehen, und mehr als gut anstehen, wirklich Gutes für uns bedeuten. Es ist doch wie ein Stück Jugendlichkeit: der Jugend ist die Form noch wenig, der Inhalt fast alles, das reife Alter und namentlich das überreife fühlt anders.

Damit hängt einigermaßen zusammen der Gegensatz von geistiger Gründlichkeit und oberflächlichem Interesse, und auch der von objektivem Erkenntnisstreben und subjektiver Verarbeitung nebst gefälliger Selbstdarstellung. Wiederum muß man zugestehen, daß unsere deutsche Gründlichkeit mit Schwerfälligkeit sich oft ganz nahe verwandt zeigt und daß der Mangel an gefälliger Selbstdarstellung ein wirklicher Mangel heißen darf, wie er denn auch manchen Spott uns Deutschen zugezogen hat. Aber wiederum, indem wir nicht in bäuerischer Gleichgültigkeit oder spießbürgerlicher Lässigkeit gegen dieses Gebiet verharren wollen, soll es uns doch am wichtigsten bleiben, den Vorzug gründlichen Denkens nicht einzubüßen, und auch für die höhere Erziehungsaufgabe soll dieser Gesichtspunkt bestehen bleiben. Was hier Übertreibung, Verfehlung, verkehrte Gewöhnung ist (und das alles fehlt wohl nicht), muß bekämpft werden: aber auf das Ernstnehmen der Arbeit soll der Geist früh hingelenkt werden.

Und zwar auch der Arbeit um ihrer selbst, um ihrer Bedeutung willen, nicht so sehr des Erfolges wegen, den sie der Person bringt. Das ist eine weitere wesentliche Verschiedenheit zwischen deutscher und fremdländischer, z. B. französischer, aber auch vielfach englischer Auffassung. Dort wird von früh auf der Blick auf den persönlichen Erfolg gelenkt, den die Bemühung zu bringen vermag, sei es nun der Erfolg als persönliche Anerkennung und Ehre oder als praktische Errungenschaft. Und damit hängt denn zusammen die große Rolle, die in der Erziehung der Ehrgeiz spielt und die Gestaltung aller entscheidenden Prüfungen als Konkurrenz. Die Pflege der Ämulation hat man von den Alten übernommen: bei den Griechen hatte sie von je ihre Rolle und auch den Römern lag sie im Blute. Quintilian z. B. kann sich eine Erziehung ohne dieselbe nicht denken. Und so ist ihre Schätzung namentlich bei den romanischen Völkern durch die Jahrhunderte hindurch geblieben. Daß man darauf verzichten könne, haben vorübergehend die ernsten Jansenisten gemeint und auch der unerbittliche Rousseau, aber ohne alle nennenswerte Wirkung. Am sorgsamsten ist die Kultur des Ehrgeizes bekanntlich betrieben worden von den Jesuiten, die damit gerade eine Konzen-

tration romanischen Geistes darstellen und hier wie in manchem anderen dem deutschen Wesen so fremd wie möglich sind.

Was aber kann an Stelle des Ehrgeizes stehen, um die zu erziehende Jugend zu treulichem Bemühen anzuregen? Zweierlei: einmal die Gewöhnung, sich mit sich selbst zu vergleichen, sein Ich von heute mit dem von gestern, und so über sich selbst emporzustreben. Und zweitens: die Entwicklung des Pflichtgefühls. Auch von dem Schulzögling soll seine Schülerarbeit als die ihn bindende Pflicht empfunden werden, der er genügen soll, wie es späterhin der Mann im Amt und in der Gemeinschaft soll, nicht als das Mittel, durch das man dereinst zu einer ausgezeichneten Position gelangen kann oder zu Behagen und Unabhängigkeit.

Dies würde meine Antwort sein auf die Frage: was ist deutsche Erziehung? oder: was ist ihre Eigenart? und: was soll sie bleiben? Darum muß sie nicht starr bei bestimmten Formen und Gepflogenheiten stehen bleiben! Im Gegenteil, wenn deutsche Erziehung ernste Erziehung ist und man es in Deutschland mit der Erziehung dauernd ernst nehmen will, dann muß man es der Mühe wert finden, immer wieder über sie nachzudenken, Umschau und Prüfung nicht versäumen, um nicht unmerklich zu sinken, um auf der Höhe zu bleiben, oder auf die wirkliche Höhe erst zu gelangen.

10. Wissenschaft, Kunst und Handwerk.

Ernst Curtius.

Aus der Rede beim Antritt des Rektorats gehalten in der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1881.

Das Wesen einer deutschen Universität beruht darauf, daß sie ein Ganzes ist, ein bewußtes Ganze, von Gedanken beseelt, die in allen Gliedern der großen Genossenschaften, lehrenden wie lernenden, lebendig sein sollen. Sie bilden den Faden, der unsichtbar durch alle Hörsäle und Laboratorien hindurchgeht, die galvanische Kette, die uns alle, soweit unser Kreis sich auch erweitert, miteinander in Fühlung hält und mit einer Kraft durchströmt; sie sind das Reichsbanner,

das über den Grenzpfählen der Sondergebiete weht als das frohe Zeichen einer lebendigen, unverbrüchlichen Einheit.

Die freie Forschung — das ist das erste, das wir alle als ein Gemeinsames anerkennen. Denn nur sich selbst überlassen kann die Wissenschaft nach allen Seiten ihre Wege sich bahnen; nur so kann sich zeigen, welche Ziele auf den verschiedenen Bahnen erreichbar sind; Irrtum und Wahrheit nur so völlig an das Licht treten.

Es hat aber jeder Beruf, auch der geistig freiste, etwas Zunftmäßiges an sich, und je erhabener der Beruf ist, um so mehr bedarf es eines festen Grundes, der gelegt sein muß, ehe der kühne Hochbau beginnt . . . Er setzt eine Vorbildung voraus, die jeder sich aneignen kann, ohne ein geborener Forscher zu sein, die Gewöhnung an methodische Arbeit, die Sicherheit in Benutzung der Hilfsmittel, die den verschiedenen Fächern zu Gebote stehen, die mathematische Schule für die exakten Wissenschaften, die sichere Sprach- und Schriftkenntnis bei historisch-philologischen Studien.

Gewissenhafte Aneignung des ganzen Rüstzeugs ist die einzige Bürgschaft für gedeihlichen Fortschritt. Das ist, was Fichte ein rechtschaffenes Studium nannte, d. h. ein solches, das nicht auf Genuß ausgeht, die schwierigen Wegstellen nicht umgeht, das Trockene und Langweilige nicht verachtet und es nicht verschmäht, dasselbe zu tun, was hundert andere neben uns leisten, um sich alles anzueignen, was wie wir sagen, zum Handwerk gehört. Handwerk hat einen goldenen Boden, und die unverdrossene Pflichttreue trägt ihren Lohn in sich. Sie ist die heilsame Zucht des Geistes, der beste Damm gegen den Dilettantismus, der mit Einfällen spielt und Früchte einfahren will, ohne den Boden gepflügt zu haben. Sie allein gibt methodische Sicherheit; ohne sie würden große nationale Untersuchungen, bei denen wie in einem wissenschaftlichen Atelier nach gemeinsamen Normen gearbeitet wird, mögen es Sternkarten oder Urkundensammlungen sein, gar nicht zustande kommen können.

Insofern haben wir alle unsre Profession; wir müssen alle unser Handwerk innehaben — aber wir sollen darum keine Handwerker sein und nicht in der Werkstube sitzen bleiben.

Wer in der Werkstube arbeitet, verkauft seinen Fleiß; er arbeitet auf Bestellung, ist von der Nachfrage abhängig und sieht scheel auf

die Nachbarbude, wo mehr Absatz ist. Brotneid ist nach uraltem Sprichwort in der Werkstube zu Hause, und wo dem Gelehrtenberufe noch etwas von dem Eigennutze anklebt, der ein nahrhaftes Gewerbe klug ausbeutet, da ist der Standpunkt des Handwerkers nicht überwunden.

Es gibt auch Gelehrte, bei denen die Technik in dem Grade vorherrscht, daß sie nicht Mittel, sondern Zweck ist. Es kommt ihnen vor allem auf die „Mache“ an, wie man jetzt zu sagen pflegt. Sie können Hervorragendes leisten und eine Menge von Schülern um sich sammeln — wir können aber doch nicht umhin, eines und zwar das Beste an ihnen zu vermissen, die freie und volle Hingabe der Person an die Sache, die selbstvergessene und rücksichtslose Liebe zur Wahrheit.

Dazu kommt ein anderes:

Wer vom Handwerk ist, sieht auf das Einzelne; er will in dem, was zu seinem Metier gehört, Kenner und Meister sein. Je enger also sein Gesichtskreis, um so leichter gelingt es ihm mit sich zufrieden zu sein und auf das, was andere auf anderem Wege erzielen, vornehm herabzusehen. Eigensinn und Rechthaberei werden wir also vorzugsweise bei solchen Gelehrten finden, welche das Zünftige in ihren Studien betonen. Es wird immer Unreife genug geben, auf welche ein schnödes Aburteilen über die Leistungen anderer den Eindruck geistiger Kraft macht. Der Verständige erkennt in diesem Hochmut, der soviel Unehre über unsere vaterländische Wissenschaft bringt, ein unzweideutiges Kennzeichen jenes Handwerkersinns, der vom Bewußtsein einer gewissen technischen Virtuosität aufgebläht sich auf den Richterstuhl setzt, ohne selbst ein großes und hohes Ziel sich gestellt, geschweige denn erreicht zu haben. Sonst würde er einen Maßstab gefunden haben, bei dem der beschränkte Eigendünkel wohl hätte schwinden müssen.

Und wo ist der Übergang aus dem Gebiet von Handwerk und Technik in die höhere Sphäre?

Je gesunder die Entwicklung ist, um so weniger wird es möglich sein, scharfe Grenzlinien zu ziehen. Es geht hier der Wissenschaft wie den Künsten, die dort das vollste Gedeihen fanden, wo ihre zarten Blüten sich aus dem festen Kernholz des bürgerlichen Gewerbes still und ungesucht entwickelt haben.

Die Heroen der alten Kunst sind Söhne und Enkel zünftiger Werkmeister gewesen, und wir sehen, wie bei einem unverdrossenen Streben von Geschlecht zu Geschlecht nicht nur die Arbeit immer tadelloser erledigt wird, sondern auch ein selbständiges Können sich entwickelt, d. h. ein solches, das über die Erledigung der gestellten Aufgabe hinausgeht. Die Kunst beginnt, indem etwas dem inneren Leben Angehöriges im Stoffe zum Ausdruck kommt; dadurch wird das Handwerk ein Werk des Geistes; sie zwingt die tote Materie sich zum Ausdruck dessen herzugeben, was die zartesten Regungen des menschlichen Gemüts sind.

Wie die Kunst, so hat auch die Wissenschaft mit dem Stoff zu ringen, um die Schranken zu beseitigen, mit denen die Welt unsern Geist umstellt, und die Kluft zu überwinden, welche das Sichtbare vom Unsichtbaren scheidet.

Die Beseitigung der Schranken, welche in den räumlichen Verhältnissen begründet sind, ist ein Triumph der Wissenschaft, der von allen Erfolgen am meisten in die Augen springt, und wenn man bedenkt, welche Welten uns enthüllt sind, die durch ihre Entfernung oder ihre Kleinheit sich unserm Blick entzogen hatten, wenn man den Gesichtskreis des heutigen Forschens mit den Zeiten vergleicht, da die Naturphilosophen Joniens anfingen über die Vorgänge nachzudenken, die jeder mit eigenem Auge am heimischen Strande beobachten konnte, erscheint der Abstand so unermeßlich, daß man es für etwas sehr Entbehrliches halten möchte, jene verschollenen Zeiten noch heute zu beachten.

Wir müssen aber alle Entwicklungsstufen kennen, die der menschliche Geist durchgemacht hat. Denn nur so können wir der einheitlichen Geschichte desselben bewußt werden, und wenn auch dieselben Rätsel immer wieder auftauchen, die gewonnenen Ergebnisse immer wieder in Frage kommen — wie das Meer von derselben Strandfläche, die es eben in Besitz genommen, immer wieder matt zurücksinkt — wir erkennen doch durch alles Ebben und Fluten hindurch einen unaufhaltsamen Fortschritt menschlicher Erkenntnis.

Die Blütezeiten der Kunst sind Gnadengeschenke; es sind Festzeiten der Menschheit; sie werden durch die Energie einer Reihe

begabter Geschlechter herbeigeführt, aber sie sind von der menschlichen Willenskraft unabhängig, und die einzelnen Generationen sind nicht verantwortlich dafür, wenn das Höchste nicht erreicht wird.

Auch in der Geschichte der Erkenntnis gibt es mehr und minder gesegnete Perioden, aber der stetige Fortschritt kann doch mit größerer Sicherheit erzielt werden, und es ist, von großen Katastrophen abgesehen, die Schuld der Lebenden, wenn Stillstand oder Rückschritt eintritt. Um so mehr fühlt jeder von uns, daß er auf seinem Posten wachsam und treu sein muß, um an seinem Teil die große Arbeit der Menschheit zu fördern.

Endlich muß auch aus dem Strom der Zeit gerettet werden, was in seiner Vollendung bleibend wichtig ist und durch nichts ersetzt werden kann. Es ist ein Hausbesitz der Menschheit, ein unveräußerliches Erbteil, das gehütet und verwertet werden muß; denn es gibt den Maßstab auch für das, was mit dem Anspruch auf dauernden Wert von der Gegenwart geboten wird. Darum ist die historische Forschung die unentbehrliche Ergänzung der Naturforschung. Sie ist das rückschauende Antlitz des Janushaupts, das Gedächtnis des Menschengeschlechts, die Bürgschaft seines unlösbaren Zusammenhangs. Sie verwaltet sein Erworbenes; sie läßt uns mit den Unsterblichen aller Jahrhunderte wandeln und reden; sie vernichtet die Zeitschranken, wie der Naturforscher uns von der Enge des Raums freimacht.

Die Beherrschung des Stoffs, welche die Wissenschaft so gut wie die Kunst erstrebt, besteht in der Überwindung dessen, was uns in der Welt, in die wir uns verpflanzt sehen, unheimlich und widerstrebend ist. Die Kunst überwindet, indem der Stoff sich der von ihr gewollten Form fügt, der Forscher, indem er in dem Stofflichen das erkennt, was unserm Geist verwandt und unserer Vernunft allein begreiflich ist; der Künstler gibt dem Stoff ein höheres Sein, der Forscher findet in ihm das wahre Sein. Oder ist es nicht allerorten seine Aufgabe, in der Erscheinungen Flucht die Normen aufzufinden, die bleibenden und maßgebenden, und weicht das finstere Gebiet des Zufalls nicht überall zurück mit seinem Schatten, wohin die Fackel der Wissenschaft ihr Licht wirft? Aus unzähligen Beobachtungen entsprießt die Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Elemente sich

suchen und meiden, die Gebirge sich schichten, die Himmelskörper kreisen, Pflanzen- und Tierleben sich entwickelt; in dem Regellosesten, was es auf Erden zu geben scheint, in der Bewegung der Meereswoge wie in dem wüsten Gange des Sturmes wird Regel und Gesetz nachgewiesen.

11. Der Charakter der deutschen Universität.

Friedrich Paulsen.

Die deutschen Universitäten. Berlin, A. Asher & Co., 1902. S. 4—11.

Faßt man das innere Wesen der deutschen Universität ins Auge, so tritt als ihr besonderer Charakter hervor, daß sie zugleich Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung und Anstalt für den höchsten wissenschaftlichen Unterricht, und zwar sowohl für den allgemein-wissenschaftlichen als den fachwissenschaftlichen und beruflichen Unterricht ist. Wie die englischen Universitäten, bietet sie einen erweiterten und vertieften allgemeinwissenschaftlichen Unterricht; er ist besonders Aufgabe der philosophischen Fakultät. Wie die französischen facultés, bietet sie den fachwissenschaftlichen Unterricht für die gelehrten Berufe, nämlich des Geistlichen, des Richters und des höheren Verwaltungsbeamten, des Arztes und des Gymnasiallehrers. Sodann aber ist sie, was die englischen und französischen Hochschulen beide nicht sind, der vornehmste Sitz der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland und zugleich die Pflanzschule der wissenschaftlichen Forschung. Nach deutscher Auffassung ist der Universitätsprofessor zugleich Lehrer und wissenschaftlicher Forscher, und zwar steht letzteres in erster Linie, so daß man eigentlich sagen muß: in Deutschland sind die wissenschaftlichen Forscher zugleich die Lehrer der akademischen Jugend; womit denn gegeben ist, daß auch der akademische Unterricht in erster Linie ein rein wissenschaftlicher ist: nicht die Vorbildung für den praktischen Beruf, sondern die Einführung in die wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung steht vorne an.

In dieser Einheit von Forschung und Lehre besteht nun der eigentümliche Charakter der deutschen Universität. In Oxford und Cambridge gibt es vortreffliche Gelehrte, aber niemand wird die

englischen Universitäten die Träger der wissenschaftlichen Arbeit des Landes nennen. Viele der berühmtesten Gelehrten Englands, Männer wie Darwin, H. Spencer, Grote, die beiden Mill, Carlyle, Macaulay, Gibbon, Bentham, Ricardo, Hume, Locke, Shaftesbury, Hobbes, Baco standen außerhalb der Universitäten, und von manchem unter ihnen wird man sagen dürfen, daß er auf einer englischen Universität unmöglich gewesen wäre. Aber auch die Universitätsgelehrten sind nicht in dem Sinne wie in Deutschland die Lehrer der akademischen Jugend, sie halten wissenschaftliche Vorträge, aber der eigentliche Unterricht liegt in den Händen der fellows und tutors. Ähnlich in Frankreich: die wissenschaftlichen Forscher, die großen Gelehrten gehören der Akademie, dem Institut de France an, sie sind vielleicht auch Mitglieder des Collége de France oder der Sorbonne und halten als solche einige öffentliche Vorträge, zu denen der Zugang jedermann offen steht; aber sie sind nicht, wie die deutschen Professoren, die wirklichen, täglichen Lehrer der akademischen Jugend. Umgekehrt wird von den Lehrern an den Fakultäten, namentlich in der Provinz, nicht eben erwartet, daß sie selbständige wissenschaftliche Forscher sind.

Dem gegenüber gilt in Deutschland die Voraussetzung: alle Universitätslehrer sind wissenschaftliche Forscher oder eigentliche Gelehrte; und umgekehrt: alle eigentlichen Gelehrten sind Universitätsprofessoren. Es gibt natürlich Ausnahmen; es gibt sehr hervorragende Gelehrte, die nicht Universitätsprofessoren waren, es genügt an Wilhelm und Alexander von Humboldt zu erinnern; und auch unter den deutschen Gymnasiallehrern ist von jeher mancher Gelehrtenname von gutem Klang gewesen. So gibt es natürlich auch umgekehrt unter den Universitätsprofessoren nicht nur einzelne, die als Gelehrte nichts Bedeutendes leisten, sondern auch solche, die vor allem Lehrer sein wollen. Aber die Regel ist das nicht, die Regel ist das Zusammenfallen des Gelehrten mit dem Professor. Ist in Deutschland von einem Gelehrten die Rede, so wird alsbald gefragt: an welcher Universität ist er? Und ist er an keiner, so darf man voraussetzen, daß er es als eine Zurücksetzung empfindet. Und umgekehrt, wo von einem Professor die Rede ist, wird bald gefragt: was hat er geschrieben, was hat er wissenschaftlich geleistet?

Die Folgen dieses Verhältnisses für die Gestaltung unseres geistigen und wissenschaftlichen Lebens sind höchst bedeutsam.

Der deutsche Gelehrte ist zugleich akademischer Lehrer; darauf beruht seine Stellung im Leben unseres Volks. Unsere Denker und Forscher sind unserem Volk nicht bloß als Schriftsteller vom Papier her, sondern als persönliche Lehrer von Angesicht zu Angesicht bekannt. Männer wie Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher haben auf ihre Zeit vor allem als akademische Lehrer gewirkt; ihr Einfluß als Schriftsteller war nicht so gar groß, ein großer Teil ihrer Schriften ist erst nach ihrem Tode, nach Aufzeichnungen für Vorlesungen oder aus Nachschriften ihrer Schüler, veröffentlicht. Ebenso waren Kant und Chr. Wolff Universitätsprofessoren. Und dasselbe gilt von den großen Philologen, von Heyne, F. A. Wolf, G. Hermann, A. Boeckh, sie haben vor allen Dingen durch ihre persönliche Lehrtätigkeit gewirkt, ihre Schüler trugen als Lehrer an den Gelehrtenschulen Geist und Art dieser Männer in die Jugend des Volkes. Oder man denke an die Wirksamkeit, die Historiker, wie Ranke und Waitz, durch ihr Seminar geübt haben. Oder an unsere Naturforscher und Mathematiker, an Gauß, Liebig, Helmholtz, Kirchhoff, Weierstraß. Man wird sagen dürfen: wenn in einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland alles gestrichen würde, was von Universitätslehrern geleistet worden ist, dann wäre der verbleibende Rest nicht gar groß. Auch das verdient bemerkt zu werden, daß unter den hervorragenden Dichtern unseres Volkes mehr als einer zugleich Universitätslehrer war, so Uhland und Rückert, Bürger und Schiller, Gellert und Haller. Auch der Einfluß, der von Universitätslehrern auf die politische Entwicklung und die Gestaltung des Rechts ausgeübt worden ist, ist höchst bedeutend: ich erinnere an die Namen Pufendorf und Thomasius, Savigny und Feuerbach, Niebuhr und Treitschke. Und was ist nicht mit der einen Tatsache gesagt, daß Luther und Melanchthon Universitätsprofessoren waren!

Ohne Zweifel ist das ein für beide Teile höchst fruchtbares Verhältnis. Die deutsche Jugend, die auf der Universität mit den geistigen Führern des Volkes in unmittelbare Berührung kommt,

empfängt hier tiefste und nachhaltigste Anregungen. In deutschen Lebensbeschreibungen pflegen die Universitätsjahre eine hervorragende Rolle zu spielen, nicht selten erscheint der Unterricht eines akademischen Lehrers als bestimmend für die eigene geistige Richtung. — Auf der anderen Seite ist das Verhältnis auch für unsere Gelehrten und Forscher ein erfreuliches und fruchtbares; sie bleiben jung im Verkehr mit der Jugend. Die persönliche Gedankenmitteilung hat durch die stille und doch verständliche Gegenwirkung der Hörer etwas Erregendes und Belebendes, was dem einsamen Schriftsteller fehlt. Die Gegenwart der Hörer richtet den Blick des Lehrers beständig auf das Wesentliche und das Allgemeine. Die Neigung zum Philosophieren, die Richtung auf allgemeine Ideen, die dem deutschen Denken nachgesagt wird, hängt doch wohl mit der Tatsache zusammen, daß das Wissen hier mehr als anderswo für die lebendige Mitteilung im mündlichen Unterricht erzeugt wird.

Natürlich hat auch diese Sache ihre Kehrseite. Mit dem universitätsmäßigen Zuschnitt des Wissenschaftsbetriebes stehen einerseits gewisse minder erfreuliche Seiten unseres wissenschaftlichen Lebens in leicht erkennbarem Zusammenhang, so eine Neigung zur literarischen Überproduktion, zum Schul- und Sektenwesen, zur Geringschätzung der draußen Stehenden, die dann von diesen mit Erbitterung empfunden und mit Heftigkeit den „zünftigen" Gelehrten vorgerückt wird, wie den Lesern Schopenhauers oder Dührings zur Genüge bekannt ist. Gewiß ist, daß es in Deutschland für einen Gelehrten der außerhalb der Universitätskreise steht, schwerer ist durchzudringen, als in England oder Frankreich; gewiß auch, daß es ein nützliches Korrektiv für unsere Universitätsgelehrsamkeit sein könnte, wenn neben ihr die nicht inkorporierte wissenschaftliche Arbeit mehr gediehe, sie möchte für manche Dinge einen unbefangeneren Blick und einen zuverlässigeren Maßstab des Urteils mitbringen. Andererseits erwachsen auch dem Universitätsstudium aus jenem Verhältnis gewisse Schwierigkeiten, vor allem die Ausbildung für den praktischen Beruf kommt nicht selten über dem rein theoretischen Zuschnitt des Unterrichts, der allein das Interesse der Forschung im Auge hat, etwas zu kurz, eine Schwierigkeit, die im 19. Jahrhundert sich in allen Fakultäten fühlbar

macht, besonders in der philosophischen und medizinischen, worauf in der Folge noch zurückzukommen sein wird.

Dennoch wird das deutsche Volk im ganzen keine Ursache haben, mit dem hier geschichtlich gegebenen Verhältnis unzufrieden zu sein. Wenn in Deutschland die Wissenschaft dem Herzen des Volkes näher steht, als bei anderen Völkern, so wird das gewiß auch dem glücklichen Umstand verdankt, daß hier von jeher die großen Männer der Wissenschaft auch die persönlichen Lehrer der akademischen Jugend waren. Und auf jeden Fall müssen die Universitäten die Fortdauer des Verhältnisses wünschen. Das Geheimnis ihrer Kraft beruht darauf, daß sie die führenden Geister an sich zu ziehen und festzuhalten vermögen; so lange ihnen dies bleibt, werden sie auch die Stellung, die sie im Leben unseres Volkes gewonnen haben, sich zu bewahren imstande sein.

Eine gewisse Veränderung wird sich allerdings in der Folge unvermeidlich vollziehen. Die Stellung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Universitäten einnahmen, hatte zur Voraussetzung auch den Umstand, daß es dem deutschen Volke an einem anderen Mittelpunkt des nationalen Lebens, als Wissenschaft und Literatur, damals fehlte. Und daß ihm so lange die Betätigung in der großen politischen Welt verkümmert und auch die Durchsetzung in der wirtschaftlichen Welt, der Wettbewerb auf dem Weltmarkt erschwert war, mußte dazu beitragen, die Kräfte auf das innere Leben zu lenken und in der geistigen Welt Entschädigung für die Zurücksetzung in der äußeren Welt zu suchen. So konnte es geschehen, daß dem deutschen Volke in der europäischen Gemeinschaft die Rolle „des Volkes der Denker und Dichter" zufiel oder übrig gelassen wurde. Deutschland und Frankreich schienen die Rollen vertauscht zu haben, die in einem mittelalterlichen Spruch ihnen zugewiesen werden: die Italiener haben das Sacerdotium, die Deutschen das Imperium, die Franzosen das Studium.

Das ist nun seit einem Menschenalter anders geworden. Das deutsche Volk, das so lange nur Objekt in der europäischen Politik war, hat wieder als Subjekt Dasein gewonnen. Die Einheit Deutschlands ruht jetzt noch auf anderen und stärkeren Grundlagen als auf seinen Universitäten. Dieser Wandel wird sich nach mehr als einer

Richtung fühlbar machen. Die Universitäten können im neuen Reich nicht mehr, wie es zu den Zeiten des Bundestages in gewissem Sinne der Fall war, (die sorgenvolle und peinliche Aufmerksamkeit, die diese hohe Körperschaft ihnen widmete, legt selbst Zeugnis dafür ab) der eigentliche Mittelpunkt des nationalen Lebens sein. Auch sind dem Talent jetzt andere Wege zu einer hervorragenden Stellung geöffnet, als die in der akademischen Laufbahn: in der Volksvertretung, in der politischen und wirtschaftlichen Welt, in den Kolonien, überall ist jeder Kraft, die sich geltend zu machen weiß, Raum zur Betätigung und Aussicht auf Einfluß und Gewinn geöffnet.

Doch haben sich bisher auch unter den veränderten Bedingungen die Universitäten eine hervorragende Stellung unter unseren nationalen Einrichtungen bewahrt. Auch heute bilden sie noch nicht unwichtige Trageglieder in dem Bau der deutschen Einheit. Der Austausch von Lehrern und Schülern der Hochschulen, wie er sich zwischen den verschiedenen Stämmen und Landschaften in Nord und Süd, in Ost und West, alle Tage vollzieht, trägt auch heute noch dazu bei, das Gefühl der Volkseinheit in den durch Staatsgrenzen getrennten Gliedern des Reiches lebendig zu erhalten. Und immer, ist zu hoffen, wird die deutsche Universität den Ruhm bewahren, die Hauptträgerin der deutschen Wissenschaft zu sein. Sicher ist ihr dieser Ruhm, so lange sie als Erbe der Vergangenheit bewahrt jenen Geist der Innerlichkeit: die stille Freude an der Sache, die Treue der Arbeit und die Liebe zur Wahrheit, die über alle Absichten und Rücksichten hinweghebt.

Einstweilen darf sie der Anerkennung sich freuen, die ihr auch vom Ausland gespendet wird, zuerst darin, daß Jünger der Wissenschaft aus allen Ländern auf die deutschen Universitäten ziehen, wie einst die Deutschen nach Paris und Italien pilgerten; dann auch darin, daß man in der Fremde ihre Formen nachzubilden bemüht ist. Frankreich hat begonnen, seine Fakultäten nach deutschem Vorbild wieder zu einheitlichen Universitäten zusammenzufassen; und auch in England ist man bemüht, den Universitätsunterricht aus der Zerstreuung in den colleges wieder zu sammeln. Am erfolgreichsten waren bisher vielleicht einige der hervorragendsten amerikanischen Universitäten in dem Streben, die deutsche Einheit von wissenschaft=

licher Arbeit und wissenschaftlichem Unterricht durchzuführen, wie denn auch die Zahl der amerikanischen Gelehrten, die in Deutschland ihre Studien gemacht und den Doktor erworben haben, besonders groß ist. Nicht zum kleinsten Teil hierauf beruht das Gefühl der Verwandtschaft, wodurch das große jugendkräftige Volk jenseits des Ozeans mit dem deutschen Volk verbunden ist. Der amerikanische Botschafter, A. White, er selbst als junger Mann Schüler einer deutschen, dann ein hervorragender Lehrer einer amerikanischen Universität, hat einmal in einer öffentlichen Rede den deutschen Universitäten einen großen Anteil an der Geltung, deren der deutsche Name in Amerika sich erfreut, beigemessen: sie hätten den Hauptanteil daran, daß Deutschland in Amerika als ein zweites Mutterland angesehen werde.

12. Die akademische Freiheit der deutschen Universitäten.

Hermann Helmholtz.

Aus der Rede beim Antritt des Rektorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten am 15. Oktober 1877.

Für die meisten Ausländer ist die aufsichtslose Freiheit der deutschen Studierenden, da ihnen zunächst nur einige leicht erkennbare Auswüchse dieser Freiheit in die Augen fallen, ein Gegenstand des Staunens; sie begreifen nicht, wie man ohne den größten Schaden junge Männer so sich selbst überlassen könne. Dem deutschen Manne bleibt an seine Studienzeit eine Rückerinnerung, wie an das goldene Alter des Lebens; unsere Literatur und Poesie ist durchweht von Äußerungen dieses Gefühls. Dagegen findet man nichts Ähnliches auch nur angedeutet in der Literatur der übrigen europäischen Völker. Nur dem deutschen Studenten wird diese volle Freude an der Zeit, wo er im ersten Genusse junger Selbstverantwortlichkeit, zunächst noch von der Arbeit für fremde Interessen befreit, ausschließlich der Aufgabe leben darf, dem Besten und Edelsten nachzustreben, was das Menschengeschlecht bisher imstande war, an Wissen und Anschauungen zu gewinnen, eng verbunden in freundschaftlichem Wetteifer mit einer

großen Anzahl gleichstrebender Genossen und in täglichem geistigem Verkehr mit Lehrern, von denen er lernt, wie die Gedanken selbständiger Köpfe sich bewegen. Wenn ich an meine eigene Studienzeit zurückdenke und an den Eindruck, den ein Mann, wie Johannes Müller, der Physiolog, auf uns machte, so muß ich diesen letztgenannten Punkt sehr hoch anschlagen. Wer einmal mit einem oder einigen Männern ersten Ranges in Berührung gekommen ist, dessen geistiger Maßstab ist für das Leben verändert; zugleich ist solche Berührung das Interessanteste, was das Leben bieten kann . . .

Diese Freiheit bringt notwendig Verantwortlichkeit mit sich. Sie ist ein ebenso verderbliches Geschenk für haltlose Charaktere, als sie wertvoll für starke ist. Wundern Sie sich nicht, wenn auch bei uns Väter und Staatsmänner zuweilen darauf drängen, daß ein dem englischen ähnliches, strengeres System von Beaufsichtigung und Kontrolle eingeführt werde. Es ist keine Frage, daß durch ein solches noch mancher gehalten werden könnte, der an der Freiheit zugrunde geht. Dem Staat und der Nation freilich ist besser gedient mit denjenigen, welche die Freiheit ertragen können und gezeigt haben, daß sie aus eigener Kraft und Einsicht, aus eigenem Interesse an der Wissenschaft zu arbeiten und zu streben wissen.

Wenn ich vorher betont habe, welchen Einfluß die geistige Berührung mit bedeutenden Männern habe, so führt mich dies zur Besprechung einer anderen Eigentümlichkeit, durch welche sich die deutschen Universitäten von den englischen und französischen unterscheiden. Es ist die, daß man bei uns darauf ausgeht, den Unterricht womöglich nur von Lehrern erteilen zu lassen, welche ihre Fähigkeit, die Wissenschaft selbst zu fördern, dargetan haben; wir betrachten dies unbedingt als die hauptsächlichste Qualifikation des Lehrers. Auch dies ist ein Punkt, über welchen Engländer und Franzosen häufig ihre Verwunderung aussprechen. Sie legen mehr Gewicht als die Deutschen auf das sogenannte Lehrtalent, das heißt auf die Fähigkeit, in wohlgeordneter, klarer Form, und womöglich in beredter, die Aufmerksamkeit fesselnder und unterhaltender Weise die Gegenstände des Unterrichts auseinanderzusetzen. Vorlesungen berühmter Redner am Collège de France, Jardin des Plantes, ebenso

wie in Oxford und Cambridge sind häufig Sammelpunkte der eleganten und gebildeten Welt. In Deutschland ist man nicht nur gleichgültig, sondern sogar mißtrauisch gegen oratorischen Schmuck, und allerdings auch oft genug mehr als billig nachlässig in der äußeren Form des Vortrags. Es ist keine Frage, daß einem guten Vortrage mit viel geringerer Anstrengung zu folgen ist, als einem schlechten, daß der Inhalt des erstern sicherer und vollständiger aufgefaßt wird, daß eine wohlgeordnete, die springenden Punkte, wie die Abteilungen deutlich heraushebende, die Gegenstände anschaulich erläuternde Darstellung in gleicher Zeit mehr Inhalt überliefern kann, als eine von den gegenteiligen Eigenschaften. Ich will also unserer oft zu weit getriebenen Verachtung der Form in Rede und Schrift keineswegs das Wort reden. Auch läßt sich nicht leugnen, daß häufig genug Männer von bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen und geistiger Originalität einen recht holperigen, schwerfälligen und stockenden Vortrag haben. Dennoch habe ich nicht selten gesehen, daß Lehrer dieser Art zahlreiche und anhängliche Zuhörer hatten, während gedankenleere Redner bei der ersten Vorlesung Bewunderung, nach der zweiten Ermüdung erregten, nach der dritten verlassen waren. Wer seinen Zuhörern volle Überzeugung von der Richtigkeit seiner Sätze geben will, der muß vor allen Dingen aus eigener Erfahrung wissen, wie man Überzeugung gewinnt und wie nicht. Er muß also für sich selbst solche zu erkämpfen gewußt haben, wo ihm noch kein Vorgänger zu Hilfe kam; das heißt, er muß an den Grenzen des menschlichen Wissens gearbeitet und ihm neue Gebiete gewonnen haben. Ein nur fremde Überzeugungen berichtender Lehrer genügt für Schüler, die auf Autorität als Quelle ihres Wissens angewiesen werden sollen, aber nicht für solche, die Begründung ihrer Überzeugung bis zu den letzten Fundamenten verlangen.

Sie sehen, hierin liegt wieder ein ehrenvolles Vertrauen, mit dem die Nation Ihnen entgegenkommt. Man schreibt Ihnen nicht bestimmte Kurse und bestimmte Lehrer vor. Man betrachtet Sie als Männer, deren freie Überzeugung zu gewinnen ist, die das Wesen vom Schein zu unterscheiden wissen werden, die man nicht mehr mit einer Berufung auf irgendwelche Autorität beschwichtigen kann, und

die sich auch so nicht mehr beschwichtigen lassen sollen. Auch ist immer besser dafür gesorgt worden, daß Sie selbst zu den Quellen des Wissens, soweit diese in Büchern und Denkmälern oder in Versuchen und in Beobachtungen natürlicher Objekte und Vorgänge liegen, herantreten können. Selbst die kleineren deutschen Universitäten haben ihre eigenen Bibliotheken, Sammlungen von Gipsen usw. Und in der Errichtung von Laboratorien für Chemie, Mikroskopie, Physiologie, Physik ist wiederum Deutschland den übrigen europäischen Ländern vorangegangen, welche erst jetzt nachzueifern beginnen.

Die freie Überzeugung der Schüler ist nur zu gewinnen, wenn der freie Ausdruck der Überzeugung des Lehrers gesichert ist, die Lehrfreiheit. Diese ist nicht immer geschützt gewesen, in Deutschland ebensowenig wie in den Nachbarländern. In Zeiten politischer und kirchlicher Kämpfe haben sich die herrschenden Parteien oft genug Eingriffe erlaubt; es ist dies von der deutschen Nation immer als ein Eingriff in ein Heiligtum empfunden worden. Die vorgeschrittene politische Freiheit des neuen Deutschen Reiches hat auch hierfür Heilung gebracht. In diesem Augenblicke können auf deutschen Universitäten die extremsten Konsequenzen materialistischer Metaphysik, die kühnsten Spekulationen auf dem Boden von Darwins Evolutionstheorie ebenso ungehindert, wie die extremste Vergötterung päpstlicher Unfehlbarkeit vorgetragen werden. Wie auf der Tribüne der europäischen Parlamente bleiben allerdings Verdächtigungen der Motive, Schmähungen der persönlichen Eigenschaften der Gegner — beides Mittel, welche mit der Entscheidung wissenschaftlicher Sätze offenbar nichts zu tun haben — untersagt; ebenso jede Aufforderung zur Ausführung gesetzlich verbotener Handlungen. Aber es besteht kein Hindernis, irgendwelche wissenschaftliche Streitfrage wissenschaftlich zu diskutieren. Auf englischen und französischen Universitäten ist von Lehrfreiheit in diesem Sinne nicht die Rede. Selbst am Collège de France sind und bleiben die Vorträge eines Mannes von E. Renans wissenschaftlicher Bedeutung und Ernste unter dem Interdikt, und die Tutors der englischen Universitäten dürfen nicht um eines Haares Breite von dem dogmatischen System der englischen Kirche abweichen, ohne sich der Zensur ihrer Erzbischöfe auszusetzen und ihre Schüler zu verlieren.

Noch über eine andre Seite unserer Lehrfreiheit habe ich zu sprechen. Das ist die Ausdehnung, die Deutschlands Universitäten in der Zulassung der Lehrer bewahrt haben. Nach dem ursprünglichen Sinne des Wortes ist Doktor ein „Lehrer", oder jemand, dessen Fähigkeit als Lehrer anerkannt ist. An den mittelalterlichen Universitäten konnte jeder Doktor, der Schüler fand, auch als Lehrer auftreten. Der Lauf der Zeiten änderte die praktische Bedeutung des Titels. Die meisten, welche ihn erstrebten, beabsichtigten nicht, als Lehrer zu wirken, sondern brauchten ihn nur als öffentliche Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Bildung. Nur in Deutschland ist von diesem alten Rechte ein Teil stehen geblieben. Der veränderten Bedeutung des Doktortitels und der weiter gegangenen Spezialisierung der Unterrichtsfächer entsprechend, wird allerdings von denjenigen Doktoren, die das Recht des Unterrichts ausüben wollen, noch ein besonderer Nachweis tiefergehender wissenschaftlicher Leistungen in dem besonderen Fache, für welches sie sich habilitieren wollen, verlangt. Übrigens ist an den meisten deutschen Universitäten die gesetzliche Berechtigung dieser habilitierten Doktoren, als Lehrer, genau dieselbe wie die der Ordinarien. An wenigen Orten sind einzelne beschränkende Bestimmungen für sie geltend, die kaum erhebliche praktische Tragweite haben. Nur insofern sind die älteren Lehrer der Universität, namentlich die ordentlichen Professoren, tatsächlich begünstigt, als sie einerseits in denjenigen Fächern, welche äußeren Apparats für den Unterricht bedürfen, die freiere Verfügung über die Mittel der Staatsinstitute haben, andrerseits ihnen gesetzlich die Abhaltung der Fakultätsexamina, tatsächlich oft auch die der Staatsexamina zufällt. Dies übt natürlich einen gewissen Druck auf die schwächeren Gemüter unter den Studierenden. Übrigens ist der Einfluß der Examina häufig übertrieben worden. Bei dem vielen Hin- und Herziehen unserer Studierenden findet eine große Zahl von Prüfungen vor solchen Examinatoren statt, bei denen die Examinanden niemals Vorlesungen gehört haben.

Über keine Seite unserer Universitätseinrichtungen pflegen Ausländer ihre Verwunderung so lebhaft auszusprechen, als über die Zuziehung der Privatdozenten. Man ist erstaunt und man beneidet

uns deswegen, daß eine so große Anzahl jüngerer Männer sich findet, welche ohne Gehalt, bei meist sehr unbedeutenden Honorareinnahmen und recht unsicheren Aussichten für die Zukunft sich anstrengender wissenschaftlicher Arbeit widmen. Und indem man vom Standpunkt irdisch praktischer Interessen aus urteilt, verwundert man sich ebenso, daß die Fakultäten so leicht und bereitwillig eine so große Zahl junger Männer zulassen, die sich in jedem Augenblick aus Helfern in Konkurrenten verwandeln können; sowie auch darüber, daß man nur in seltensten Ausnahmefällen von der Anwendung schlechter Konkurrenzmittel in diesem einigermaßen delikaten Verhältnisse hört.

Wie die Zulassung der Privatdozenten hängt auch die Neubesetzung der erledigten Professuren, wenn auch nicht unbedingt und nicht in letzter Instanz, von der Fakultät, d. h. der Versammlung der ordentlichen Professoren, ab. Diese bilden an den deutschen Universitäten denjenigen Rest der ehemaligen Doktorenkollegien, auf den die alten Korporationsrechte übergegangen sind. Sie bilden gleichsam einen, aber unter Mitwirkung der Regierungen konstituierten, engeren Ausschuß der Graduierten der alten Zeit. Die üblichste Form für die Ernennung neuer Ordinarien ist die, daß die Fakultät drei Kandidaten der Regierung zur Wahl und Berufung vorschlägt, wobei die Regierungen sich freilich nicht unbedingt an die vorgeschlagenen Kandidaten gebunden betrachten. Indessen haben Übergehungen der Fakultätsvorschläge im ganzen zu den Seltenheiten gehört, Zeiten erhitzter Parteikämpfe abgerechnet. Wenn nicht sehr augenfällige Bedenken vorliegen, ist es für die ausführenden Beamten immerhin eine unangenehme persönliche Verantwortlichkeit, den Vorschlägen der sachverständigen Korporation entgegen einen Lehrer zu berufen, dessen Fähigkeiten sich öffentlich vor breiten Kreisen bewähren müssen.

Die Fakultätsgenossen aber haben die stärksten Motive, für die Ausrüstung ihrer Fakultät mit möglichst tüchtigen Lehrkräften zu sorgen. Um freudig für die Vorlesungen arbeiten zu können, ist das Bewußtsein, eine nicht zu kleine Anzahl intelligenter Zuhörer vor sich zu haben, die wesentlichste Bedingung. Außerdem ist für viele Lehrer ein erheblicher Bruchteil ihres Einkommens von der

Frequenz ihrer Zuhörer abhängig gemacht. Jeder Einzelne muß also wünschen, daß seine Fakultät als Ganzes genommen möglichst viele und möglichst intelligente Studierende heranziehe. Das ist aber nur durch eine Auswahl möglichst tüchtiger Lehrer, seien es Professoren oder Dozenten, zu erreichen. Andrerseits kann auch das Bemühen, die Zuhörer zu kräftiger und selbständiger Arbeit anzuregen, Erfolg nur dann haben, wenn dasselbe auch von den andern Fakultätsgenossen unterstützt wird. Dazu kommt, daß das Zusammenwirken mit ausgezeichneten Kollegen das Leben in den Universitätskreisen sehr interessant, belehrend und angeregt macht. Eine Fakultät müßte schon sehr heruntergekommen sein, sie müßte nicht bloß das Gefühl ihrer Würde, sondern auch die gemeinste irdische Klugheit verloren haben, wenn neben diesen Motiven sich andre geltend machen könnten, und eine solche würde sich schnell ganz zugrunde richten.

13. Die Gründung der Universität Berlin.

J. Vahlen.

Aus der Rede zur Gedächtnisfeier der Universität am 3. August 1887 in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität gehalten. S. 6—12.

In der Residenz des Reiches eine allgemeine Lehranstalt zu gründen, war ein schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ergriffener und seitdem nie wieder ganz beiseite gelegter Gedanke; und vieles kam ihm entgegen und schien zur Ausführung zu raten: hier, wo zahlreiche Gelehrte in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften sich betätigten, wissenschaftliche Institute und Sammlungen mannigfaltiger Art, deren eine wohl ausgerüstete Universität nicht entbehren konnte, bestanden, inmitten einer geistig angeregten und von vielfachen Interessen für Wissenschaft und Kunst belebten Bevölkerung, konnte eine neue allgemeine Lehranstalt als vereinigender und belebender Mittelpunkt des bereits Vorhandenen auf den Beifall Vieler rechnen. Aber ob und wie bald in dem gleichmäßigen Gange friedlicher Entwicklung der Gedanke zur Verwirklichung gediehen wäre, wer vermöchte es zu sagen? Denn auch abmahnende Gründe stellten sich ein, aus den Beziehungen zu anderen preußischen Universitäten.

aus den Verhältnissen der Hauptstadt selbst gezogen; und vor allem mangelte das zwingende Bedürfnis, das ein so kostspieliges Unternehmen dem Staate aufzuerlegen rechtfertigen konnte. Nicht das behagliche Wohlgefühl, das aus dem Überfluß befriedigter Zustände entspringt und sich auch einen Luxus, zumal einen so edeln, gestatten darf, sondern die Not hat sie in das Dasein gerufen. Denn selbst der äußere Anstoß, daß von den drei altpreußischen Universitäten, Königsberg, Frankfurt a. O. und Halle, die letztere, in einem Augenblick, da sie eines besonderen Flores sich erfreute, erst aufgehoben, dann wiederhergestellt, mit dem Verlust der Elbländer für Preußen verloren war und Ersatz wünschbar machte, hätte schwerlich schon die Stiftung der Berliner Universität im Gefolge gehabt, wenn nicht eindringlicher mahnende Gründe sie geboten und beschleunigt hätten. Den Vorschlag der Hallischen Deputierten, die Universität Halle nach Berlin zu verlegen, erwiderte der König mit der Absicht, vielmehr eine neue Universität in Berlin zu eröffnen. War ihm jetzt erst dieser Gedanke nahe getreten, oder hatte er sich schon länger damit befreundet: was der edle Fürst, der fern von seiner Hauptstadt einzig bedacht war, seinem schwer geprüften Lande eine Erleichterung von den drückendsten Lasten zu erwirken und den darniedergeworfenen Staat wieder aufzurichten, von der neuen Gründung erwartete, läßt das unvergeßliche, oft wiederholte Wort erkennen, mit dem er seine Absicht begleitete: man müsse, was der Staat an physischen Kräften verloren, durch geistige zu ersetzen suchen. Denn das war die Losung der Zeit. Da die materiellen Verhältnisse in allen Zweigen darniederlagen, die geistigen Kräfte, die unendlicher Expansion fähig sind, zu entfalten und zu heben, und während die äußere Macht des Staates gebrochen war, und jede Regung, die ihm gebührende autonome Stellung wieder zu gewinnen, gewaltsam erdrückt ward, an einer Regenerierung des Staates von innen heraus zu arbeiten, war das Ziel, an dessen Erreichung die hellsten Köpfe der Zeit in patriotischem Eifer ihre Tatkraft setzten. „Eine in ihrer Art einzige Erscheinung ist es doch," schreibt Leopold von Ranke, „daß in einem so niedergedrückten und gleichsam zur Vernichtung bestimmten Lande Ideen erwachen und Eingang finden, welche das Zusammengreifen

einer allgemeinen Tätigkeit zu den höchsten Zwecken der Gesellschaft und des Staates, die zugleich Ideale der Menschheit sind, moralischer, intellektueller und sozialer Natur, als Lebensbedingung für die Zukunft aufstellen: es ist eine Regeneration von Grund aus, wonach man strebt, frei von allem Herkömmlichen, so daß gleichsam eine neue Nation gebildet werden soll." Und wunderbar genug, trotz aller Ungunst der Umstände war diese unter lauerndem Druck halbverstohlen sich vollziehende Tätigkeit von einem Vertrauen beseelt, das allein schon die Hälfte des Erfolges war. Was Demosthenes seinen Athenern zurief, sie sollten den Muth nicht sinken lassen, so verzweifelt auch ihre Lage sei; denn gerade, daß ihre eigene Säumnis in der vergangenen Zeit die schlimmen Zustände mit herbeigeführt habe, lasse Hoffnung schöpfen für die Zukunft, fand Anwendung auf das damalige Mißgeschick des preußischen Staates, das zwar wie ein Wetterstrahl über die Köpfe aller hinweg hereingebrochen war, aber so, daß den Einsichtigen unverborgen blieb, auch eigene Schuld habe Anteil an dem Unglück gehabt und habe dem hereinflutenden die Dämme weggezogen. So ward mit der Erkenntnis, daß das Räderwerk des Staates nicht in allen Stücken mit dem raschen Flug der Zeiten Schritt gehalten, die Zuversicht genährt, wenn alle Kräfte in Bewegung gesetzt würden, müsse das Werk der Verjüngung gelingen, und das entschlossene Vorangehen des Königs auf der Bahn der Erneuerung ließ den Glauben an Preußens Zukunft auch in den schlimmsten Tagen der Not nicht wanken. Wir lesen mit Bewunderung die denkwürdigen Urkunden, in denen die leitenden Männer der Zeit die Gesinnungen niedergelegt, von denen ihre Regenerationsbestrebungen geleitet waren. Freiherr von Stein hat in dem Augenblick, da er fremder Gewalt weichend den preußischen Dienst verließ, in seinem politischen Testament, wie es genannt wird, das zwar nicht von seiner Hand geschrieben, aber von seinem Geist diktiert ist, die fundamentalen Ideen, von denen die unglücklichen Jahre 1807 und 1808 beherrscht waren, in unvergänglichen Zügen eingezeichnet. Zurückblickend auf die von ihm bereits geschaffenen und vom König gutgeheißenen Neuerungen, „durch welche jedermann zum freien Gebrauch seiner Kräfte Raum erlangt habe", bezeichnet

er die noch rückständigen Umgestaltungen, bei denen man auf den Willen und den beharrlichen Sinn des Königs rechnen könne, und fügt hinzu: „damit aber die neuen Einrichtungen ihre Früchte tragen, Treu und Glauben, Liebe zu König und Vaterland gefördert werde, müsse man für die Erweckung des religiösen Sinnes im Volke Sorge tragen ... und wenn dazu eine solche Erziehung der Jugend komme, daß jede Geisteskraft entwickelt und Liebe zu Gott, König und Vaterland gepflegt werde, so könne man hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen". Schon ein Jahr zuvor (1807) hatte v. Hardenberg auf des Königs Geheiß eine alle Zweige des öffentlichen Lebens umfassende Denkschrift „über die Reorganisation des preußischen Staates" entworfen. Indem er mit sanfter Hand die Schäden berührt, an denen das Staatswesen litt und die Mittel, die Herstellung versprachen, aufdeckt, brechen auch hier die unter dem Druck erwachsenen freiheitlichen Anschauungen der Zeit hervor. Insbesondere erwartet auch er von der gedeihlichen Wirksamkeit der Wissenschaft und des Unterrichts große Erfolge für die Regenerierung des Ganzen, er wie sein Freund von Altenstein, dessen gleichzeitige Entwürfe Hardenberg benutzte. War ihr gemeinsamer Grundsatz, „daß die natürliche Freiheit nicht weiter beschränkt werden müsse, als es die Notwendigkeit erfordert", woraus „die möglichste Herstellung des freien Gebrauchs der Kräfte der Staatsbürger aller Klassen sich von selbst ergebe", so sind beide auch darin einverstanden, „daß die Freiheit im Unterricht nicht durch positive Vorschriften beschränkt werden und daß der Zweck nicht sowohl die Anfüllung des Menschen mit positiven Kenntnissen als die Ausbildung seiner Denkkraft und deren Hinleitung zu dem höheren Geistigen sein müsse"; und über die Wissenschaft urteilte von Altenstein, den ein günstiges Geschick zum künftigen Leiter der preußischen Universitäten ausersehen hatte, „werden der wissenschaftlichen Ausbildung keine ängstlichen Fesseln angelegt und wird der Zustand der Wissenschaft nicht vom Staate selbst auf einen Punkt gebannt, so wird sich deren wohltätige Wirkung auf das ganze gemeine Leben erstrecken: jede Wissenschaft schreitet unaufhaltsam fort, und der Gewinn übersteigt im ganzen den Nach=

teil, den einzelne Verirrungen herbeiführen können“. Auch Scharnhorsts tief ergreifende und in zähem Kampf mit den größten Schwierigkeiten durchgesetzte militärische Erneuerung war von denselben, alle gleichmäßig beherrschenden Ideen getragen. „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen,“ schreibt er: „wir haben auf eine innere Reorganisation des Militärs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Übung, als auch insbesondere den Geist hingearbeitet. Der König hat ohne alle Vorurteile nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele, dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen gegeben.“

Es bedarf nicht, und es ginge über mein Vermögen, die großen und dauernden Errungenschaften zu verfolgen, die aus diesen Bestrebungen hervorgegangen sind und die Verjüngung des Staates herbeigeführt haben. Nur den Geist versuchte ich mit wenigen Strichen anzudeuten, der dieser Tätigkeit Ziel und Richtung gegeben. Denn das ist derselbe Geist, der die Friedrich-Wilhelms-Universität in das Leben rief und ihr den Beruf vorgezeichnet hat.

Doch daß ihre Gründung zur Tat ward, von der auch Hardenberg in seiner Denkschrift sich günstigen Erfolg versprach, dazu bedurfte es noch des persönlichen Eingreifens eines Mannes, der gleich den Genannten zu den Säulen gehört, die damals den wankenden Staatsbau zu stützen Kraft und Beruf besaßen. Wilhelm von Humboldt, an die Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung gestellt, hatte als vornehmstes Ziel seiner Tätigkeit die Aufgabe ergriffen, die Preußen verbliebenen Universitäten Königsberg und Frankfurt durch neue Lehrkräfte und reichere Lehrmittel nach Möglichkeit zu heben, und die geplante, beschlossene, aber immer hinausgeschobene Gründung einer neuen in Berlin zum Abschluß zu bringen. Es war um die Zeit, als die Siege und Kämpfe bei Aspern und Wagram den Glauben an die persönliche Unbesiegbarkeit Napoleons zu erschüttern anfingen und im Norden allenthalben die Flammen patriotischer Begeisterung züngelten, die der besonnenen Staatsklugheit nur mit Mühe gelang zu ersticken (denn noch war die Stunde nicht gekommen), in diesen Tagen war es, daß die letzten erfolgreichen Schritte geschahen, hier in der Hauptstadt fast unter den Augen der

Franzosen, die, soweit ihre Macht reichte, geschäftig waren, die deutschen Universitäten aufzuheben oder ihrer Eigentümlichkeit zu entkleiden, eine neue reich ausgestattete zu eröffnen, von der auch das erwartet wurde, daß sie, wenn der Augenblick komme, von der Macht des deutschen Geistes Zeugnis geben und den Verachteten an seinen Verächtern zu rächen helfen werde (und sie hat Wort gehalten), vor allem aber, daß sie durch die Entfaltung der geistigen Kräfte an ihrem Teile mitwirke, den schwer unter materiellem Druck seufzenden Staat aufzurichten und ihm neue Spannkraft zu verleihen. Denn nicht das sollte ihr Beruf sein, daß sie den kärglich abgemessenen Bedarf an wissenschaftlichen Kenntnissen für die verschiedenen Berufsarten des Lebens verabfolge und für den Dienst wohl zubereitete Beamten dem Staate liefere, sondern das vielmehr, daß sie ihre Jünger anleite, in hingebungsvoller Pflege jeder Wissenschaft zu freiem und selbständigem Gebrauch ihrer intellektuellen Gaben sich zu entwickeln und die unversiegbare moralische Kraft an sich zu verspüren, die aus der Erforschung der Wahrheit strömt. So steht unsere hohe Schule da als ein Ergebnis des unter überwältigendem Druck mächtig hervorbrechenden nationalen Aufschwungs, und auch ihr ist bei ihrer Geburt etwas von dem idealen Hauch zuteil geworden, der den trotz allen äußeren Ungemachs im Aufsteigen begriffenen Staat erfüllte.

14. Die Romantik des deutschen Studentenlebens.

C. Beyer.

Studentenleben im 17. Jahrhundert Schwerin, J. Bahn 1899. S. 1—8.

Den Jüngling, welcher der Universität zuzieht, um sich dort zu einem tüchtigen Diener seines Vaterlandes heranzubilden, begleitet unser Volk mit herzlicher Teilnahme, dem wilden Ungestüme kräftig gärender Jugend schaut es lächelnd zu und stellt sich so in stillen Gegensatz zu der ernsten Miene, die das Gesetz dazu machen muß. Der eigenartigen Sprache, die aus dem eigenartigen Leben erwachsen ist, lauscht es gern, denn es hat seinen Wortschatz mit vielen Ausdrücken aus der Studentensprache bereichert; Kommerse feiern hat das entlegendste Städtlein gelernt, und auf Kenntnis des studentischen

Komments sind sogar oft die jungen Damen stolz, sie befolgen ihn mit freundlichem Lächeln, dem Vater, dem Bruder oder — einem anderen zuliebe. Die Träger der bunten Mützen und der blitzenden Schläger möchte das Volk bei den Festen zu Ehren des Vaterlandes oder seiner großen Männer niemals missen.

Wir können nicht mehr sagen, daß bei dieser Vorliebe der Umstand ins Gewicht fiele, daß die edelsten Kräfte und Geister des Volkes auf den Universitäten gebildet werden. Die Zeiten sind lange vorbei, in denen der Besuch der Hochschule allein zu dem Anspruche berechtigte, als Gebildeter angesehen zu werden. Heer, Marine, Verkehrsanstalten, Industrie und Handel suchen für die leitenden Stellen gleichfalls nur hoch veranlagte Männer, fördern und bilden die jüngeren Kräfte gleichfalls zu besonderer Höhe, ohne daß der Dienst der Universität zur Hilfe herbeigezogen wäre. Vielleicht aber vermag die Romantik, die noch heute unbeirrt durch die Nüchternheit unserer Tage über dem Studentenleben liegt, dem Volke das Herz so leicht abzugewinnen, denn für die hat der Deutsche immer Vorliebe gehabt. Und die Studentenverbindungen mit ihren sorgsam bewahrten Überlieferungen, ihren Formeln und Formen und ihrem erziehenden Zwange kommen der Vorliebe unseres Volkes für Vereinigungen entgegen und wecken, gerade weil sie so fest noch immer bestehen und so hell und frisch in die Öffentlichkeit hinausglänzen, die geheime Sehnsucht nach einem in Überhastung der zur Entwicklung drängenden Zeit unbesonnen darangegebenen Gute.

Es gab einst Zeiten, wo der einzelne nichts war, die Verbindung mit Standes- und Berufsgenossen aber gewaltige Macht verlieh. Damals, als der Krämer, der Handwerker, der Kaufmann mit Andacht die Formeln erlernte und die altüberlieferten Bräuche sich einprägte, die ihm als Erkennungszeichen in der Ferne dienten und ihm sofort bei den Zünften oder Verbänden in entlegenen Gauen Aufnahme und Beistand verschafften, fühlte er zuweilen wohl mit Verdruß den Zwang, der ihn durch die starren, unveränderlichen Formen einengte; aber weit mehr noch empfand er mit Stolz und Freude die Kraft, die ihm aus dem Ganzen zuströmte. Große Handelsstädte, über die Länder weit zerstreute Ritterschaften strebten zu fester Ver-

einigung und gewannen so staunenswerte Macht und Einfluß auf die Entwicklung der Staaten, ja, großer Königreiche; sogar zum Zwecke gegenseitiger Förderung und Unterstützung in der Not und Sorge um die Seele und in der mühseligen Pilgerfahrt auf den Himmel zu, traten mächtige Bruderschaften zusammen. Später wurde eine Verbindung nach der anderen vernichtet, oft durch die rauhe Faust eines Mächtigen, oft durch den still nagenden Zahn der Zeit, oft nur durch Unbesonnenheit der Genossen.

Ein höchst bedeutendes Erziehungsmittel ist dadurch geschwunden, wir sehen darum die Zuchtlosigkeit der Jüngeren, die Ratlosigkeit der Älteren wachsen. Man merkt überall, daß wiederum der einzelne in der Erkenntnis, daß er für sich unbedeutend und nicht hinreichend widerstandskräftig ist, nach der Verbindung mit gleichstrebenden Berufsgenossen sucht. Die Vereinsmeierei unserer Tage, die oft sich unliebsam in den Vordergrund drängt und doch so hohl und einflußlos ist, kommt hier nicht in Betracht, wohl aber verfolgen wir alle aufmerksamen Auges das Bemühen der Arbeiter, der Handwerker, der Landleute und anderer Berufsgenossen, ernste Verbindungen zu gründen, um Einfluß in entscheidender Stunde zu haben. Freilich scheint es, als ob die Zeit, zu den neuen Formen auch die einheitlichen Formeln zu finden und durch diese zu binden, vorüber ist, daß es wahrscheinlich unmöglich wird, den Vereinigungen ihren alten erziehlichen Einfluß wieder zu sichern. Nur das Offizierkorps hegt bei seiner festen Geschlossenheit seinen besonderen Geist, den es in seinen jungen Kräften herausbildet und festigt, und das Studentenleben hat eine ähnliche Macht über die Gemüter dort, wo die Verbindungen allen voran führend dastehen. Sie bringen mit ihrer lachenden Lust am Leben allerdings große Gefahren, gar mancher hat der täglichen Versuchung zum ungebundenen Leben nicht genügend Widerstand entgegensetzen können und ist so tief gefallen, daß er sich nicht wieder aufrichten konnte. Es ist aber anzunehmen, daß die Haltlosen auch ohne die Verbindung später erlegen wären, und daß die Universität zum Heile des Ganzen rechtzeitig wie ein Sieb sichtete. Mancher bewährte Mann wird sich dagegen mit Dank erinnern, wie damals, als der junge Student gar zu arg tollte, der ältere Ver=

bindungsbruder ihn bei günstiger Veranlassung beiseite nahm und ihn mit wenigen ernsten Worten von dem Abgrunde zurückdrängte.

Mögen die Verbindungen immerhin in ihren Neigungen so mannigfaltig sich zeigen, wie die Farben ihrer Bänder und Mützen, mögen sie sich um Grundsätze streiten und ihre Sache trotzig und herausfordernd mit dem Schläger vertreten, dennoch sind sie in entscheidender Stunde einig im Geiste. Altüberlieferter Brauch ist für alle gültig und im Komment gefestigt, und die jungen Kräfte spüren, sobald sie in die Verbindung eingegliedert werden, überall die erziehliche Macht des Ganzen sehr nachdrücklich. Fuchs zu sein, ist nicht immer angenehm: wer am Gymnasium sich viel einbildete auf den besten Aufsatz und sich ein großer Held dünkte wegen tadelloser Zeugnisse, von den Lehrern gelobt und von Eltern verzogen und von Geschwistern bewundert wurde, wird in der Verbindung in wenigen Wochen sehr demütig gemacht, sinkt in nichts zusammen, muß gehorchen und dienen lernen. Der Zaghafte dagegen wird ermuntert, angestachelt, durch das Vorbild älterer zur Nachfolge gereizt, oft schlägt er plötzlich um und zeigt nun Neigung, ein Durchgänger zu werden, dem wieder die Zügel fester anzulegen sind. Der Gang durch die Fuchszeit die es gibt, so lange es Studenten gibt, hat großen Einfluß auf den Charakter, so daß man noch im späteren Leben die Wirkung davon spürt.

Diese Bewahrung alten Brauches in einer Zeit, wo das Neue sich oft recht unangenehm geltend macht und zerstört, ohne dafür genügend aufzubauen, die Achtung vor den Verbindungen, die schon zu der Urväter Zeiten die Jünglinge aus allen deutschen Gauen umschlossen und mit einheitlichem Geist erfüllten, beides miteinander wird dem Studentenleben die Teilnahme des Volkes in weiteren Kreisen erhalten, so lange die Studenten sich selbst solche Güter nicht nehmen lassen. Und sie werden sie sich bewahren. Wo frische Jünglinge sich zusammenfinden, die Blüte des Volkes, lebensprühend, sorglos, selbstbewußt, erfüllt mit dem Drange nach Erkenntnis und Wissen und die Augen auf die höchsten Ziele gerichtet, dabei alle Deutsche, die, losgelöst von der engeren Heimat und von der Luft der Fremde umweht, andersartige Sitten und Mundarten und Trachten rings um sich bemerken, da werden sie immer Zusammenschluß mit Gleich-

denkenden suchen; und wenn auch nur drei gute Gesellen zu treuer Freundschaft sich in der Ferne zusammenfinden, so halten „drei Gesellen ein feines Kollegium“, oder tres vaciunt collegium. Und steigt die Zahl, flugs ist schon eine Verbindung da, die wohl auf einen ungewöhnlichen Namen sinnt, aber den alten Studentengeist unter sich walten läßt. Wir wollen nicht lange nach Statuten und Prinzipien fragen, durch welche die Verbindungen glaubten und glauben, sich selbst fest zusammenschließen und gegen die Außenstehenden abschließen zu müssen. Ob die Pflege der Mannhaftigkeit, Fröhlichkeit und Freundschaft oder das Streben nach wissenschaftlicher, sittlicher und körperlicher Ausbildung zugrunde liegt; ob man den Mut lernen soll, die Ehre mit der Waffe zu verteidigen, oder den nicht geringen Mut, Spott, ja Verachtung zu ertragen, weil man mit redlicher Überzeugung jenen Gebrauch der Waffe verwirft; immer steht im tiefsten Grunde der warme Drang stark empfindender junger Herzen zueinander. Und ob sich nun die Verbindungen zerteilen und befehden oder zusammenschließen zu großen Verbänden, wählerisch oder weitherzig sind bei der Aufnahme ihrer Mitglieder, sie bilden doch in den Augen des ruhig Beobachtenden ein Ganzes, das das Heil des Vaterlandes als höchstes Gesetz ansieht und reiche und große Kräfte demselben zur rechten Stunde zur Verfügung stellt.

Wer dem Studentenleben seine Teilnahme gönnt, den wird es sicher auch anziehen, zu erfahren, in welcher Weise die Grundlagen zu ihm in früheren Zeiten gelegt wurden.

Kann man die Korps, die ja den festesten Zusammenschluß sich bewahrt haben, als eine Fortführung jener Landsmannschaften betrachten, welche im vorigen Jahrhundert allbeherrschend dem Studentenleben sein Gepräge gaben, so darf man wiederum diese aus den Nationalisten des 17. Jahrhunderts ableiten, und wenn sich der letztere Ursprung auch rückwärts ins Dunkle hinein verliert, so ist doch das sicher, daß sie auf den evangelischen Universitäten allein sich ausbildeten; mochte die neue Freiheit hier zuweilen mißverstanden, oft gemißbraucht werden, so entwickelte sich doch nach längerer Gärung der edle Wein. Wir dürfen also die Verbindungen als Erzeugnisse reformatorischen Geistes ansehen.

15. Das geistige Gepräge der deutschen Sprache.

Oskar Weise.

Die deutsche Sprache in H. Meyers deutschem Volkstum. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 2. Aufl., 1903. S. 224–228.

Ohne Zweifel bietet die deutsche Sprache der Phantasie reichen Anlaß, die Schwingen zu entfalten. Sie kommt uns daher bei unseren stilistischen Neigungen und Eigentümlichkeiten auf halbem Wege entgegen. Während sich die Franzosen gleich den Römern für den Aufputz der Darstellung mit rhetorischen Figuren begeistern, ist der Deutsche weder ein Freund von vielen Sinnspitzen (Pointen) noch von gehäuften Gegensätzen (Antithesen) oder anderem Putz der Sprache, der mehr blendet als das Herz gewinnt. Dagegen heben wir gern eigentümliche, bedeutungsvolle Züge hervor, die der Einbildungskraft Nahrung geben und obendrein das Gemüt beschäftigen. Wie wir uns den alten Fritz kaum ohne seinen Krückstock oder den alten Bismarck ohne seinen Schlapphut denken können so erfassen wir auch sonst gern einzelne Punkte an den in unseren Gesichtskreis tretenden Gegenständen. Das Allgemeine und Einförmige, das Nüchterne und Platte ist nicht nach unserem Sinne. Die fortlaufende Numerierung der amerikanischen Straßenbezeichnung ist unserm Gefühl gänzlich zuwider: auch wollen uns, obwohl wir im allgemeinen, dank der philosophischen Veranlagung des deutschen Volkes, abgezogene Begriffe lieben, bei ganz sinnfälligen und greifbaren Erscheinungen, wie öffentlichen Plätzen, Abstraktionen nach Art des französischen Place de la Concorde oder des italienischen Piazza dell' Independenza nicht zusagen, vielmehr knüpfen wir bei Bezeichnung solcher Örtlichkeiten am liebsten an die Namen von gefeierten Personen oder an die Beschaffenheit der Gegend an und ziehen es vor, von einem Goethe- oder Wilhelmsplatze, von einer Berg- oder Lindengasse zu sprechen. Aber auch sonst betont der Deutsche gern das Besondere in seiner Sprache und hebt darum mit Vorliebe charakteristische Züge hervor. So spielen namentlich im mündlichen Verkehr die auf Vergleichen mit Naturerscheinungen beruhenden Beiwörter eine große Rolle: grasgrün, turmhoch, kugelrund, aalglatt, baumlang und

ähnliche Zusammensetzungen, die unsere Einbildungskraft durch den Hinweis auf die uns umgebende Sinnenwelt anregen, sind dem Volk außerordentlich geläufig, ja sie werden oft noch durch Hervorhebung mehrerer Momente verstärkt, z. B. kohlrabenschwarz, splitterfasernackt, funkelnagelneu, hellerlichterloh.

Gleichfalls ein malerischer Zug unserer Sprache ist der ihr von Anfang an eigentümliche Hang zu Wortpaaren, denen wir schon in den ältesten Dichtungen zahlreich begegnen. Sie sind meist durch Stabreim oder Vokalanklang (Assonanz) miteinander verbunden, und zwar gilt dies gleichermaßen von Substantiven (Gift und Galle, Mann und Maus, Wind und Wetter, Spott und Hohn, Ach und Krach) wie von Adjektiven (dick und dünn, braun und blau, klipp klar, angst und bange, kurz und gut, toll und voll) und von Verben (hüten und hegen, zittern und zagen, biegen oder brechen, schalten und walten, scheiden und meiden, lügen und trügen). Zunächst ist es dem Schöpfer derartiger Verbindungen dabei gewiß um die Stärke der Vorstellung zu tun, die er wecken will. Denn „die Leidenschaft voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig, es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fließt und sich niemals erschöpft". So wird der Ausdruck gehäuft, weil man durch starkes Auftragen mehr auszusprechen meint. Aber mit der Verwendung von Synonymen will man auch den Begriff deutlicher, anschaulicher und greifbarer vorführen. Denn in den Doppelformen spiegelt er sich mehrfach mit verschiedenen Abschattungen, wie ein im Prisma gebrochener Strahl. So gibt es den Anschein, als ob man nach einem genau entsprechenden Ausdruck des inneren Bildes gerungen habe. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Menge der in unserer Sprache vorhandenen Wortpaare ziemlich groß ist. Über ihre Zahl erhalten wir den besten Aufschluß in der umfangreichen Sammlung, die Jakob Grimm aus alten Weistümern, Gesetzen und anderen Sprachdenkmälern der Urzeit in seinen „Rechtsaltertümern" zusammengestellt hat; ihre Bedeutung für die Gegenwart aber können wir schon daraus entnehmen, daß wir ihnen nicht bloß in der volkstümlichen Rede

oft begegnen, sondern auch in der Sprache der Gebildeten und in der Literatur.

Mit diesen Zwillingsformeln kann man Ausdrücke, wie Vorahnung und Rückerinnerung, Herabminderung und Rückantwort vergleichen oder Ortsbestimmungen, wie auf den Berg hinauf, über den Bach hinüber, durch das Dorf hindurch, aus denen überall das Bestreben erkennbar ist, die betreffenden Erscheinungen recht greifbar vor die Augen zu führen. Ebenso ist ein Beweis für das allzeit rege Verlangen unseres Volkes nach Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit seine große Vorliebe für die Klangmalerei. Immer haben unsere Dichter, zumal die lyrischen, an diesem Tonspiel mit Worten Gefallen gefunden. Die Sprache selbst hat ihnen in dieser Hinsicht trefflich vorgearbeitet, da sie über eine stattliche Zahl von schallnachahmenden Ausdrücken verfügt: von dem leisen Säuseln und Lispeln bis zum lauten Rauschen und Klatschen, von dem kaum vernehmbaren Kichern und Zirpen bis zum weithin tönenden Klirren und Knarren, von dem dumpfen Dröhnen und Poltern bis zum starken Donnern und Schmettern sind darin alle Stufen der lautmalenden Wortbildung reichlich vertreten. Zählt doch Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" nicht weniger als 200 derartige Wörter auf, die meist erst in neuhochdeutscher Zeit geschaffen worden sind. Und wie viele besitzen wir nicht schon von alters her! Unter denselben Gesichtspunkt fällt der grammatische Vokalwandel des Ablautes, der nicht nur die starke Biegung der Verba durchdringt (werfe, warf, geworfen; liege, lag, gelegen; laufe, lief, gelaufen), sondern sich auch in einer Menge von Substantiven (die Binde, das Band, der Bund; der Schneider; der Schnitter, die Biegung, die Beuge, der Bogen, die Bucht), besonders in klangreichen Alliterationsformen, wie Singsang, Wirrwarr, Mischmasch, geltend macht. Im Latein und in seinen Töchtersprachen sucht man diese Erscheinung fast vergeblich. Denn im Gegensatz zum Griechischen, das sich hier wie in so vielen anderen Beziehungen dem Deutschen zur Seite stellt, hat die Prosa des hauptsächlich für Staatsrecht und Krieg begeisterten Volkes der Römer das alte, schöne Erbteil der Indogermanen aufgegeben.

Nichts aber legt für die Stärke der Einbildungskraft unseres Volkes lebhafteres Zeugnis ab als die Fähigkeit, alle Gegenstände der Natur als belebte, beseelte Wesen aufzufassen: Wohl sind in jeder Sprache Bilder und Metaphern die Haupthebel der Bedeutungsentwicklung und des sprachlichen Fortschrittes überhaupt geworden, aber in vielen ist diese lebendige Kraft der bewußten oder unbewußten Schöpfung neuer Personifikationen jetzt ziemlich gering. Je mehr sich ein Volk gleich dem unsrigen die alte Naivität bewahrt hat, je innigere Beziehungen es zur Natur unterhält, um so ergiebiger sind die Quellen, aus denen derartige Gebilde fließen. Man braucht dabei nicht an die Dichter zu denken, die gern leblose Wesen oder abstrakte Begriffe als lebende und handelnde Geschöpfe einführen, wie Schiller in seiner „Braut von Messina“: „Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach, und die hüpfenden Lämmer grasen lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen. Süßes Tönen entlockt er der Flöte, und das Echo des Waldes wird wach, oder im Schlummer der Abendröte wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach“; nein, unsere ganze Sprache steckt voll solcher Übertragungen lebensvoller Züge auf das Leblose: „Wie in der Fabel Pflanzen und Steine reden, so tun sie es auch im Volksliede: verwüstete Schlösser klagen ihr Leid, die Linde hilft trauern, und die Haselstaude warnt das Mädchen, das zum Tanze geht.“ Ebenso springt nach der Anschauung des Volkes der Fels in die Höhe, bricht das Feuer aus wie ein grimmiger Löwe, schneuzen sich die Sterne (Sternschnuppe), schauen die Berge in die Gegend hinaus, erhebt sich und legt sich der Wind wie ein gewaltiger Riese, will der Nagel nicht in das Brett, hat das daneben treffende Beil seinen Kopf für sich und anderes mehr. Wird ferner nicht auch dem Steine Gefühl zugeschrieben (das könnte einen Stein erbarmen), lächelt nicht der See, kann eine Gegend nicht anziehend, entzückend, reizend sein wie eine Sirene, sagt man nicht von einem Menschen, daß er „die Gesundheit“ oder „das blühende Leben“ selbst sei? Und wenn wir dem ursprünglichen Sinne der folgenden Bilder gerecht werden wollen, müssen wir die Gewalt vor dem Rechte, die Not an den Mann, und drei Tage ins Land gehen

sehen, so leibhaftig, als wenn sie Personen von Fleisch und Bein wären.

Dies führt uns zu dem träumerischen Zuge, der der deutschen Phantasie eigen ist und in der Hingabe an das Geheimnisvolle und Zauberhafte seinen beredtesten Ausdruck findet. Wenn Alfred Fouillée von der Vorliebe der Germanen für die Mondscheinbeleuchtung (du nocturne et de tous les clairs de lune transcendantaux chers aux Germains) spricht als einer Erscheinung, die seinen eigenen Landsleuten vollständig fremd sei, so meint er damit wohl hauptsächlich die Anschauungen der deutschen Philosophen und ihre Richtung auf das Übersinnliche, doch denkt er dabei auch an die Sprache. Und in der Tat, wenn wir genau zusehen, so erscheint uns gegenüber dem hellen Sonnenschein, der über die französische Sprache ausgegossen ist, unser Deutsch vielfach in einem Dämmerlichte. Wie die Aufklärung auf französischem Boden ihre festeste Stütze gehabt hat, der Mystizismus aber in Deutschland heimatsberechtigt ist, so liebt der Franzose über alles Klarheit und nüchterne, verstandesmäßige Auffassung: „Ce qui n'est pas clair, n'est pas français; clareté est la base éternelle de notre langue“, sagt Rivarol, der Deutsche dagegen den magischen Schein des Halbdunkels auch in seinem Stile. Die Farbe der Rembrandtschen Malerei zeigt sich, wie auf so vielen Gebieten des deutschen Geisteslebens, so vor allem im Bereiche des sprachlichen Ausdruckes. „Wo der Lateiner nicht müde wird, alle Beziehungen durch sorgfältige Übereinstimmung der Flexion klar und scharf hervortreten zu lassen, begnügt sich unsere Sprache mit möglichst unbestimmten Andeutungen, die wie ein Schleier die Form verhüllen, um sie ahnen zu lassen,“ sagt ein so hervorragender Kenner unserer Sprache wie Hermann Wunderlich.

Zu demselben Ergebnis kommen wir bei einer vergleichenden Zusammenstellung mit den romanischen Sprachen. Abweichend von ihnen bringen wir im Prädikatsnomen weder das Geschlecht noch die Zahl zum Ausdruck, ja in dem Satze: „Am 23. Juli des vorigen Jahres vom äußersten Osten des Reiches in der Hauptstadt eingetroffen, begab sich Frau Z. unverzüglich zur Königin“ müssen wir

erst 17 Wörter lesen, ehe wir dahinter kommen, ob von einem männlichen oder weiblichen Wesen die Rede ist, während in dem entsprechenden französischen Satze gleich von vornherein kein Zweifel darüber obwaltet; denn hier sagt uns sofort die Form des Mittelwortes, ob wir ein Maskulin oder Feminin vor uns haben. Eine andere hierher gehörige Eigentümlichkeit unserer Sprache ist schon Friedrich dem Großen aufgefallen, der in seiner Schrift über die deutsche Literatur (De la littérature allemande, 1780) hervorhebt, daß man oft erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort finde, aus dem sich erst der Sinn des Satzes erkläre (souvent vous ne trouvez qu'au bout d'une page entière le verbe, d'où dépend le sens de toute la phrase). So selten auch die vom Könige getadelte Unart der Kanzleisprache gegenwärtig vorkommt, so wird doch noch immer häufig eine ganze Reihe von Satzgliedern dem Worte, zu dem sie gehören, vorausgeschickt. Seit Jahrhunderten ist es mehr und mehr zur festen Regel geworden, daß das Zeitwort im Nebensatze die letzte Stelle erhält. Daher müssen wir alle Objekte und Umstandswörter, die von ihm abhängen, anhören oder lesen, ehe wir erfahren, worauf sie sich beziehen, werden sonach lange in Ungewißheit über die Beziehungen der einzelnen Satzglieder gelassen, ja oft genug auf eine harte Geduldprobe gestellt, bis wir den Sinn des ganzen Gefüges verstehen. In gleicher Weise erklärt sich die Tatsache, daß bei uns zwischen den Artikel und das dazu gehörige Hauptwort eine schier endlose Zahl von Beifügungen und adverbialen Bestimmungen eingeschoben werden kann, eine Unsitte, die Esaias Tegnér zu der Mahnung an die deutsche Sprache veranlaßt hat:

„Rascher werde dein Gang, leg' ab dein Phlegma, auf daß man
den Beginn nicht vergess', ehe man nahte dem Schluß!"

So ist z. B. in dem Satze: „Der am gestrigen Tage im Spiegelsaale des Schlosses zu Berlin in Gegenwart des Kaisers und verschiedener Fürsten aus allen Teilen des deutschen Landes eröffnete Reichstag hat über wichtige Vorlagen zu beraten," „der" von seinem Substantiv „Reichstag" durch 23 Wörter getrennt. Eine

so große Einschiebung ist also nach unseren Sprachgesetzen sehr wohl möglich, während dem lebhaften Franzosen schon bei halb so langen Gefügen die Geduld ausgehen würde. Denn in seiner Sprache rollt sich die Erzählung in einer Weise ab, daß der den Worten des Redners Lauschende nicht erst lange aufmerksam zu warten braucht und dann urplötzlich von der Hauptsache in Kenntnis gesetzt wird, sondern so, daß er ganz planmäßig das Vorgetragene in sich aufnehmen kann und immer zunächst das bestimmende, dann das dadurch näher bestimmte Satzglied erfährt.

Nach dem oben Gesagten begreifen wir auch die Neigung unserer Sprache zu dem mit einem geheimnisvollen Zauber umgebenen Fürwort „es", das so oft vom Volke und von den Dichtern benutzt wird, um das unerforschliche Walten der Naturkräfte, das wunderbare Treiben dämonischer Wesen in Flur und Hain zu bezeichnen. Wie der Deutsche von jeher mit der neckfrohen Schar der Elfen und Nixen, Kobolde und Heinzelmännchen, die im Dämmerlichte weben, auf vertrautem Fuße gestanden hat, so liebt er es auch, bei der Erzählung von wunderbaren Naturvorgängen durch die sprachliche Darstellung auf die Phantasie der Hörer einzuwirken. Dazu dient ihm unter anderem das Wörtlein „es". Oder wird nicht in Schillers „Taucher" bei dem Berichte des Knappen: „Da kroch's heran, regte hundert Gelenke zugleich," und in Schlegels Hamletübersetzung bei der Wiederkehr des Geistes: „Schau, wie es da wiederkommt!" die Unheimlichkeit der Lage durch dieses auf eine rätselhafte Erscheinung hindeutende „es" noch erhöht? Selbst dann, wenn es als Vorläufer des hinter das Zeitwort gerückten Subjekts auftritt, liegt noch etwas Spannendes darin, wiewohl hier seine Kraft schon stark abgeschwächt worden ist. Man vergleiche die Worte: „Es zogen drei Burschen zum Tore hinaus" mit den anderen: „Drei Burschen zogen zum Tore hinaus", und man wird erklärlich finden, warum das Volkslied und die volkstümliche Erzählung (z. B. es war einmal ein Mann) sich so gern dieser Art des Satzanfanges bedient haben. Die Tätigkeit der Einbildungskraft offenbart sich aber auch im Gebrauche des sächlichen Geschlechtes bei Diminutiven und Sammelbegriffen. Wenn uns der Knabe als Knäbchen und

die Braut als Bräutchen entgegentritt, so sind sie in unseren Augen nicht bloß verkleinert, sondern zu ganz neuen Wesen umgeschaffen worden; denn sie haben auch das Genus gewechselt. Und in ähnlicher Weise hat man Kollektiva, wie das Gebirge (aber der Berg) und das Gemäuer (aber die Mauer), zu Neutris umgestaltet, um das Umfangreichere, Ausgedehntere, Umfassendere gegenüber dem Grundwort zum Ausdruck zu bringen. Erscheint doch auch bei Gattungsbegriffen wie das Pferd (neben der Hengst und die Stute) und das Rind (neben der Ochs und die Kuh) gerade das Neutrum als das zusammenfassende, männliches und weibliches in sich begreifende Geschlecht, ganz im Gegensatz zum Latein und zu den romanischen Sprachen, die diese Feinheit der Unterscheidung nicht kennen.

16. Zufälliger oder sinniger Gebrauch des deutschen Geschlechtswortes?

Hermann Schrader.

Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar, Felber 1896. S. 222—228.

Es gilt als allgemeine Regel, daß zusammengesetzte Hauptwörter das Geschlecht des Grundwortes haben; so: der Eisschrank, die Gartenbank, das Straßenpflaster. Das gilt nicht bloß, wenn zwei Hauptwörter verbunden werden, sondern auch sonst: der Hinterhalt, die Niederlage, das Vorderhaus. Ganz der Regel entsprechend sagt man nun auch: der Hochmut, der Feuermut, der Lebensmut, der Kleinmut usw., weil Mut männlichen Geschlechts ist. Nun tritt aber die überraschende Erscheinung ein, daß manche mit Mut zusammengesetzte Hauptwörter das weibliche Geschlecht haben. So die Anmut, die Demut, die Einmut (Einmütigkeit), die Großmut, die Langmut, die Sanftmut, die Schwermut, die Wehmut. — Da drängt sich doch wohl die Frage auf: Ist das reiner Zufall, bloße Willkür, oder liegt dem ein sinniger Gedanke zugrunde? Mich will es bedünken, als liege eine Antwort nicht fern. Denn wenn wir die genannten weiblichen Wörter überblicken, so sehen wir, daß ihrem

Sinne wirklich etwas Weibliches oder Weiches, oder Hingebendes, Gutes und Edles innewohne. Das Männliche, Starke, Harte, auch Böse und Unedle liegt vorwiegend in den männlichen Wörtern, z. B.: der Hochmut, der Dünkelmut, der Eifermut, der Eigenmut (Eigensinn), der Festmut, der Feuermut, der Flattermut, der Frechmut, der Frevelmut, der Frohmut, der Gleichmut (der sich nicht aus seinem Gleichgewicht bringen läßt), der Hasenmut, der Hundemut, der Jugendmut, der Kleinmut, der Kriegsmut, der Heldenmut, der Mannesmut, der Kühnmut, der Lebensmut, der Löwenmut, der Opfermut, der Schwachmut, der Siegesmut, der Trotzmut, der Übermut, der Unmut, der Wankelmut, der Wagemut, der Zagemut, der Zweifelmut. — Ich sollte denken, diese vielen Beispiele erhöben es zur Wahrscheinlichkeit, fast zur Gewißheit, daß wir hier wieder einen schönen Zug der Sinnigkeit und Feinfühligkeit haben, an denen unsere deutsche Sprache so überaus reich ist. Das bezeichnend Männliche und das bezeichnend Weibliche ist in allen den genannten Wörtern gar fein auseinandergehalten. Ich glaube auch nicht, daß das Wort der Edelmut dem Gesagten widerspricht. Denn wenn wir das Wort jetzt gewöhnlich in dem Sinne einer aus Liebe hervorgerufenen Selbstverleugnung gebrauchen, ähnlich wie Großmut, so bedeutet es doch ursprünglich den Mut eines edlen oder adeligen Mannes, trägt somit ebenfalls männliche Eigenart. — Beiläufig noch eine Dichter-Charakterisierung durch Zusammensetzungen des Wortes Mut: Lenau vertritt die Schwermut, Freiligrath den **Heldenmut** und **Heine** den **Übermut**.

Noch eine zweite ähnliche auffallende Erscheinung. Es ist doch wohl schon manchem verwunderlich vorgekommen, daß Sonne und Mond bei Griechen und Römern, überhaupt bei den Völkern des Mittelmeeres, ein anderes Geschlecht haben als im Deutschen. Dort heißt es: der Sonne, die Mond, bei uns: die Sonne, der Mond. Mir widerstrebt es, in solchen auffälligen Dingen bloßen Zufall zu sehen; ich suche vielmehr gern nach einem tieferen Grunde. Ein solcher muß hier offenbar in der Natur liegen. Die Sonne selbst ist nun zwar hier bei uns dieselbe wie dort; aber ihre Wirkung und Kraft ist hier eine andere als dort; die Sprache selbst und die

sprachlichen Denkmäler sollen uns Auskunft geben. — Fragen wir den Horaz. In seinen Oden redet er sehr häufig von Gestirnen und Witterung. Aber vergeblich, glaube ich, wird man ein Wort zum Lobe der Sonne suchen. Im Gegenteil. Von den Hundstagen heißt es (III, 29, 18): Schon bringt der Cepheus verborgnes Feuer; schon wütet Prokyon (der Stern, der dem Hundsgestirn vorangeht) und der Stern des wahnsinnigen Löwen, während die Sonne die dürren Tage bringt. — In den heißen südlichen Gegenden (III, 27, 51) nimmt häßliche Magerkeit die blühenden Wangen ein, und der Blutsaft schwindet dem zarten Körper. — Die fruchtbare Rebe empfindet den verpestenden afrikanischen Wind (III, 23, 5). — Den Ländern des äußersten Nordens setzt Horaz die von glühender Hitze versengte Gegend der Welt entgegen (III, 24, 37). — 13, 9 redet er von der schrecklichen Zeit des sengenden Hundsgestirns und I, 31 von den Gestirnen, welche die Äcker ausdörren. — Dagegen II, 15, 16 preist er den Schatten und die kühlende Luft des Nordwindes und III, 4, 23 das kühle Präneste. — Noch weit schrecklicher sind die Schilderungen, welche Ovid (Met. II) von den Wirkungen der Sonne gibt, als der jugendliche Phaëthon (statt seines Vaters Helios) den Sonnenwagen, von der rechten Bahn abirrend, durch den Himmelsraum führte. Die Wolken dampften, das Feuer ergriff die Berge der Erde, das Land bekam Risse, das Gras verwelkte, die Blätter der Bäume knisterten, und die Saat brannte wie Zunder. Städte mit ihren Türmen und Mauern verschwanden, ganze Völker verbrannten, und dichter Rauch wirbelte von dem Feuer der Erde in die Luft. Die Nymphen der Berge und Brunnen jammerten laut, die Flüsse verdampften und bildeten nur noch wasserlose Rinnen, das Meer zog sich enger zusammen, verborgene Klippen kamen zum Vorschein, selbst in die ewige Nacht des Tartarus fielen durch die Spalten der Erde Lichtstrahlen und erschreckten den Gott der Unterwelt. Endlich fleht die Göttin der Erde, Tellus, mit trockener Stimme zu Jupiter: Soll ich verbrennen, so töte mich wenigstens durch deinen Blitz. Kaum vermag ich diese wenigen Worte zu sprechen; der Qualm will mich ersticken. Willst du dich nicht erbarmen, so wird der Himmel bald in Asche zerfallen. — Da bringt Jupiter endlich

Rettung durch Blitzstrahl und dämpft mit schrecklicher Flamme die Flammen.

Warum führe ich das alles an? Weil ich zeigen will, daß die Römer (wie auch die Griechen), die weit mehr als wir von der Sonnenhitze des Sommers zu leiden haben, in erster Linie das Belästigende, Peinigende, Versengende, Ausdörrende in der Sonne und ihrer Glut sahen. Daher lag es ihnen fern, in der Sonne eine milde und weiche Gottheit zu sehen. Sie erblickten vielmehr in ihr und ihrer Kraft den starken Mann, den mächtigen Helden, der — unbekümmert, ob er zarte Existenzen vernichtet — unaufhaltsam seine Siegesbahn wandelt. Und darum ist — was wir zeigen wollten — in richtiger Anschauung der Natur bei den Römern sol und bei den Griechen helios männlichen Geschlechts. — Auch das hebräische Wort für Sonne cheres hat immer, und schemesch gewöhnlich das männliche Geschlecht. Soviel ich irgend sehe, gibt es im Alten Testamente keinen Ausspruch, der die wohltätige Kraft der Sonne hervorhebt. Zahlreiche Stellen aber heben die dörrende Kraft hervor. Jes. 4, 6: Eine Hütte wird sein zum Schatten am Tage vor der Hitze. Ps. 19, 7: Nichts ist geborgen vor der Hitze der Sonne. Jes. 25, 4, 5: Du, Herr, bist Zuflucht dem Elenden vor Hitze. Wie die Glut im dürren Lande, so beugst du der Barbaren Toben. — Dagegen wird an vielen Orten der von der Sonne schützende Schatten im eigentlichen und übertragenen Sinne gepriesen. Hiob 7, 2: Der Knecht sehnet sich nach dem Schatten. Ps. 17, 8: Beschirme mich unter dem Schatten deiner Flügel! Ps. 57, 2: Ich flüchte in deiner Fittiche Schatten bis vorüber das Verderben. Ps. 91, 1: Wer im Schatten des Allmächtigen ruhet. Ps. 121, 5, 6: Der Herr ist dein Schatten, dir zur rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche. — Die Hebräer also auch heben vorzugsweise die belästigende Kraft der Sonne hervor, und sie verstärken somit, was wir zuvor von Griechen und Römern gesagt haben.

Wie ganz anders ist das bei den Deutschen! Sie begingen in alten Zeiten festlich die Tage der wieder emporsteigenden, die Tage verlängernden Sonne. Auch die Sommersonnenwende war ihnen ein Feiertag, der dem freundlichen Gott des Friedens und der Frucht-

barkeit galt. Und wenn wir unsere besten Schriftsteller fragen, so wissen sie wohl immer nur Liebliches und Gutes von der Sonne zu sagen. Wir wählen folgende Wendungen aus: Die Sonne der Freude, die Sonne der schönsten Gunst ist mir aufgegangen. Ich lag in tiefer Todesnacht, du, Herr, wurd'st meine Sonne (Paul Gerhardt). Schönste Sonne unter den Mädchen, schönstes Mädchen unter der Sonne (Heine). Diese Anstalt könnte die Sonne (leuchtendes Vorbild) einer ganzen Nation sein (Moser). Das Alter liebt sich an dem Golde zu sonnen (Chamisso). Er kann sich den ganzen Tag an einer warmen Vorstellung sonnen (Lichtenberg). Angesonnt vom Licht deines Auges (Kosegarten). Die Tugend, die das Glück besonnte (den Sonnenschein des Glücks brachte) (Tiedge). Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken (Goethe). — Immer soll es ein Lob sein, wenn es heißt: an einem schönen sonnigen Morgen, der heiterste sonnigste Himmel. — Himmlisch mild sein Blick wie Maiensonne (Schiller). Eine volle Morgensonne geht auf ihrem Gesicht auf. Gnadensonne, Glanzsonne, Liebessonne, Freudensonne, Freundschaftssonne, Gemütssonne, Herzenssonne (Geliebte), Himmelssonne, Schönheitssonne, Ruhmessonne hat immer guten Sinn, und ein anmutiges, junges Weib wird eine Haussonne genannt. — Das alles sind liebliche Bilder, welche auf dem Wohltun der Sonne ruhen; aber auch buchstäblich von der natürlichen Sonne sagt die Weisheit des Volkes nur Gutes aus: Die Sonne scheint keinen Hunger ins Land. Die Sonne hat noch keinen Bauer zum Lande hinausgeschienen. Sonnenjahr, Wonnenjahr.

Nun, das ist des Guten doch eine reiche Fülle; böse Aussprüche über die Sonne weiß ich nicht anzugeben. Hier ist nirgends Belästigendes, Peinigendes, vielmehr erscheint die Sonne hier immer belebend, gebend, erquickend, erfreuend, kurz, wie eine gütige Fee mit einem Füllhorn köstlicher Gaben. Ist es da ein Wunder, ja ist es nicht natürlich und sinnig und fein, wenn unser Volk der Sonne das weibliche Geschlecht zuerkannt und gegeben hat wegen des milden und wohltätig waltenden Geistes?!

Nach dieser Schilderung der Sonne und ihres in südlichen und nördlichen Ländern verschiedenen Wesens können wir uns über

den Mond kürzer fassen, da bei ihm gerade die gegenteiligen Erscheinungen sich zeigen. Der homerische Hymnus auf die Selene, den Mond, schildert sie als eine schöne weißarmige Göttin mit langen Flügeln und goldenem Diadem. Sie fährt auf einem Wagen an dem Himmel hin, um den Menschen ihr freundliches Licht zu bringen. Im Gegensatz zu ihrem Bruder Helios, der in stolzem Glanze mit seinem Viergespann dahinstürmt, ist sie eine milde, bescheidene Erscheinung. In Rom hatte Luna Tempel auf dem Aventinus, auf dem Kapitol und als Noctiluca auf dem Palatinus. Kurz, alles Gesagte weist auf den Mond als eine willkommene, erfreuende, liebliche Erscheinung hin. Damit stimmen auch die Lebensgewohnheiten in den südlichen Ländern. In den heißen Mittagsstunden ruhen die Italiener von ihren Arbeiten und ziehen sich in ihre schattigen, kühlen Räume zurück; und die Straßen verlieren das geräuschvolle Treiben. Am Abend aber, bis tief in die Nacht, zumal wenn der Mond sein liebliches Licht verbreitet, herrscht die Zeit der Freude und des fröhlichen, geselligen Verkehrs. Und so ist es dort in jenem milden Himmelsstriche den bei weitem größten Teil des Jahres hindurch. Kein Wunder daher, wenn Griechen und Römer im Monde eine milde, freudespendende, erquickende Göttin, also ein weibliches Wesen sahen.

Wie ist das so ganz anders in unserm nordischen Klima! Es ist nicht bloß Scherz, wenn man auf die Frage: Was ist unser Jahr? die Antwort gibt: neun Monat Winter und drei Monat schlecht Wetter. Denn in der Tat haben wir meistens im Mai noch Frost und oft im September schon wieder Frost. Und wie viele kalte Regentage oder Regenwochen gibt es noch in den drei übrigen Monaten! Mit vollem Rechte können wir sagen: die wirklich warmen, weichen, wohligen Nächte kann man an den Fingern zählen; und wenn auch in ihnen etwa gerade der Mond scheint, so verschwindet doch die Zahl der guten Nächte völlig gegen die Zahl der bösen. In den kalten Nächten der vielen winterlichen Monate, zumal und gerade, wenn sie vom Monde erhellt sind, möchte ich sagen, fühlt und sieht man die Kälte doppelt in ihrer erstarrenden Macht. Es sind ja auch in der Tat die klaren Mondscheinnächte des Winters bedeutend

kälter, als wenn eine dichte Wolkendecke die Wärmeausstrahlung der Erde in den Äther mindert. In der Tat, der Deutsche hat wahrlich keine Ursache, den Mond als eine sein Leben verschönernde Himmelserscheinung anzusehen. Darum sagt er auch in seiner Sprache — wenn wir von der oft verspotteten Mondschein-Schwärmerei verliebter Pärchen absehen — meines Wissens wenig oder nichts Gutes vom Monde aus. Bei Goethe heißt es ungefähr: die Strahlen des Mondes leuchten dem Wanderer spärlich auf den Pfad, aber sie wärmen nicht. Gewöhnlich dient der Mond als Bild der Veränderlichkeit und Unbeständigkeit. So bei Kotzebue in dem bekannten Liede: Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond. Shakespeare sagt: O schwöre nicht beim Mond, der immerfort in seiner Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sei! Geradezu heißt es: Der Mond ist ein Lügner, weil der zunehmende Mond den ersten Strich des z, der abnehmende den ersten Strich des a darstellt.

Nun, wenn wir an den klingenden Frost der vielen, langen, wolkenlosen Winternächte denken, wo die Eisdecke der Teiche und Seen mit einem Knall birst, wo der Schnee unter dem Tritt unserer Füße knirscht, wo im Hochwald die starken Äste der Riesenbäume von der Gewalt des Frostes mit dem Krach eines Pistolenschusses zerspringen: da kann es uns nimmermehr in den Sinn kommen, in dem Monde eine milde, gütige, liebreiche Frau, eine wohltätige Fee zu sehen, da tritt er uns vielmehr als gestrenger Herr, als der harte, unwirsche Despot entgegen, dessen bitterer Gewalt wir uns demütig beugen müssen. Und darum haben unsere sinnigen Vorfahren mit vollem Rechte dem Monde das männliche Geschlecht gegeben.

In all dem Gesagten begegnet uns auch hier wieder, was man so oft bei nachdenklicher Betrachtung der Sprache, zumal der deutschen, erlebt: da findet sich ein Auffallendes, Verwunderliches, das uns stutzig macht und das wir für verkehrt und ungereimt halten möchten; aber wenn wir der Sprache mit Hingebung ohne Vorurteil auf den Grund gehen, so wandelt sich unsere Verwunderung in Anerkennung und Bewunderung der hohen Sinnigkeit des sprach-

bildenden Volkes. Die Anschauung der Natur ist bei Griechen und Römern eben eine andere, als bei uns Deutschen, sie muß es sein, weil bei uns die Natur eine andere ist als bei ihnen. Sie haben recht mit ihrem: der Helios, der Sol und die Selene, die Luna; und wir haben nicht minder recht, wenn wir sagen: die Sonne, der Mond.

17. Die Brüder Grimm.

Wilhelm Scherer.

Aus der Rede auf Jakob Grimm, gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 4. Januar 1885.

Die Geschichte der deutschen Literatur und Wissenschaft hat mehrfach von geist- und kraftreichen Brüdern zu erzählen, die, auf gemeinsame oder verwandte Ziele gerichtet, sich in ihrem Streben ergänzten. Alexander von Humboldt wußte den Makrokosmos zu bewältigen, während sein Bruder Wilhelm in Sprache, Kunst und Staat den Mikrokosmos zu umspannen suchte. Wilhelm und Friedrich Schlegel traten in enger Genossenschaft auf und haben sich in ihren Anfängen sehr wesentlich gefördert. Einem Entdecker in der Wissenschaft von der Natur und vom Menschen, wie Ernst Heinrich Weber, standen zwei gleichgestimmte Brüder zur Seite. Aber eine so innige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, durch alle Wechselfälle des Schicksals festgehalten, durch Hingebung an die edelsten vaterländischen Zwecke geheiligt, von der ganzen Nation mit Rührung geehrt, von drei deutschen Regierungen in ihrer Untrennbarkeit anerkannt, ein gleichsam symbolischer Ausdruck dessen, was treue Liebe der Blutsverwandten ausrichten und bedeuten kann: dafür gibt es kein zweites Beispiel.

Gleichwohl waren Jakob und Wilhelm Grimm kräftige Individualitäten, in seiner Eigenart jeder bestimmt bezeichnet, Jakob freilich der Führende, Wilhelm der, der sich unterordnete, doch nicht überall und nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Selbst wo sie gemeinsam arbeiteten, erlosch die Besonderheit nicht.

Jakob war heftig, kühn, ungeduldig und vordringend, von einer ausdauernden, unermüdlichen Arbeitskraft ohnegleichen, in einsamer

Tätigkeit am glücklichsten, der Geselligkeit abgeneigt. Er besaß den Mut des Fehlens, ohne den in den Geisteswissenschaften kein großer Wurf gelingt. Er besaß die Begierde des Entdeckers, die sich über alle Hindernisse hinwegsetzt und dem Ruf einer großen Bestimmung rücksichtslos folgt.

Wilhelm dagegen, durch eine schwankende Gesundheit von vornherein zu mäßiger und unterbrochener Tätigkeit gezwungen, wußte das Leben in heiterer Geselligkeit behaglich zu genießen und zu schmücken, seine wissenschaftlichen Arbeiten in ruhiger Vorsicht und geduldiger Sammlung auszubilden, die Gegenstände zu erschöpfen, das Gewonnene wohlgeordnet mitzuteilen und durch anmutige Milde der Darstellung zu erfreuen.

Jakob war ein Eroberer, der ein neues Reich gründete: Wilhelm half es befestigen und regieren.

Jakob strebte unersättlich von vornherein ins Große, ins Allgemeine: Wilhelm vertiefte sich enthaltsam ins Besondere und stieg doch von da zuweilen zu einem Allgemeineren auf.

Jakob durchmaß eine unregelmäßige Bahn, in der es an Umwegen und Irrwegen nicht fehlte: Wilhelms Entwicklung zeigte keine Sprünge und Umwälzungen; früh ergriff er, was ihm gemäß war und hielt es mit Treue fest.

Dem deutschen Altertum waren beide unwandelbar zugetan. Aber indem sie die Vergangenheit erforschten, lehrten sie die Gegenwart besser verstehen; und, weit über ihr besonderes Gebiet hinaus, gaben sie den Geisteswissenschaften langdauernde und noch immer nachwirkende Impulse.

Sie haben den Begriff der Philologie erweitert. Sie haben die Genauigkeit der Betrachtung, welche früher nur dem klassischen Altertum und der Bibel gegönnt ward, auf die vaterländischen Dinge angewandt und dadurch jedem zivilisierten Volke für sich selbst und der Wissenschaft überhaupt für alle Völker neue Aufgaben gestellt. Sie haben im Verein mit Benecke und Lachmann die Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Altertums innerhalb eines Menschenalters auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, daß sie die in Jahrhunderten gepflegte klassische Philologie nicht nur in allen

wesentlichen Beziehungen erreichte, sondern sie, nach dem Zeugnisse von Moritz Haupt, in einigen Beziehungen überholte.

Sie haben die zufriedene Liebe, mit der sie einen engen Daseinskreis im eigenen Leben umfaßten, auf die geringsten Tatsachen, in denen sich das Seelenleben unseres Volkes spiegelt, treulich übertragen, und die Andacht zum Unbedeutenden, die man ihnen als einen Spottnamen aufheftete, zu einem Ehrennamen gemacht. Sie haben die strenge Beobachtung und Untersuchung nicht bloß auf die geschriebenen Denkmäler beschränkt; sie haben alle bornierten Maßstäbe einer vornehm tuenden Ästhetik hinweggeworfen und in den unscheinbaren Reimen und Erzählungen, an denen sich die Kinder und Bauern ergötzen, den Glanz unvergänglicher Poesie und den unschuldigen Zauber ursprünglicher Menschheit erkannt. Sie haben auch dadurch ein Signal zu weitreichenden Sammlungen des Aberglaubens, der Lieder, der Märchen gegeben, welche sich nach und nach auf alle Länder der Erde ausdehnen; und sie haben, wenn auch unbewußt, die Forderung einer unparteiischen Ästhetik erhoben, welche zunächst nur Erscheinungen und Wirkungen beschreibt und nicht voreilig urteilt.

Aber sie setzten nur fort und brachten zur Ausführung, was die besten und freiesten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts gewollt hatten. Sie teilten mit Lessing den Haß gegen eine Überhebung, welche ganze Völker und Zeiten als barbarisch verachten mochte. Sie wußten überall die Keime zu pflegen und zu entwickeln, die Herder mit verschwenderischer Hand ausgestreut hatte. Sie gehörten zu den hervorragendsten Vertretern jener großen Epoche der deutschen Wissenschaft, die man sehr unvollständig und nur nach ihrer Schattenseite bezeichnet, wenn man sie als die Epoche der Metaphysik oder Naturphilosophie in den düstersten Farben schildert, statt mit patriotischem Stolze zu sagen, was ohne Anmaßung behauptet werden darf: daß die Deutschen damals einen Fortschritt in den Geisteswissenschaften vollzogen, der alle andern Nationen zu ihren Schülern machte und worin sie bis jetzt nur von wenigen eingeholt, von keiner übertroffen sind.

Unsere moderne klassische Dichtung ruhte vielfach auf einer vertieften Erkenntnis des Menschen und der Natur, welche notwendig auf

die Wissenschaft herüberwirken mußte und schließlich an den luftigsten Konstruktionen des Universums Gefallen fand.

Aber während sich die meisten deutschen Naturforscher von den Dichtern und Metaphysikern verführen ließen, vorschnell Systeme bauten, an Worte glaubten, der Schule Newtons entliefen und die mathematische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts verschmähten, legten die deutschen Philologen, Sprachforscher und Historiker den Grund zu einer neuen geschichtlichen und vergleichenden Methode, zu einer neuen Schärfe, Genauigkeit und Vollständigkeit der Beobachtung, zu einer neuen vorsichtigeren und gerechteren Kritik, indem sie die besten wissenschaftlichen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts festhielten und sie durch noch bessere bereicherten oder verfeinerten. Selbst jener metaphysische Drang, der vorschnell ein Ganzes erfassen wollte, da er die Teile noch nicht in der Hand hatte, erwies sich für die Geisteswissenschaften als eine Vorschule der vergleichenden Methoden, welche mehrfach, was erst nur ein vager Traum schien, zur gesicherten Erkenntnis erhob.

Den Übergang von der vorschnellen Hypothese zur exakten Untersuchung und die Fruchtbarkeit einer, wenn auch zunächst verwegenen Hypothese stellt aber niemand in sich mit solcher Reinheit dar, wie Jakob Grimm.

Berückt von den ersten verführerischen Ahnungen eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs zwischen europäischen und asiatischen Völkern und schwelgend in den etymologischen Dithyramben einer ungeregelten Sprachvergleichung, mochte Jakob Grimm noch 1815 die Behauptung drucken lassen, an sich seien alle und jede Wörter nur eins; es komme lediglich nur darauf an, die Kette nachzuweisen, die sie verbinde. Aber schon 1819 errichtete er das erste Gebäude einer vergleichenden Formenlehre der germanischen Sprachen; 1822 entdeckte er die Lautgesetze, auf deren Existenz alle Möglichkeit einer wissenschaftlichen, methodischen und zu verhältnismäßig sicheren Ergebnissen führenden Sprachvergleichung beruht.

Er hat hier nicht allein das Entscheidende gefunden: zum Teil hat ihm Franz Bopp, zum Teil der Däne Rask den Weg gezeigt; was er für die germanischen Sprachen leistete, hatte Raynouard

schon für die romanischen begonnen. Aber gewaltig wuchs sein Haupt- und Lebenswerk, seine „Deutsche Grammatik“ von 1819 bis 1840 über alle Vorgänger hinaus durch die Fülle des Stoffes, die Klarheit des Vortrages, den Reichtum und die Sicherheit unerwarteter Resultate. Sie wurde für Bopp, für Diez, für Miklosich ein Vorbild. Die vergleichende Grammatik der arischen Sprachen überhaupt, die vergleichende Grammatik der romanischen und der slawischen Sprachen ist durch Jakob Grimms Beispiel auf eine höhere Stufe gehoben oder begründet worden.

Nie war ein Gelehrter stärker in die Bande der alten unmethodischen Sprachvergleichung verstrickt gewesen, als Jakob Grimm. Nie hat ein Gelehrter mehr getan, um eine neue methodische Sprachvergleichung ins Leben zu rufen, als Jakob Grimm. Unmethode und Methode beruhen aber auf einer völlig entgegengesetzten Geistesverfassung. Trotzdem liegen sie bei Jakob Grimm nur drei oder vier Jahre auseinander. Der Akt des Überganges, des Durchkämpfens von der einen zur andern, der sich innerhalb dieser drei oder vier Jahre vollzogen haben muß, war für viele getan und bedingte die größten Fortschritte der modernen Geisteswissenschaften.

Leider wissen wir über den näheren psychologischen Prozeß, der ihn begleitete, so gut wie nichts. Der eigentliche Hergang läßt sich nur vermuten. Der vergleichende Trieb, d. h. die Sehnsucht, über die Vielheit der Erscheinungen hinweg zu einer ursprünglichen Einheit vorzudringen, wurde durch den pantheistischen Zug in der deutschen Wissenschaft, durch die Spekulation Goethes über die Metamorphose der Pflanzen, durch die halbmetaphysischen Anfänge der Transmutationstheorie, durch die romantischen und vorromantischen Träume von einem Urvolk, einer Urreligion, einer Ursprache geweckt und genährt. Aber die tumultuarischen Exzesse der etymologischen Willkür, die sich Jakob Grimm gestattete, forderten den Widerspruch heraus, führten zur Ernüchterung und Besinnung und gaben daher den Grundsätzen ruhiger und enthaltsamer Forschung Raum, die, in Savignys solider Schule eingesogen, nur verdunkelt, aber nicht vergessen in seiner Seele geruht hatten.

Erst jetzt gewann er mit Bewußtsein die induktive Methode, zu der er sich in seiner ersten Berliner Vorlesung bekannte, indem

er etwa folgendermaßen anhob: „Es gibt eine doppelte Art und Weise, die Dinge zu betrachten, je nachdem man die Betrachtung oder die Dinge überwiegen läßt. Herrscht die Betrachtung vor, so erhebt sie sich in die Höhe und schwingt sich in großen Kreisen über ihrem Gegenstand, den sie von oben herab fassend bewältiget. Es ist nicht zu verkennen, daß dann der Gedanke behende Kraft gewinnt und aus sich selbst eine ungehemmte Fülle zu entfalten vermag; er wird aber auch unvermerkt genötigt sein, sich zu senken und, gleichsam auf einem Ruheplatz, auf einzelnen Gegenständen zu verweilen. Wo aber umgekehrt ausgegangen wird von den Gegenständen und aufgestiegen zu der Betrachtung, da bleibt das Verfahren zäher und ruhiger, die Gedanken entsprießen erst an ihrer Stelle und pflegen nur ausnahmsweise ihren sicheren Schritt gegen kühneren Aufflug zu vertauschen. Dort also wird immer ein günstiger Gesichtspunkt gesucht und eine Ansicht gewonnen; die Betrachtung weiß von vornherein, wo sie sich befindet und wie weit sie reicht. Hier hingegen klimmt sie an den Dingen selbst auf und erlangt bald niedere, bald höhere, meistens aber unberechnete Aussichten. Wenn uns dort ein Gefühl der Unzulänglichkeit menschlicher Augen und Sinne befallen mag, so können wir hier, innerhalb fester Schranke, sicheren Ertrages uns erfreuen."

„Ich will," fuhr Jakob Grimm fort, „mit dieser Erwägung lange nicht einen Unterschied zwischen idealer und realer Forschung, noch weniger zwischen philosophischer und historischer Schule aufgestellt haben: denn diese Namen scheinen mir vom Übel, so bald sie über das hinaus, was wirklich in ihrer Entgegensetzung begründet ist, schroffe Parteien einander gegenüberstellen. Was mich betrifft, bin ich mir bewußt, keiner von beiden anzugehören, achte und schätze vielmehr ihre beiderseitigen Bestrebungen auf das willigste und bin bereit, von dem, was ihnen beiden gelingt, zu lernen. Methode und Studium (und das ist weit von solchen Grundansichten verschieden) neigen sich aber bei mir dahin, die Dinge nicht von der Betrachtung abhängen zu lassen, sondern aus ihnen als einem unerschöpften und unerschöpflichen Stoff neue und immer reichere Ergebnisse zu gewinnen."

Die erste Frucht einer solchen erfahrungsmäßigen, an den Dingen selbst aufklimmenden Forschungsweise und gleich auf ein weites Gebiet angewandt war die „Deutsche Grammatik“, der Grund- und Eckstein von Jakob Grimms deutschen Studien, der Grund- und Eckstein der deutschen Philologie, ein Grund- und Eckstein der Geisteswissenschaften überhaupt.

Durch die Grammatik erst wurden Wilhelm Grimm und Lachmann, Jakob Grimms Schüler. Und der Grammatik verdankte er selbst, wie er noch 1858 an Dahlmann schrieb, alles, was er erreichte.

Sie war das Vorbild seiner Arbeiten über das deutsche Recht, über deutsche Mythologie, über deutsche Sitte, und die Grundlage des deutschen Wörterbuches. Die Sprache blieb immer das Paradigma, wonach er die anderen Lebenserscheinungen beurteilte.

Durchweg übte er historische Methode, indem er die Wurzeln des Heutigen in der Vorzeit aufzeigte und alle seine Forschung mit der Gesinnung durchdrang, die ihm bei seiner Berliner Antrittsrede für das Recht die Worte eingab: „Die heimliche, aber ergreifende Stimme der Vergangenheit ruft uns mahnend zu, daß wir durch die Erforschung des alten Rechts uns selbst, unsere Gegenwart und Zukunft, besser verstehen lernen werden.“

Durchweg übte er auch vergleichende Methode. Auf allen Lebensgebieten wies er nach, wie man das germanische Altertum erhellen könne, indem man die heimische Überlieferung mit den Nachrichten der Alten verbinde. Von der Germania des Tacitus sagt er: „Durch eines Römers unsterbliche Schrift ist ein Morgenrot in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker beneiden.“ Aber erst er selbst hat dieses Morgenrot recht entzündet und für jedermann offenbar gemacht, daß wir zu den Ursprüngen der Nation bei den Germanen viel weiter vordringen können, als bei den Griechen und Römern und den übrigen Völkern der alten Welt. Indem er den vergleichenden Blick auf die ehemalige Einheit der Germanen gerichtet hielt, lehrte er uns den verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen Deutschen, Holländern, Skandinaviern, Engländern und Nordamerikanern würdigen, der, wie auch die Wechselfälle der Politik

diese Völker gelegentlich zueinander stellen mögen, doch schon wiederholt im Laufe der Geschichte seine Macht bewährt hat und wieder bewähren kann.

Jakob Grimm war einer der ersten, die in Herders und Wilhelm von Humboldts Sinne das Sprachstudium nicht bloß als ein Mittel ansahen, um in fremde Literaturen einzudringen, sondern als die Beschäftigung mit einer der erhabensten Äußerungen des menschlichen Geistes, die wie ein selbständiges Wesen sich nach eigenen und festen Gesetzen entwickelt und uns, auch wo eine Literatur fehlt, tiefe Blicke in das Denken und Fühlen der Völker eröffnet. Jakob Grimm wußte, daß den Wörtern Vorstellungen und Sachen entsprechen, daß daher den Wörtern Aufschlüsse über die Sachen abgewonnen werden können; er zeigte den Weg, um aus der Sprache die Kultur untergegangener Völker zu erschließen.

Niemand hat lebendiger als Jakob Grimm die der Sprache innewohnende Poesie empfunden und für die Erkenntnis der deutschen Sprache, nicht minder aber für seinen eigenen Stil daraus Vorteil gezogen. Er hat die vergleichende Methode auch auf die Poesie angewandt und gezeigt, wie man aus den alliterierenden Gedichten der Deutschen, Angelsachsen und Skandinavier den ursprünglichen Stil der germanischen Poesie erraten und so einen weiten tiefen Hintergrund für die Geschichte der deutschen Dichtung gewinnen könne, die er im einzelnen nach der Seite des Tierepos, der lateinischen Dichtung, der kunstmäßigen deutschen Lyrik des Mittelalters und anderweitig zu fördern wußte.

Wo aber die deutsche Dichtung und ihre Geschichte in Frage kommt, da greift nun Wilhelm Grimms Tätigkeit ein. Er wandte die vergleichende Methode auf die deutsche Heldensage an. Er lehrte aus deutschen und skandinavischen Überlieferungen das Ursprüngliche erschließen und aus Trümmern oder zerstreuten Anspielungen verlorene Gedichte annähernd erraten. Er verfolgte auch sonst poetische Stoffe durch viele Literaturen, poetische Anschauungen durch viele literarische Denkmäler. Er gab in seiner Geschichte des Reims einen wichtigen Beitrag zur Kunde der poetischen Technik. Er stellte mehrere mittelhochdeutsche Gedichte sauber ans Licht, und wenn er vielleicht

in der Schärfe der Textkritik hinter Lachmann zurückstand, so übertraf er ihn bei weitem in der literarhistorischen Verwertung, in der erschöpfenden Erläuterung und in den feinen stilistischen Beobachtungen, mit denen er eine umfassende historische Stillehre vorbereitete . . .

Die Brüder Grimm, das edle Paar, waren von allem Flitter falscher Bildung und leerer Geistreichigkeit unberührt. Sie blieben auf der Höhe des Lebens und Ruhmes einfache gute Menschen. Sie wußten mit den Kindern zu fühlen, wie mit den Weltweisen, Staatsmännern und Dichtern. Ihre prunklose Genialität strahlt mit einem sanften Glanze durch die kommenden Zeiten; denn das Schicksal hat ihnen seine höchste Gunst verliehen: die schlichte Schönheit der Seele.

18. Die beiden klassischen Perioden der deutschen Nationalliteratur.

A. F. C. Vilmar.

Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 18. Aufl 1877. S. 2—6.

Unsere Literatur hat eine Erscheinung aufzuweisen, welche die Literatur keines Volkes der Erde mit ihr teilt: sie hat zweimal in dem Glanze einer heitern, frischen kräftigen Jugend gestrahlt, mit einem Worte, sie hat nicht wie die Literaturen der übrigen Nationen nur eine, sie hat zwei klassische Perioden gehabt; zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeiten zu stehen und in dem vollen Bewußtsein reicher Lebenskräfte unser gesamtes inneres und äußeres Leben in dichterischen Kunstwerken mit einfacher Treue und großartiger Wahrhaftigkeit abzuspiegeln; zweimal hat der edelste und reinste Lebensinhalt unserer Nation sich in gleich edle und reine, in naturgemäße und darum vollendete Formen gegossen, und die eine dieser Glanzperioden, welche an Fülle und Frische der Formen, an Gediegenheit und Reichtum des Stoffes der andern, von uns erlebten nicht das geringste nachgibt, ja dieselbe in mehrfacher Hinsicht weit überbietet, liegt eben in jenen scheinbar so weit entlegenen, so unbekannten und vermeintlich öden Regionen. Vielleicht dürfte der gerechte Stolz auf diesen Nationalvorzug, welchen in seinem vollen

Umfange nicht einmal die Griechen mit uns teilen, eine genaue Erwägung desselben, mithin ein etwas eindringenderes Eingehen auf jenen ersten Glanzpunkt unserer literarischen Existenz nicht allein rechtfertigen, sondern sogar gebieterisch fordern. Wessen Selbstgefühl hätte es nicht verletzt, wenn uns, wie gar oft von Unkundigen geschehen, bei aller Anerkennung unserer Klopstock, Lessing, Schiller und Goethe vorgehalten worden ist, daß wir doch nur durch die Voltaire, Corneille und Racine, durch die Shakespeare, die Tasso und Ariost das geworden seien, was wir wirklich sind, und daß wir, nachdem alle anderen Nationen längst ihr Blütenalter gefeiert, erst spät und gar langsam als die allerletzten, gleichsam als träge Nachzügler und nur angefeuert durch den Stachel der Treiber, uns auch auf die Höhe unseres literarischen Selbstbewußtseins erhoben hätten? Wenn es sich aber ausweist, daß längst vor dem Blütenalter unserer westlichen und südlichen Nachbarn die Zeit unserer ersten und frischesten Jugend gelegen hat, daß längst nicht allein vor Tasso und Ariost, sondern auch vor Dante und Petrarca wir unsern Walther von der Vogelweide, unsern Wolfram von Eschenbach, unsere Gudrun und unser Lied von der Nibelungen Not gehabt haben, Dichter und Dichtungen, mit denen sich die Fremden kaum und, was das Epos betrifft, gar nicht messen können, da nur die Griechen eine Ilias und nur wir ein Lied von den Nibelungen besitzen, daß wir also nicht die letzten, sondern die ersten oder vielmehr die ersten und die letzten sind, verjüngt wie die Adler und dem Phönix gleich aus der Asche zu neuem Leben erstehend: dann werden wir zwar nicht auf undeutsche Weise prahlen mit unsern Leistungen, wohl aber mit hoher und inniger und darum desto stillerer Freude unserer bevorzugten Stellung unter den Nationen der Erde und der reichen Gaben inne werden, die uns geworden sind, wie es denn überall der höchste Preis des Lebens ist, mit dem sichersten Selbstgefühle und dem edelsten Stolze die einfachste Bescheidenheit und die stillste Demut zu verbinden.

Die Bedingungen, unter welchen die imponierende Erscheinung einer zweimaligen klassischen Blüte unserer Literatur möglich und wirklich wurde, liegen in der innersten Natur und dem eigentüm-

lichen welthistorischen Berufe unseres Volkes. Den Griechen war es vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, ohne durch fremde Einflüsse bald gehindert, bald gefördert zu werden; überall sind sie selbst, ihrer eigentümlichen Stoffe und der naturgemäßesten Formen, der festesten und sichersten Maße gewiß; versagt war ihnen die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, sich ihnen liebend hinzugeben, um wiederum sie liebend zu durchdringen, die Fähigkeit, an einer fremden, stärkeren Volkspersönlichkeit, an einem höheren, kräftigeren Geiste sich aufzuerbauen, zu erfrischen, zu verjüngen und die erlöschende Flamme des eigenen Nationallebens durch neuen, von außen zugeführten Brennstoff zu erneuerter Glut anzufachen. Ihr Leben war eine heitere, unbesorgte Jugend, ein lachender, in wunderbarer Blütenpracht glänzender Frühling, welchem nicht die heiße Arbeit des Sommers, der kühle Schauer des Herbstes, das eisige Erstarren des Winters, aber auch kein zweiter Frühling mit neuem Grün und frischen Blüten gefolgt ist. Als das Leben fremder Nationen auf das griechische eindrang, erlag dieses wehrlos und kampflos dem doch nur physisch überlegenen Gegner, und selbst das Christentum hat die griechische Nationalität nicht zu beleben vermocht, oder richtiger, sie nicht erhalten und neu beleben wollen. Ganz anders ist dies alles bei uns. Vom Anfange an zum umfassendsten geistigen Weltverkehr, über ein Jahrtausend lang auch zur äußeren Weltherrschaft berufen, haben wir nie das Zusammenstoßen mit fremden Nationalitäten, nie den Kampf mit fremden Geistern gefürchtet; ja, wie Kampf und Krieg, wie Streiten und Stürmen die beste Freude unserer Altväter war, und sie keine höhere Lust kannten, als wenn Schild an Schild rannte und das scharfe Schwert in kräftigem Hiebe auf dem Eisenhelm erklang, so ist es unsere höchste Lust gewesen und ist es noch, die Geister, um mit Luthers Worten zu reden, aufeinanderplatzen zu lassen. In diesem Kampfe haben wir bald gesiegt und den starken Fuß auf des Feindes Nacken gesetzt, bald haben wir Schrammen und Narben, die wir nie verbergen, davongetragen; ja wir sind in die Gefangenschaft des Gegners geraten und haben in schwächlicher Botmäßigkeit Sklavenketten geschleppt;

bald haben wir wie Offerus, der heidnische Riese, uns der weltbezwingenden Macht und Herrlichkeit unseres Gegners freiwillig ergeben und sind Christusträger geworden, wie Offerus zum Christophorus wurde. Berufen zu Trägern des Evangeliums, hatte das deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschlossenheit, hochmütiger Selbstbespiegelung und eigensinnigem Nationaldünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingegeben und jedem fremden Eindruck sich bloßgestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, zuweilen bis zum Selbstvergessen des eigenen Wertes; fähig, alle eigenen Ansprüche an das Objekt fahren zu lassen und sich ganz in dasselbe zu versenken, ist das deutsche Volk durch diese erste und größte Dichterfähigkeit das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.

Jener Kampf, jenes gewaltige Ringen mit fremden Geistern, diese Fähigkeit, sich aufzuschließen und hinzugeben, Fremdes zu empfangen, dasselbe in fortwährendem, kräftigem Aneignungsprozesse dem eigenen Selbst zu assimilieren und dann wieder in freier Schöpfung als volles Eigentum zu reproduzieren, dies ist es, wodurch unsere Literatur gekennzeichnet, wodurch ihre Geschichte bedingt und die Perioden derselben bestimmt werden. So oft einer jener Kämpfe siegreich ausgekämpft, ein solcher Aneignungsprozeß vollendet war, trat die neue Schöpfung in reicher Fülle und reinen Formen an den Tag, erreichte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen Höhepunkt und seine klassische Vollendung. Zweimal ist auf diese Weise unser Selbst von fremden Elementen durchdrungen worden, um wiederum sie innig zu durchdringen: das erstemal von dem Geiste des Christentums, dessen volle und ganze Aneignung die erste klassische Periode im 13. Jahrhundert schuf; das zweitemal von dem Geiste des griechisch-römischen Altertums und dem unsrer Nachbarvölker, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gärung begriffen. In wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbande sich zu lösen und unsere Volksstämme in

zügelloser Kriegeswut sich selbst zu verzehren drohten; da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Scharen drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes des Herrn tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerscharen hinausgerufen: und es ward still in den Wäldern und auf den Heiden, und die Scharen lauschten ehrerbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstraßen, und die wandernden Heere standen und baueten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar und Ziu verstummte, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und echtesten Züge des deutschen Charakters, sie blieben nicht allein ungeschmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem „lebendigen Holze", wie der alte katholische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung sogen, nur kräftiger und herrlicher heran. Es war das Christentum nichts, was dem Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre; vielmehr bekam der deutsche Charakter durch das Christentum nur die Vollendung seiner selbst: er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur gehoben, verklärt und geheiliget, wieder; und wenn von einem Kampfe des deutschen Gemütes und Lebens mit dem Christentum bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von einem Kampfe der Liebe die Rede sein: die apostolische Darstellung von der Gemeinde als der Braut des Herrn hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollstes und wahrhaftiges Gegenbild gefunden. Daher denn auch, als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste vollzogen war, dieser Charakter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesien unserer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, daß unsere nur allzu liebeleere Zeit eben um

dieser Eigenschaft willen der Fähigkeit fast entbehrt, sich ganz einzutauchen in das Verständnis jener Dichtungen, die nur begriffen werden können von einem gleichgesinnten Herzen, von einem Herzen, welches zugleich ganz deutsch und ganz christlich ist.

Unter wesentlich verschiedenen Bedingungen bereitete sich die zweite klassische Periode unserer Literatur seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor, und diese trat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts ein; es war dies nicht wie vorher ein Kampf der Liebe, sondern ein Krieg auf Tod und Leben, in welchem früher im sechzehnten und weit mehr im siebzehnten Jahrhundert unser eigenstes deutsches Bewußtsein, unser Nationalleben, unsere Eigentümlichkeit und Selbständigkeit als Deutsche, später im achtzehnten Jahrhundert das christliche Bewußtsein und die Geltung und Würde der christlichen Kirche von allen Seiten angegriffen, bekämpft und zeitweise besiegt, ja sogar scheinbar zerstört und vernichtet wurde. Erst nach langem Ringen und heißem Kampfe gelang es uns, unser selbst wieder bewußt, der feindseligen Elemente Herr und der reichen Beute aus dem langen gefahrbringenden und verwüstenden Kriege der Geister froh zu werden. Darum trägt unsere zweite klassische Periode etwas vorzugsweise Kriegsfertiges und Kampfgerüstetes an sich; die hingebende Liebe der ersten Zeit ist dahin, die Traulichkeit und Heimlichkeit der Minnesänger und den herzbewegenden Gesang unseres Epos von der Treue des Dieners gegen den Herrn bis in den Tod suchen wir umsonst; die Kritik ist die stete Begleiterin, ja sie ist die Mutter und Ernährerin des größten Teiles unserer modernen klassischen Literatur; Weltverstand und Weltgewandtheit haben wir eingetauscht für die jugendliche, oft rührende Befangenheit und Naivität jener älteren Zeiten; war ehedem der Blick beschränkt auf Haus und Hof und die dunkeln Wälder und grünen Bergeshalden, welche die friedliche Stätte der Heimat umkränzen, so schweift er jetzt sonnenhell und frei weit hinaus über die Grenzen des väterlichen Gaues, über die Marken des Vaterlandes in die entlegensten Regionen der Erde, um sich an Indiens und Chinas Wundern, an der wüsten Öde des Polarmeeres, wie an den glühenden Steppen Afrikas mit gleicher Lust zu weiden.

19. Lessing.

Erich Schmidt.

Festrede zur Enthüllung des Berliner Lessing Denkmals im Tiergarten am 14. Okt. 1890. Vossische Zeitung 1890. Nr. 480.

Wer die Via triumphalis preußischer Geschichte von Schlüters gewaltigem Kurfürsten bis zur Siegesgöttin des Brandenburger Tores abschreitet, begegnet auf diesem erinnerungsreichen Pfade zweimal dem Genius, dessen Standbild, von einem blutsverwandten Künstler gemeißelt, heute zur Abzahlung einer alten Dankesschuld enthüllt wird, um fortan Bewohner und Gäste der deutschen Hauptstadt zu erfreuen und stummberedt zu begeistern. Die Nationalgalerie zeigt uns den Lessing des siebenjährigen Krieges, wie er halbsoldatisch angetan, den Dreispitz keck über die braunen Locken zurückgeschoben, helläugig in die Welt schaut, der lebensprühende Dichter der „Minna von Barnhelm". Und auf dem Monumente des großen Königs, im Schwarm der Krieger und Staatsmänner, halten Lessing und Kant Zwiesprach, die tiefsten Denker der deutschen Aufklärung.

Nun steht er hier im Freien, der Befreier. Diese Herbsttage, da die Sonne, durch graue Nebel dringend, leuchtet, ohne zu stechen und mit sommerlicher Schwüle zu ermatten, da der frische Wind das dürre Laub von den Ästen fegt, grüßen den tapfern Mann, der so viel Klarheit ausspreitete und dessen starker Atem alles Vergilbte und Welke vor sich wegblies.

Mehr als zehn Jahre seines Lebens hat Berlin umfangen. Viermal schlug Lessing, dem ein feuriges Naturell gemächliche Seßhaftigkeit verwehrte, in diesen Mauern seinen Sitz auf. Die Häuser, die er bewohnte, haben stattlicheren Neubauten Platz gemacht oder ihr bescheidenes Aussehen völlig verändert, doch allen Wandel der Zeit überdauert das verpflichtende Erbe seines Geistes, der in fortschrittlicher Bewegung webt und wirkt.

Hierher kam er, ein Werdender, von Wissensdurst und Ehrgeiz geschwellt, um in dem aufsteigenden Zukunftsstaat, in der verheißungsvollen Stadt Friedrichs, wo von den Höhen herab eine neue Gedankenfreiheit die zaghafte Literatur durchdrang und allmählich immer

weitere Kreise erfaßte, seine Kritik und Dichtung zu entfalten. Hier ward er mündig und legte den Grund zu einer unerhörten Macht, die er niemals mißbrauchte. „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden“, melden prophetische Rufe in die Ferne, als der junge Literat sich die Journalistensporen verdiente. „Er hat alle Qualitäten zu einem Champion“, meinen die schlauen Werber, die gar zu gern diesen selbständigen Rufer im Streit für ihre Partei geködert hätten. Er aber erhob die Tageskritik, ohne einer zerschlissenen Fraktionsfahne zuzuschwören und ohne dann seine siegreichen „Berliner“ als eine ständige Truppe zu tummeln, zu einem freien Gesundheitsamt. Von den Vossischen Zeitungsblättern an, deren Spitze die Fänge des jungen preußischen Aars und die weckende Drommete zierten, bis hinauf zu den Berliner Literaturbriefen mit dem Homeroskopf, die so schlagfertig und schonungslos wie Friedrichs Reiterscharen ihre Husarenhiebe austeilten, hat er freie Bahn gebrochen für die schöpferischen Geister. Vor dieser Kritik zerstob der Troß der Sudler und Nachahmer. Das Publikum, zu dem wohlmeinende Satiriker und Fabulisten mit sanftem Mentorlächeln herabstiegen, riß er empor. Hier gewann, unter französischem Antrieb, sein Stil neue Schwingen, von denen der breite Schlendrian bisheriger Wasserprosa nichts ahnte.

Hier gedieh Plan auf Plan, Werk auf Werk des Rastlosen; noch der „Nathan“ wanderte als Berliner Druck in die Lande. Hier rang sich der Neuschöpfer des deutschen Theaters aus dem leblosen Komödientrott und dem Alexandrinerstelzgang los, um mit neuen Stoffen und Ideen, neuen Gestalten, neuen Dialogen zugleich eine neue charakteristische Schauspielkunst herauszufordern. Hier kommt ihm in einer elenden Hanswurstbude der alle Welt verblüffende Einfall, Volksstück und Kunstdrama zu vermählen, und sein Doktor Faust soll über die Hölle triumphieren. Im stillen Potsdam vollzieht er den Bruch mit einer hohlen Aristokratie, die nur deklamierende Halbgötter und Fürsten auf der tragischen Bühne litt, und führt bürgerliche Menschen über die Bretter. Ein Berliner Preisausschreiben ruft die Keime einer modernen Virginia hervor, genannt „Emilia Galotti“. Langsam und nie ohne weise Schätzung, wieviel der arme Deutsche vom französischen Lust- und Schauspiel zu lernen habe, ver-

abschiedet Lessing hier den alten Pariser Tragödienstil, den er dann im Hamburgischen Duell mit Voltaire vollends über die Grenze jagt, ein besonnener Herold Shakespeares.

Einst hat hier im königlichen Schloß der unreife sächsische Pastorsohn demselben Meister Arouet, dem größten Schriftsteller der Zeit, gegenübergesessen, gierig aushorchend nach salomonischer Weisheit und doch mitten in aller schülerhaften Bewunderung sein Stachelverslein summend gegen den hageren Schelm; ein Vorwurf für Adolf Menzel. Zum bloßen Diener und Handlanger ist dieser vom kargen Ertrag seiner Feder lebende Jüngling schon zu stolz, zu bewußt seines Wertes und Könnens. Schon reckt er die gelenken Glieder und wirft das Trutzwort hin: „Weiß ich nur, wer ich bin!“ Schon schaut er in einer Zeit, die ihre unmännlichen Kostgänger nach dem knechtischen Sprichwort mit dem Hut in der Hand durchs ganze Land schickte, höhnisch auf die fremde Tafelrunde da oben und schüttet ein bittres Lachen aus über die lustigen Räte. „Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ständen. Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht.“

Welch ein neuer Ton! Lessings großartiges Selbstgefühl hat nicht nur dem deutschen Schriftstellerstande den Nacken gesteift, seine unantastbare Tapferkeit hat nicht nur die literarischen Gilden zu Paaren getrieben und die Zunftwirtschaft der hohen Schulen gezüchtigt — er half im Zeitalter Friedrichs des Großen die ganze Nation wahrhafter und wehrhafter machen: seine Siege wurden ihre Siege; sein Respekt schuf ihr erhöhte Achtung vor sich selbst und bei den Nachbarn; seine ruhelose Freizügigkeit rüttelte die Stubenmenschen auf; und der Schüchternheit seiner Generation, der Empfindsamkeit des neuen Geschlechts warf er den stählenden Imperativ der Energie entgegen: der Mensch ist zur Tat, nicht zum Vernünfteln geboren, gut Handeln schwerer und werter als andächtig Schwärmen.

Wenn aber Lessing, bei dem niemand die gegenwärtige Freude am Staat suchen darf, die damals kein Deutscher hegen konnte, dergestalt den Nationalstolz schürte, so hat wiederum seine humane Weisheit und Milde den Nationalstolz bedeutet, „daß alle Länder gute Menschen tragen“.

Dieser männlichste Dichter und Denker, dessen herzhafte Persönlichkeit selbst dem schlaffen Romantiker mehr imponierte als all seine Talente, fand in Berlin keine Stätte, keinen Mäcen. Noch war es Dänen, Welfen, Ernestinern vorbehalten, den deutschen Genius zu bewirten. Wer aber möchte Lessing in einen akademischen Hörsaal sperren, statt der collegia publica, die er der Nation auf freiem Markte las? Und derselbe König, der früh und spat für Lessings Dasein keinen Blick hatte, gab ihm doch aus der Fülle, was köstlicher ist als Geld und Amt, die Wonne, Genoß einer großen Werdezeit zu sein. „Herr Lessing, der nun ein rechter Preuße ist", schreibt der Freund im siebenjährigen Kriege. „Singe ihn, deinen König! Singe ihn mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit tränendem Auge unter den Leichnamen der verewigten Gefährten", ruft Lessing. Der preußische Grenadier sang ihn, die weiche Syrinx vertauschend gegen die kriegerische Trompete. Und Lessing selbst verherrlicht in eben der Zeit, wo Friedrich den stoischen Entschluß im Busen trägt, seines Staates Fall nicht zu überleben, den Tod fürs Vaterland im „Philotas". Das wallende Priestergewand des Messias, das bauschige Watteaukleid der Schäfermaskerade, der schlottrige Schlafrock des Leipziger Magisters wich einem knapp, ja allzu eng anliegenden lakonischen Panzer. Noch herrscht, da Lessing „heroische Gesinnungen einem Preußen ebenso natürlich wie einem Spartaner" nannte, fremdes antikes Kostüm.

Als er aber zum vierten Male nach Berlin kommt, bringt er als schönste dichterische Kriegsbeute das „Soldatenglück" mit, das älteste und vornehmste Lustspiel unserer Bühne, das hier im Frühjahr 1768 durch seine Spiegelung der Zeit alle Stände entzückte, auf die Höhen der Gesprächskunst und ohne falsche Delikatesse in die urwüchsige Redeweise des Volkes führte, herbe Soldatenehre und frauenhafte Liebenswürdigkeit, Preußen und Sachsen versöhnte und dem sächsischen Fräulein das Wort lieh: „daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sein mag". Nie ist ein Herrscher einfacher, schöner, vorbildlicher gepriesen worden.

Drei preußischen Männern bestätigt unser Denkmal ihren Bund mit Lessing, wie das Hamburger Standbild die Profile des licht=

scheuen Fragmentisten, mit dessen nachgelassenen Scheitern Lessing den theologischen Brand schürte, und des ehrwürdigen Sprachmeisters der alten Bühne zeigt.

Da ist Ewald von Kleist, „Dichter und Soldat", der wehmütige Elegiker des „Frühling" und der tapfere Blutzeuge von Kunersdorf, der ideale Empfänger der Berliner Literaturbriefe und ein Urbild des Majors von Tellheim, Lessings geliebtester Herzensfreund.

Da ist Friedrich Nicolai als ein Vertreter des friedericianischen Berlinertums, ein achtunggebietender, behender Autodidakt, der in jüngeren Jahren wacker Schritt zu halten strebte, später jedoch seine Buchhandlung und Rezensieranstalt in den Dienst einer Aufklärung gab, welche, während Lessing den Horizont weitete, selbstgenügsam, und aberweise mit allem im Reinen zu sein wähnte und zur Zeit der Genies, der Klassiker, der Romantik wie ein alter Uhu von den Vögeln des jungen Tages umschwärmt wurde.

Da ist Moses, Mendels Sohn von Dessau, der jüdische Buchhalter, Popularphilosoph und Ästhetiker, ein sauberer Prosaist, ein reiner Mann, der sein Volk aus der Gefangenschaft führte und dem bewunderten Jugendgenossen mit dankbarer Liebe anhing. In traulichen Stunden der Symphilosophie hat hier sein Scharfsinn Lessings Gedankenarbeit befördert, den „Laokoon" bereichert. Der Treue ward noch ein froher Zeuge des, ach so kurzen, häuslichen Glücks in Wolfenbüttel, und an dem Bilde des philosophierenden jüdischen Kaufmanns hing Lessings geistiges Auge gern, als sein dichterisches Schaffen gipfelte in „Nathan dem Weisen", dessen Entwurf die Nachkommen Mendelssohns wie einen urväterlichen Ehrenbrief hüten.

Das goldene Nathanwort:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!

ergänzt auf unserem Denkmal. Hier im engen Hause der Behrenstraße ist 1783 dieser „Nathan" zum erstenmal über die deutschen Bretter gegangen, die er feiertäglich weiht, so oft er kommt. Und hinter ihm steigen jene heißen Kämpfe auf, die Lessing mit einer polemischen Kraft ohnegleichen durchfocht, um für alle Zeiten zu erhärten: der Buchstab' ist nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion,

das christliche Dogma nicht die Botschaft Christi . . . Lessing war kein Bekenner, aber tiefer als die Masse der Aufklärer begriff er die Triebkräfte und den Entwicklungsgang der Religion, so hold der klosterbrüderlichen Herzensfrömmigkeit, wie dem beweisenden Starrsinn einer abgelebten Orthodoxie und dem Schaukeln der Halben feind. Die das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis soll sie vereinigen: Kindlein, liebet einander! So erhöht Lessing, von der Bühnenkanzel dies A und O predigend, das Theater zum Gefäß des edelsten Gedanken- und Gefühlsinhaltes seiner Epoche. Tretet ein, denn auch hier sind Götter! Wie „Ernst und Falk" eine weite Ideal-loge auftaten, so erschloß Nathan, der gottergebene Mensch, einen lichten Humanitätstempel, worin Sultan, Kreuzritter, Jude zu einer Familie zusammentreten. Die verschlungenen Ringe unseres Denkmals deuten auf den einen symbolischen Reif, der das Gelöbnis besiegelt der Toleranz — nein, nicht der Toleranz! denn was kann frostiger ein als das bloße Dulden? — das Gelöbnis der wechselseitigen werktätigen Liebe.

Zwei allegorische Geschwister, die Gestalten der Kritik, der Lessing mit produktiver Kraft diente, und der Wahrheit, deren Suchen ihm teurer war als träger Besitz, halten Wacht an seinem Denkmal, vorn der hohe Genius mit der Flammenschale der Erleuchtung.

„Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes", hast du Wahrheitsfreund einst bekannt. Du Funkenschläger und Fackelschwinger, der dämmernde Pfade erhellt und so manchem Widersacher heimgeleuchtet hat! Du Phosphoros der deutschen Prosa, der den Hörer zum Finder macht, wenn der Gedanke verfolgt wird, wie vom zielsicheren Weidmann das Wild, und die durchsichtige Bildersprache nicht als glitzerndes Geschmeide, sondern als schöne Deutlichkeit leuchtet! Du Schwertfeger, dessen Waffen, so blank und scharf wie am ersten Tag, in jedem deutschen Kampf um geistigen Fortschritt und nationale Ehre mitgefochten haben und mitfechten werden!

Klare Wasser rieseln zu deinen Seiten, wie dein eigenstes Lebenselement die Bewegung war. Sie laden ein zu schöpfen aus dem Quickborn des Geistes und zu tauchen in das Stahlbad deiner Männlichkeit.

Führer scheiden mit einem prophetischen Gruß an die Zukunft. Wie der Große da drüben seinen von hundertjähriger Last ungebeugten Faust in den getrosten Schlußruf ausbrechen läßt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn", so faßt Lessings erzieherisches Testament, die Bahnen der Menschheit messend, das ewige Fortwirken, das Gesetz von der Erhaltung der geistigen Kraft, in das für gemeine Augen befremdliche Bild der Seelenwanderung. In diesem tiefen Sinne der Entelechie lautet Lessings Scheidegruß: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Hier befestige sich nun der betrachtende Erbe im unvergänglichen Wert des Überkommenen; aber auch der schlichteste aus dem Volke, dem Tellheims Stube, Schloß Dosalo und der Palmengang Jerusalems fremd sind, spüre Lessings elektrischen Schlag, wenn er im ahnenden Gefühl, daß ein Gewaltiger auf ihn niederschaue, das alte und neue Evangelium heimträgt:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!

20. Schillers geistige Eigenart.

Wilhelm v. Humboldt.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. 2. Ausg. Stuttgart, J. G. Cotta, 1876. S. 4—12.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschiedenen großen Naturkraft. Es verriet sich nachher durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigentümlichen Heimat seines Geistes; es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz

eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigentümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigentümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größte und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete . . .

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigentümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und die Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischen-

reden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee von ihm allein zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgendeiner leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön, aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu; er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere.

Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem anderen unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung. Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbsttätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zugrunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Teil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen.

Er scheute dabei keine Mühe: er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten: am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Szenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Übertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indes nicht vorzugsweise diese Übersetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in den griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farben des Altertums so rein und treu an sich, als man es nur von irgendeinem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Altertums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Teilen nur ihn atmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegeneinander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Altertum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Äschyleische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Altertums lag; aber im übrigen ist alles im Sinne der homerischen Dichtung ebenso rein als in dem anderen Gedicht. Das Ganze ist nur wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größten Schönheiten...

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den „Kolumbus" überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar innewohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalt und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die leben-

digere Aneignung immer reicheren Stoffs und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein unteilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinausliegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntnis und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigentümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Übereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung aufeinander gegründeten Schein aufzuheben und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen; denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbsttätigkeit.

21. Deutsche Charakterzüge in Goethes Leben, Denken und Dichten.

Paul Lorentz.

Goethes Wirksamkeit im Sinne d. Vertiefung u. Fortbildung deutsch. Charakterzüge. Beilage z. Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Sorau. 1900. S. 20—21, 32—35.

Dreimal sind im Entwicklungsgange des deutschen Volkes an wichtigen Wendepunkten Heldengestalten hervorgetreten, in denen deutsche Wesenszüge mit besonderer Kraft der Entfaltung wirksam

waren: Luther, Goethe, Bismarck. Wenn das bei Luther und Bismarck deutlicher ist als bei Goethe, so liegt das an dem besonderen Gebiet, auf dem sie ihre Schöpfungen entfalteten und daran, daß diese auch nach außen hin eine sichtbare Gestalt annahmen. In Luther kommt die sittlich-religiöse Empfindung der Deutschen zum Durchbruch, was zur prinzipiellen Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt und zur Gründung der selbständigen evangelischen Landeskirchen führte; in Bismarck kommt die Empfindung der Deutschen für die realen Werte des Lebens zum Durchbruch und gewinnt das Nationalbewußtsein sichtbare Gestalt in der Gründung des neuen Reiches; in Goethe erreicht die deutsche Anlage zu künstlerischem Schaffen ihren Höhepunkt und verdichtet sich germanisches Fühlen und Denken überhaupt zu einer andern Kulturen gegenüber selbständigen Lebensauffassung. Mitglied der evangelischen Kirche so gut wie Bürger des Deutschen Reiches wird heute mit verschwindenden Ausnahmen niemand anders als durch Geburt, also nicht aus Wahl. Um aber Goethesche Lebensanschauung auf sich wirken zu lassen, dazu gehört zunächst schon ein gewisser Bildungsgrad, und dann ist es gerade so ein Akt des persönlichsten Wollens wie etwa zur Zeit der Reformation ein aus Überzeugung vollzogener Übertritt zur evangelischen Kirche, nur daß es sich hier natürlich nicht um eine irgendwie an äußern Formen zu erkennende Gemeinschaft handelt. Da aber durch die nationale Schöpfung Bismarcks das Verständnis für deutsches Wesen heute ungleich weiter verbreitet und durch die historische Forschung, die auch erst wieder durch seine charakteristisch germanische Individualität angeregt wurde, auch wesentlich vertieft ist, so sind wir heute, gerade so wie bei der immer mehr als deutsch-nationale Tat erkannten Lutherschen Reformation, auch bei Goethes Wirksamkeit vielmehr imstande, deutsche Züge zu erblicken — Goethe würde sagen „sich manifestieren“ zu sehen, als früher.

Um nun die Gefahr zu vermeiden, mit selbstverfertigten Maßstäben nachzumessen, was an Goethes Persönlichkeit und ihrer Wirksamkeit deutsch oder nicht deutsch sei, mit Recht ein unfruchtbares und kleinliches Unterfangen (vgl. Wychgram, Deutsche Literatur in H. Meyer, Deutsches Volkstum 1899 S. 647), werden wir im

folgenden gerade daran eine Kontrolle für die Deutschheit haben, daß sich dieselben Grundzüge wie bei Goethe bei jenen andern beiden Erziehern der Deutschen, Luther und Bismarck, wirksam zeigen, und ferner, daß sie mit Grundzügen gerade der Gestalten der ältesten deutschen Dichtung übereinstimmen.

Wenn man gewisse Züge als Grundzüge deutschen Wesens bezeichnen will, so müssen es solche sein, aus denen sich alle übrigen, Vorzüge wie Mängel, unseres Volkscharakters erklären und ableiten lassen. Als ein solcher Grundzug ist die Gemütstiefe und zwar nach den beiden Richtungen, in denen sie sich kundgibt, dem tiefen Empfinden und dem gewaltigen Wollen anzusehen. Das gewaltige Wollen führt zu dem starken Geltendmachen der in der Persönlichkeit ruhenden Anlagen, zum Kampf gegen alles, was dem entgegensteht, mithin zur Freiheit. Das tiefe Empfinden führt zum innigen Ergreifen alles Erfahrungsstoffes, zum dauernden und zähen Festhalten, zur Treue im allerumfassendsten Sinne. Führt das Wollen, das nicht immer ein rasches ist, zur Tatkraft, so das innige Empfinden zum Sinnen, zum Betrachten, zum Schauen. In der innigsten Verknüpfung beider gleich intensiv vorhandenen Seelenrichtungen ist die Eigentümlichkeit germanischen Wesens beschlossen.*) Frei und treu, mit Betonung der gegenseitigen Bedingungen beider Eigenschaften, bildet die Signatur auch von Goethes Sein, Denken und Handeln und prägt sich daher auch in seinem Charakter, seinen Anschauungen und den Gestalten seiner Dichtung aus . . .

Aber erst die eigentümliche Verbindung, die mit dem Persönlichkeitsdrange, der Freiheit, die Treue eingeht, das besonders innige Erfassen alles dessen, was das Individuum inne wird, läßt dem deutschen Wesen ganz auf den Grund blicken, dem, wie es sich auch in Goethes Art zu sein, zu denken und zu schaffen kundtut.

*) Dieses Verhältnis ist in sehr fruchtbarer und anschaulicher Weise, namentlich auch in seiner Verwandtschaft mit und der charakteristischen Abweichung von dem Grundwesen der uns nächstverwandten Volksindividualitäten wie der hellenischen, von St. H. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrh., München 1899, dargestellt, vgl. besonders Kap. 6 und 9.

Die starke Intensität des Ergreifens an sich, die Innerlichkeit, mit der Eindrücke aufgenommen, verarbeitet, festgehalten werden, ist das, was man im gewöhnlichen Sinne Gemüt nennt. Wie die besondere Gemütstiefe der Deutschen sich darin ausspricht, daß sie das unzweifelhaft Tiefste in der Musik geleistet haben — nach Beethoven ist in Deutschland Musik „Nationalbedürfnis" — so bildet sie auch den Erklärungsgrund für die an Tiefe und Mannigfaltigkeit einzig dastehende Goethesche Lyrik. Hier gibt es keinen Ton, der nicht angeschlagen wäre, und der nicht so angeschlagen wäre, daß sein Widerhall noch immer das Innerste im deutschen Menschenherzen träfe, sei es im Naturgefühl, in Liebe und Freundschaft, sei es in Religion, Kunst und Vaterland.*) Wenn an der Goetheschen Lyrik, die hier um ihrer eigenartigen Innerlichkeit willen mehr nur erwähnt werden mußte denn gewürdigt werden kann, ein so bisher nur von Goethe angeschlagener Ton hervorgehoben werden darf, so ist es die eigentümliche Verbindung, in der bei ihm Naturgefühl und Naturerkennen stehen: hier zeigt sich in besonders prägnanter Weise der Gewinn, den der Forscher dem Dichter lieferte.

Wenn feinfühlige Tondichter von Goethes Liedern geurteilt haben, sie könnten nicht komponiert werden, denn sie seien schon ganz Musik, so bezeichnen sie damit jene Innerlichkeit, die dem Laien doch gerade erst durch die in reicher Fülle vorhandenen Kompositionen erschlossen wird.**) Aber das Musikverwandte und Musikerfüllte ist in Goethes Werken auf Schritt und Tritt nachzuweisen, und zwar nicht nur in der so sehr häufigen Anwendung von Musik in seinen Dramen, mit dem Vermerk „ahnend seltene Gefühle" und mehr dgl. versehen, sondern schon in der Konzeption seiner Bühnenwerke wird auf Motive, Grundlagen und Ziele hingedeutet, die zum innerlichen

*) Den Stoffreichtum stellt geschickt und ziemlich vollständig zusammen Achelis, Grundzüge der Lyrik Goethes, Bielefeld und Leipzig 1900. Die Form, die äußere sowohl als alles, was zur innern gehörte, Komposition, Ausdrucksmittel usw., fällt nicht in den Rahmen der Darstellung. Das Beste ist immer noch von V. Hehn in den Gedanken über Goethe gesagt.

**) Siehe Friedländer, Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen, Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 11, 1896.

Gebiet der Musik gehören. Faust ist ganz Musik, nicht bloß, weil, wie Beethoven meinte, die Musik den Worten entfließt, sondern weil fast jede einzelne Situation im vollsten Sinne des Wortes musikalisch ersonnen ist, vom Studierzimmer bis zum Chorus mysticus (s. Chamberlain a. a. O. S. 987, wo auch zwei sehr charakteristische Aussprüche über Wesen und Bedeutung der Musik von Goethe zitiert werden). „Sich etwas von der Seele singen", diesen Ausdruck braucht Goethe selbst für alle in seinen Dichtungen niedergelegte „Konfessionen" und erklärt dadurch eben das Seelenvolle derselben, das ja in seinen Dramen z. T. in so überwältigender Weise zutage tritt, daß es sie an Handlung im gröberen Sinne, wie Tasso und Iphigenie, arm erscheinen läßt.

Deutsche Innerlichkeit zeigt sich vor allem in der Vorliebe für die Darstellung von seelischen Kämpfen. Das charakterisiert die deutsche Literatur von der Zeit an, da der alte Hildebrand den schweren Kampf zwischen Manneschre und Kindesliebe in einer noch in dem Fragment gewaltig erschütternden Weise durchkämpfen muß hindurch durch den im Nibelungenliede nur leise angedeutenden Seelenkampf Brünhildens und den herzzerreißenden und doch wieder erhebenden Kampf der Pflichten in Rüdiger, „dem Vater aller Tugenden", bis zu den innerlichen Kämpfen eines Wallenstein und Max Piccolomini. Besonders bezeichnend aber ist für deutsches Wesen der Zwiespalt mit sich selbst, der Kampf um der Seelen Seligkeit, wie er im Parzival des Wolfram den der christlichmittelalterlichen Weltanschauung erreichbaren Gipfel ersteigt, in Goethes Faust den die moderne (germanische) Weltanschauung charakterisierenden Ausdruck gewinnt. Aber Seelenkämpfe haben fast alle bedeutenderen Dichtungen Goethes zum Gegenstande, der Götz nicht weniger als der Werther, Wilhelm Meister, Iphigenie und Tasso, Hermann und Dorothea wie die Wahlverwandtschaften, und auch solch kleinen Dichtungen, wie „den Geschwistern" geben sie ihr Gepräge.

Die Innerlichkeit des Gemütslebens, die im deutschen Geistesleben so markante Erscheinungen wie die mittelalterliche Mystik, die religiösen Glaubenskämpfe des Reformationszeitalters und später den Pietismus und die Romantik erzeugt hat, war auch Goethe persönlich eigen.

Treibt nur alles mit Ernst und Liebe, die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt.

Das bewähren seine dichterischen Gestalten, zumal jene Kampfgestalten wie Wilhelm Meister und Faust, weil sie Goethes eigenes Innenleben reflektieren. Ein Gedanke, eine Beschäftigung vermochte ihn noch im Mannesalter so zu überwältigen, daß er darin bis zur Selbstvergessenheit aufging. Im Dezember 1778 denkt er so viel nach, daß abends sein „ganzes Wesen sich zwischen den Augenknochen zusammenzudrängen scheint". „Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden," schreibt er an Frau v. Stein, „ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist . . . Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen" (27. III. 1784.): es war die des Zwischen-Kiefernknochens.*) Während des Aufenthalts in Dornburg kommt es dem fast achtzigjährigen Manne selbst merkwürdig vor „mit welcher Leidenschaft er das zur Sprache gebrachte Weinbaugeschäft seit 8 Tagen ergreife" (an J. H. Meyer 10. VIII. 1828). Der Liebe zu Ulrike v. Levetzow im 74. Lebensjahr verdanken wir die seelenvolle „Elegie von Marienbad", die Goethe selbst als das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes bezeichnet. Als er den Gesang in Hermann und Dorethea, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, gleich nach seiner Entstehung einer ausgewählten Gesellschaft vorliest, wird er von dem Inhalt so ergriffen, daß er in Tränen ausbricht.

Aber so ergreifend echte Rührung sich bei Goethe kundgibt, so scharf verurteilt er die schwärmerische Empfindsamkeit, die Rührseligkeit, sei es in religiöser Gefühlsäußerung, sei es in der Liebe und Freundschaft oder in Naturschwärmerei:

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Daher seine schnelle und energische Abwendung von den allzu gefühlsseligen Stürmern und Drängern, daher seine Bezeichnung des Roman=

*) Vgl. auch über das Gewahrwerden der Urpflanze an Herder, Ital. Reise. Neapel, 17. Mai und öfters.

tischen als des Kranken. Goethe erkennt mit dem hellen Auge des Germanen dies für die Volksseele giftige Zuviel des Gemütvollen im engeren Sinne: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden" (Sprüche in Prosa 299). Das sagt derselbe Mann, dessen Briefe an Frau v. Stein die zarteste und sinnigste Sprache reden, die je von Herz zu Herzen erklungen. Er durfte das, weil er auch einer der männlichsten Männer war: Voilà un homme! ruft Napoleon aus, als er seiner ansichtig wird, um zu sagen, daß ihm hier unter den Deutschen endlich ein Mann erschienen sei!

Der Ernst der Gedankenarbeit, die treue gemütvolle Versenkung in die Probleme des Lebens ist es, die den Deutschen die Bezeichnung des Volkes der Denker eingetragen hat, was uns in seiner ganzen Bedeutung für die moderne Geisteskultur deutlich wird, wenn wir das tiefe Schauen der Mystiker, mit Recht die ersten deutschen Philosophen genannt, und den Gang der deutschen idealistischen Philosophie seit Kant ins Auge fassen, auf den heute alle Denker wieder zurückgreifen. Die echt germanische Sehnsucht nach dem Unerforschlichen hat auch Goethe so wenig ferngelegen, daß wir mit Harnack (Goethe in der Epoche seiner Vollendung S. 233) eine Recht haben, gerade aus der immer wiederholten entschiedenen Mahnung, sich nicht an das Unerreichbare zu verlieren, zu schließen, wie nahe Goethe gerade diese Gefahr lag, wie mächtig in ihm beständig die Sehnsucht gewesen, die er unablässig bezwang (da ist wieder jenes „gewaltige Wollen" am Werke!), um den festen Boden fruchtbaren irdischen Wirkens nicht unter den Füßen zu verlieren. Faust hätte nicht die Sehnsucht „zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält", zu schauen „alle Wirkenskraft und Samen", kundgegeben, wenn Goethe nicht selbst davon beherrscht gewesen wäre. Dieser aufs Ideelle, innerlich Wertvolle gerichteten Art der Deutschen ist Goethe sich als eines unschätzbaren Vorzugs beispielsweise gegenüber den Franzosen durchaus bewußt: „Man mag uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen ... besonders ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen" (Gespr. V, 962). Und wieder: „Die Franzosen

haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit" (Gespr. 15. VII. 1825).

Aber er verkennt auch nicht die große Gefahr der einseitigen und übertriebenen Neigung zum Sinnen und Grübeln, er erlebte selbst noch den verstiegenen Hegelschen Rationalismus und klagt im Hinblick darauf: „daß ein ohne Zweifel kräftig geborener norddeutscher Mensch von der Seeküste (der philosophische Schriftsteller Hinrichs) durch ihn so zugerichtet sei, daß ein unbefangenes natürliches Anschauen und Denken bei ihm ausgetrieben und eine künstliche, schwerfällige Art und Weise sowohl des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden sei" (Gespr. VI, 1086). Und gegen „die unausrottbare Sucht der Deutschen, überall Ideen zu suchen", wie in seinem Faust, eifert er: „Ei, so habt doch endlich einmal Courage, euch den Eindrücken hinzugeben" (Gespr. VI, 1097).

22. Wie soll sich Goethes Persönlichkeit der Jugend darstellen?

Wilhelm Münch.

Aus Welt und Schule. Berlin, Weidmann 1904. S. 145—151.

Es gibt gegenüber den Persönlichkeiten der großen Schriftsteller ein Interesse, das einer menschlich naiven Neugierde gleichkommt, doch aber mit Liebe zusammenhängt, mit dem Bedürfnis, zu lieben, wo man zu danken hat. Es gibt den redlichen wissenschaftlichen Trieb, immer genauer und zuverlässiger zu erkennen, insbesondere Person und Werk in der Innigkeit ihres Zusammenhanges immer deutlicher zu schauen. Es gibt die biographische Mikrologie, die manchmal mit Herzensenge bei ihren Vertretern zusammenhängt. Es gibt auch den Kitzel des Eindringens in das persönlich Intime. Von diesen verschiedenen Arten und Abarten des Interesses wird gesunde Jugend die erstgenannte leicht besitzen, und von der zweiten soll ihr wenigstens etwas eingeflößt werden. Das Leben des Dichters soll so betrachtet werden, daß es dem Verständnis seiner Werke dient, das ist selbstverständlich. Ob darum alltäglich? Aus den humanistischen Zeiten

her sind die ganz trockenen „vitae“ der Schulautoren noch vielfach anzutreffen, die Genugtuung des präzisen Einprägens und Abfragens ist inferioren Schüler- und Lehrergeistern sehr natürlich. Seine pädagogischen Bedenken hat ja auch das allgemeine Charakterisieren; mit der ebenfalls nicht ungewöhnlichen Beschränkung auf das Anekdotische ist ein falsches Erstarren des Bildes nahe gelegt. In vielen, wenn nicht den meisten Fällen kann gar nicht die Rede davon sein, daß das echte und volle Bild der Persönlichkeit übermittelt werde. Aber wenn wir fast überall verzichten können, bei Schiller und Goethe dürfen wir's nicht. Sie sind menschlich zu groß, und wir schulden ihnen eine so unendliche Dankespflicht. Das Verständnis Schillers ist das weitaus leichtere. Sein Ringen um Befreiung in allen den Stadien seiner jugendlichen Lebensperiode, sein Ringen um Glück, um Erkenntnis der letzten und höchsten Wahrheit, auch um Ruhm (was wir ihm wahrlich nicht übelnehmen, da der Ruhm sein Recht war), sein Ringen mit gemeiner Sorge, mit heimtückischer Krankheit, sein heroisches Ringen mit dem schleichenden Tode: das alles ist so allgemein menschlich verständlich. Und was dem Lebenden das Schicksal vorenthielt, wir glauben es dem Unsterblichen erstatten zu müssen durch die Liebe und Verehrung unserer Herzen. Sehr anders bei Goethe. Daß auch er ein Ringender gewesen sein Leben lang, wie wenig liegt das an der Oberfläche seines Lebens und seiner Erscheinung! Ein Ringender nicht mit hochschwebenden äußeren Lebenszielen (sie senkten sich zu ihm herab, wo er nahte), nicht mit den Schmerzen, die von außen kommen (sie wurden ihm kaum je zuteil), nicht mit Feinden von Fleisch und Blut (er würdigte sie keiner Gegenfeindschaft), aber mit sich selbst, mit den Gegensätzen in seinem Wesen, mit dem Gewicht seiner Gaben, mit der Erregbarkeit seines Gefühls, mit dem unendlichen Drang in seinem Innern. So haben wir ihn nun verstehen gelernt, nachdem man ihn als den verwöhnten Sohn des Glückes mit der Majestät gleichschwebender Heiterkeit solange aufgefaßt hatte. Aber durchsichtig ist dieses seelische Ringen für den gewöhnlichen Blick ganz und gar nicht. Wo wäre überhaupt rechtes Verständnis ohne einen gewissen Grad gleichartiger Natur? Es wird in diesem großen

Punkte bei Andeutungen bleiben müssen und bei Ahnungen. Es ist auch durchaus nicht leicht, für die dem schlichten sittlichen Bewußtsein Anstoß gebenden Seiten in Goethes Wesen und Leben die rechte Darstellung zu geben. Zwar, die uns jetzt so naheliegende Verstimmung über die gleichgültige Zurückhaltung in den Tagen der großen patriotischen Bewegung müssen wir unschwer zu überwinden wissen, nicht durch Hinweis auf des Epimenides Erwachen, das ja gar kein nachträgliches Erwachen des Dichterherzens bedeutet, aber auf die innerliche Deutschheit von Goethes Wesen und Dichtung und auf das, was er dem deutschen Namen geschenkt hat, übrigens auch auf den (an sich nicht verächtlichen) Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Was jedoch die persönlich-sittlichen Fragen betrifft, so haben wir Ausgereiften und Erfahrenen so vieles Menschliche begreifen gelernt, daß wir nun auch vieles hinnehmen und hingehen lassen. Das ethische Leben hat noch andere Regionen, als jene einfachen, in denen wir uns zunächst bewähren sollen. Aber für die Jugend, und auch die erwachsenste und gebildetste Jugend der modernen Kulturwelt, sind es gerade jene einfachen Regionen, deren kräftige Luft sie atmen, in denen sie bestehen und gesunden, einen Halt bewähren und einen Wert gewinnen soll. Zwar, ein Verhältnis wie das zu Friederike zum Gegenstand einer rigorosen Anklage zu machen, ist ganz unnötig: was Goethe in diese Liebe hineintrieb, war die gesunde Empfänglichkeit und Erregbarkeit des Jünglingsherzens, und was ihn hinwegtrieb, war doch das dunkle Bewußtsein seiner höheren Aufgaben und Ziele und sein Freiheitsbedürfnis um ihrer willen; das zu verzeihen, hätte uns ja Friderieke selbst gelehrt, wenn wir es unsererseits so schwer fänden. Auch für das Verhältnis zu Frau von Stein muß vielmehr die unendliche Erregbarkeit und Empfänglichkeit der leidenschaftlichen Dichterseele, muß ein machtvoller Zauber geltend gemacht werden, als Willkür des Herzens und Mißachtung der Lebensschranken. Und wie sühnt auch hier „reine Menschlichkeit“ die menschlichen Gebrechen! Die unendliche Zartheit und Hingebung der seelischen Liebe, die aus den Briefen spricht, gibt der Beziehung eine Weihe, die über allen sonst berechtigten Anstoß triumphiert. Eine Verbindung, wie die mit Christiane,

streitet doch so sehr mit dem, was unserer Jugend als unantastbar, als heilige Schranke gelten soll, daß darüber nicht wie über eine ganz leichte Einbuchtung in der Kurve des sittlichen Lebensganges unseres Dichters hinweggegangen werden kann. Daß das leidenschaftliche Fühlen, das ihn zum großen Dichter machte, ihn als Menschen auch von Höhen in Abgründe oder doch zu Boden werfen konnte, das wenigstens soll gesagt werden, und das enthält ja auch die mögliche Entschuldigung und zieht die Grenze zwischen den Lebensrechten der Gewöhnlichen und der „Dämonischen“. Bekanntlich wird in unserer Zeit aller Anstoß, den der Dichter etwa in seiner Lebensführung geben mochte, von der ultramontanen Seite mit grinsender Genugtuung aufgegriffen und, soweit die Stimme und der Einfluß dieser Macht reicht, verkündet und zur Wirkung gebracht, natürlich wird alles als Konsequenz des inneren Unglaubens hingestellt. In solchen Zeiten ist es Aufgabe, weder zu übertrumpfen noch zu überkleistern, sondern mit Ernst abzuwägen, wahrhaft verstehen zu lehren, damit man schließlich doch das Große, Gute und Schöne um so gewisser lieben dürfe.

Um Liebe in der Tat handelt es sich, um mehr als Verständnis, Bewunderung, Nacheiferung. Die Bewunderung ist da erst etwas recht Lebendiges und Schönes, wo sich Liebe ihr beimischt. Auch zwischen Verstehen und Lieben gehen viele Fäden hin und her, und im Stadium des ahnenden Verständnisses vielleicht noch mehr als in dem des vollendeten. Nacheiferung aber? Es war ein Stück aus dem alten Humanismus, daß alle großen Gestalten, die in den Gesichtskreis der Lernenden traten, ihnen zur Nachahmung Vorbilder werden sollten, Vorbilder in Sprachstil, Vorbilder in Taten, Vorbilder im Charakter, und es ist der äußerlichen, mitunter kindischen Nachahmungsversuche ja nicht wenig gewesen. Ein so wunderbarer Mensch wie Goethe, der mit seiner göttlichen Begabung sich durchaus von den Schranken der gewöhnlichen Menschengeister löst, kann nicht im ganzen, nicht im wesentlichsten als Vorbild zur Nachahmung hingestellt werden; das wäre lächerlich. Dennoch gibt es eine Reihe von Zügen in seinem Wesen, die zum Spiegel und zur Anregung für alle sittlich Strebenden immer wieder werden können.

Sein ganzes Leben, das scheinbar so unabhängig, so befreit und bevorzugt war, wie das weniger Sterblichen, wird zu einer einzigen großen Arbeit, ist mit rastloser, ernstlicher, hingebender Tätigkeit ausgefüllt; die Dichtungen selbst bedeuten fast nur kürzere Unterbrechungen der eigentlichen Lebenstätigkeit, und diese gilt ebenso ernst den mannigfachen konkret praktischen Aufgaben wie der Selbstbildung, oder der Selbstbildung mit ebenso vollständigem Ernste wie irgend welchen konkreten Arbeitszielen. Praktische Tüchtigkeit sucht Goethe für alles, was ihm als Aufgabe zufällt, oder er sich auflädt, mit allem Ernste zu erwerben. Irgendwo Dilettant bleiben zu sollen, schmerzt ihn. Er will es vor allem nicht bleiben und bleibt es nicht in der Wissenschaft, er durchmißt mit ausdauerndem Studium ihre strenge Bahn. Er sucht überall volle Echtheit des Verstehens, beweist überall vollste Gewissenhaftigkeit. Das ernsteste Suchen durchzieht sein ganzes Leben. Er hat die Aufgabe seiner eigenen Bildung so schwer und groß genommen, wie kaum je ein Mensch vor ihm, er hat — nebenbei gesagt — auch dem Auslande eine Hochschätzung eingeflößt vor deutschem universalen Bildungsstreben. (Man lese darüber Emersons Essay über Goethe.) Aber auch die mehr elementar scheinende Aufgabe der Selbsterziehung weist er nicht von sich, und wenn wir uns der Fälle nicht freuen können, wo er sich überwinden läßt von Leidenschaft, so können wir leider die vielen bei ihm nicht zählen, wo er sich bezähmt, sich überwindet, sich mit starker Willenshand vom Abgrund zurückreißt. Aber wir wissen, wie er die erscheinende Ruhe und Klarheit seines Wesens erarbeitet und erkämpft hat.

Der vollsten Hingabe entspricht bei ihm fast immer wieder die vollste Besinnung. Er schafft seine Werke, seine Jugendwerke zumal, oder diese wenigstens, im Halbtraum dämonisch gehobener Stunden, aber er richtet sie dann selbst mit unerbittlicher Klarheit, verwirft und beschneidet und überarbeitet und gestaltet wieder und wieder, wieviel Qual ihm auch gerade das zusammenordnende Abschließen bereitet. Die Zufriedenheit seiner Freunde macht ihn noch nicht zufrieden, und doch andererseits — wie edel mutet auch dieser Zug uns an — dichtet er nur für die wenigen Freunde, und der Beifall der großen Zahl (auch der so oft vorenthaltene Beifall) bedeutet

ihm nichts. Er ist unendlich weit davon entfernt, Effekt machen zu wollen: er wirft auf alle Sensationshascher von damals und jetzt einen tiefen, beschämenden Schatten. Er ist wahrhaftig in einem tieferen Sinne, als die Welt Wahrhaftigkeit zu nehmen vermag. Seine Herzensgüte, seine Menschenliebe werden nicht in jedem Augenblicke laut, aber sie sind echt und vielbewährt. Wo wären Güte und Größe reiner vereinigt gewesen? „Hassen kann er niemand, seine Zeit ist zu kostbar dafür", sagt Emerson. Aber auch Verachten liegt nicht in seinem Wesen. Er ist von einer großartigen, tiefgegründeten Toleranz gegen alles, was irgendwie nur wirklich eine eigene Art hat. Er ist von bloßem Witz und dem was man Geist nennt, vielfach selbst von Humor so weit entfernt, weil er im tiefsten ernst ist, und zu sehr nach dem Vollen in der Wahrheit strebt. Seine Natur ist vielmehr „zur Ehrerbietung geneigt" (so Rob. Saitschick in der reichen Schrift „Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung". Leipzig, Frommann, 1898) als zur Überhebung. Mit Ehrfurcht erfüllt ihn die Natur, die ihm aber zugleich eine sehnsuchtsvolle Liebe einflößt, und mit der immer vertrauter zu werden einer der stärksten Triebe seines ganzen Lebens ist. Dabei ist diese Liebe weder bloß beschaulich, noch auch bloß wissenschaftlich, sondern es ist auch die gesunde Liebe des Wanderers, des Nichtstubenmenschen, der sich aussetzt und abhärtet und alle kräftigende Übung sucht und leistet. (Auf den Vesuv muß er in kurzer Zeit dreimal hinaufrennen, um von zahllosen anderen Zeugnissen zu schweigen.) Dann seine Schätzung des Volkes, sein treuherziger Verkehr mit den einzelnen daraus, die „doch die besten Menschen", „vor Gott gewiß die höchste Klasse" sind, mit denen der Umgang nicht, wie der mit Hofleuten, „innerlich abzehrt". Und wenn man ihm oft die übermäßige Ehrerbietung gegenüber fürstlichen Personen vorgeworfen hat: so durfte derjenige doch wohl die höfliche Form nach oben üben, bei dem die Wertschätzung der Niederen so unzweifelhaft war. Ehre auch immer wieder Karl August, der einen „Rat erster Klasse" aus dem machte, in dem er einen Menschen erster Klasse erkannt hatte! Und ferner seine Ehrerbietung gegen die großen bildenden Künstler, das demütige Ringen um ihr Verständnis, neben deren Leistungen ihm „seine

Sächelchen sehr im Diminutiv vorkamen". Und endlich seine Neidlosigkeit, auch die ungekünstelte Ehrung des ihm so wenig gleichartigen Genius Schillers! Ich weiß nicht, ob wir unsererseits zu etwas wie Stolz berechtigt sind auf das schöne persönliche Verhältnis unserer beiden größten Dichter, aber wir fühlen in der Tat als Deutsche etwas wie Stolz auf diese Verbindung, und daneben hoffentlich unvergängliche Dankbarkeit.

Wer wollte verkennen, wieviel des menschlich Vorbildlichen doch in jener Reihe von Zügen enthalten sei, und wie eben doch auch nach seiner menschlichen Persönlichkeit Goethe als Erzieher wirksam zu werden vermöge! Das Bedürfnis zu bewundern und dasjenige zu lieben und das nachzueifern verbinden sich in der jugendlichen Brust. Dem Menschen Goethe kann eben auch der ganz und gar nicht goethegleiche Mensch in vielem nacheifern. Aber es verbinden uns mit ihm ja innigere Bande. Er ist uns Deutschen gleichsam eine Inkarnierung unserer besten seelischen Bildung; alles zarteste Empfinden, dessen unser Inneres fähig ist, spiegelt sich in seiner Seele, läßt sich von ihm anregen, kommt durch den Kontakt mit ihm in Bewegung. Welches Freundes Seele sind wir so nahe gekommen, wie der seinigen? Es ist ein geheimnisvolles Verhältnis zwischen der einen Menschenseele und den vielen; das innere Erleben der einen läßt die vielen mitschwingen, und das Leid, das gewissermaßen der höher beseelte Mensch im Dichter für viele fühlen muß, zittert als leises Weh in so vielen anderen nach. So viel freudige Liebe, wie wir es jetzt natürlich finden, hat er bei Lebzeiten nicht gefunden, weit entfernt! Aber sie ist seitdem ziemlich stetig gewachsen, und auch die siegesgewissen neuen Stürmer, die zeitweilig oben aufkommen, und die viel Respekt ausrotten, der festgewurzelt schien, werden an diese Schätzung nicht ernstlich rühren. „Ich weiß, was ich in den Egmont hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt", schrieb der Dichter aus Italien nach Weimar. Es gilt von seinem gesamten Lebenswerk. Nicht auf einmal, sondern nur allmählich hat sich herauslesen lassen, was hineingearbeitet ist, oder wird es sich herauslesen lassen; und auch abgesehen von dem, was die Nation im ganzen, was ihre Vordenker und Geistforscher

herauslesen, haben alle die einzelnen, die an der deutschen Bildung teilnehmen wollen, sich in Goethe hineinzulesen, und das Mögliche und Belebende für sich herauszulesen. So setzt denn auch die höchste Bildung, die das Individuum für sich suchte und in sich sammelte, sich wieder um in flüssigen allgemeinen Besitz — ein Gesetz von Erhaltung der Kraft auf einem ganz besonderen Gebiete.

23. Aus der Werkstätte der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Alois Brandl.

Aus dem 2. Februarheft des „Literarischen Echo" 1901.

Die Shakespeare-Gemeinde hat es nicht so gut, wie die Goethe-Freunde, die seit der Eröffnung des Weimarer Archivs auf eine Unmasse neuen Materials zu weisen haben, das gedruckt und zur ersten Gesamtausgabe ihres Meisters vereint werden muß. Für Shakespeare ist eine namhafte Ausbeute an Dokumenten gar nicht mehr zu erwarten. Aber je spärlicher das Material, desto wichtiger die Durchforschung. Gerade da, wo Briefe, Tages- und Jahresbücher nicht sprechen, ist gelehrte Nachhilfe am nötigsten. Und dabei steht nicht bloß das Verständnis des einen Mannes Shakespeare auf dem Spiele. Für uns ist er mehr als ein geniales Individuum, ist er der literarische Vertreter der ganzen Hochrenaissance. Aus dem Mittelalter haben wir Walther und Wolfram, Nibelungen und Gudrun; im achtzehnten Jahrhundert setzen unsere Klassiker ein; aber dazwischen? Die Periode des Cinquecento, in der sich der verchristlichte Volksgeist mit antiker Schönheitsfreude und Philosophie erfüllte, die Persönlichkeit zum Bewußtsein ihrer Kraft und Unzulänglichkeit erwachte, in der Kunst die Leidenschaft und die Laune sich emanzipierten, in der Politik die kühnsten Temperamente nach Kronen langten und in der Dichtung das ausgehende Mittelalter sich zur Romantik verklärte, — diese unvergleichliche Periode sollte uns Deutschen durch Fischart und Hans Sachs genügend verkörpert sein? Was damals bei uns versäumt wurde, muß uns Shakespeare ersetzen. Er kann

es uns ersetzen, denn seine Umgebung, Sitte und Denkweise waren mehr deutsch als im heutigen Sinne englisch; nicht durch Zufall wird er bei uns mehr studiert und gespielt als in britischen Landen; das Puritanertum, das kurz nach seinem Ableben zur Herrschaft kam, hat sein lustiges Altengland so gründlich in schwernehmenden Ernst und sorgebrütenden Reichtum verwandelt, daß ihm die heutigen Londoner nur Achtung entgegenbringen, nicht das entzückte Zujubeln, wie an Donau, Rhein und Elbe-Spree.

Dieser Bedeutung Shakespeares ist aber das Wissen, das unsere gebildeten Kreise über ihn besitzen, im allgemeinen keineswegs gewachsen. Vielmehr sind über keinen Dichter, weder alter noch neuerer Zeit, so viele Irrlehren verbreitet, wie über Shakespeare. Bald sollen seine Dramen gar nicht von ihm sein, sondern von dem Philosophen Bacon; es setzt dies, beiläufig bemerkt, eine starke Unkenntnis seiner Weltanschauung voraus, die noch ideell und zur Illusion geneigt war, während Bacon nur noch von Tatsachen und Experimenten hören will. Bald soll sein Theater keine Dekorationen gehabt haben; die geistreichsten Luftschlösser von der Zaubergewalt seines bloßen Wortes wurden auf das Brett gebaut, auf dem „Venedig“ oder „Ein Garten“ gestanden haben soll, obwohl die Forschung dies Brett längst in die Rumpelkammer verwiesen und für die eine Hälfte der Shakespearischen Bühne ein Gerüst mit einem oberen Stockwerk dargetan hat, das der Münchener Drehscheibe wenigstens an synoptischer Wirkungsfähigkeit noch überlegen war. Bald soll er nichts Rechtes gelernt, sondern alles von der Natur bekommen haben, als Wundergenie: dabei machen schon die Bücher, die er in seinen Versen unmittelbar ausschöpfte oder anzog, eine stattliche Bibliothek aus. Oder seine Zeitgenossen sollen von ihm keine Notiz genommen, seine Landsleute ihn vergessen haben, bis Lessing ihn entdeckte — als wären nicht zwei dicke Bände Anspielungen auf ihn gedruckt worden, die von 1592 fast ununterbrochen bis 1699 laufen, worauf bereits eine englische Neu-Ausgabe die andere jagte; Lessing hat nur entdeckt, daß die Kunst Shakespeares so groß war wie sein Genie. Dante steht uns zwar zeitlich um ein paar Jahrhunderte ferner, war ein Romane und ein Scholastiker; dennoch haben unsere Gebildeten von ihm ein deutlicheres,

festeres Bild als von Shakespeare, für den daher eine gelehrte Vermittlung wahrhaftig nicht überflüssig ist.

Die Schriftleitung des Jahrbuchs geht folgendermaßen vor sich: Kaum ist der vorhergehende Band erschienen, etwa im Juni, so wird erwogen, welche Texte und Abhandlungen wohl im nächsten zu bringen wären. Ein bisher unzugängliches Stück aus Shakespeares Zeit abzudrucken, empfiehlt sich durch den dauernden Wert, den das Jahrbuch dadurch gewinnt. Shakespeare selbst soll nach verschiedenen Seiten durch Aufsätze beleuchtet werden: Vorgänger, Umgebung, Nachleben, deutsche Übersetzer, Kritiker und Darsteller. Im Notfall muß die Redaktion durch die eigene Feder nachhelfen. Während dieser Teil im Herbste gedruckt wird, werden mit verschiedenen bibliographischen Hilfsmitteln die Bücher des laufenden Jahres, deutsche, englische usw. zusammengestellt, die besprochen werden müssen. Das Jahrbuch gehört nämlich nicht zu jenen bequemen Zeitschriften, die rezensieren, was gerade einläuft; sondern es verfolgt das Ziel, jedes namhafte Buch einschlägigen Inhalts sofort zu beschreiben, so daß ein vollständiger Überblick der modernsten Shakespeare-Literatur geboten werde. Diese Liste zu entwerfen, ist eine zeitraubende und verantwortungsvolle Sache. Dann müssen aber noch die geeigneten Rezensenten und die erforderlichen Rezensionsexemplare irgendwie beschafft werden. Da in einem bloßen Aufsatz manchmal mehr steht als in einem dicken Buche, so wird zugleich eine Zeitschriftenschau verfaßt, für die ein ständiger Mitarbeiter gefunden ist. Auch die Leistungen der Theater werden je nach Anlaß besprochen und überdies in einem vollständigen statistischen Bericht über sämtliche deutsche Bühnen dargelegt, ebenfalls durch einen ständigen Mitarbeiter; es ergibt sich daraus z. B., daß gegenwärtig „Othello" das beliebteste Stück von Shakespeare ist; es wurde im Jahre 1899 weitaus am öftesten und durch die meisten Theater gegeben, während „Romeo", „Kaufmann von Venedig", „Hamlet", „Die gezähmte Widerspenstige" u. a. lange hinterdrein kamen. Diesen Vorrang hat die Eifersuchtstragödie durch den größten Teil der neunziger Jahre behauptet und ist nur 1891 hinter dem „Kaufmann", 1890 und 1898 hinter der „Widerspenstigen" zurückgeblieben, so daß die Liste als Ausdruck des deutschen Ge-

schmackes zu gebrauchen ist. An das Ende des Bandes kommt dann das Verzeichnis aller, auch der nicht zur Besprechung geeigneten, Shakespeare-Schriften aller Länder; es ist eine Arbeit, die einen fleißigen Mitarbeiter durch das ganze Jahr beschäftigt und noch von jedem, der Zusammenfassendes über Shakespeare zu schreiben hatte, im In- und Auslande, dankbar benutzt wurde. So ist es allmählich April geworden, an dessen 23., als an Shakespeares sicherem Sterbetage und ungefährem Geburtstage, die Festfeier in Weimar stattfindet. Der Jahresbericht, den da der Vorsitzende verliest, und der Vortrag, den der Festredner hält, werden mit römischer Seitenzählung als Einleitung vorangefügt. Ist es der Schriftleitung hierbei gelungen, den Umfang der einzelnen Artikel richtig vorauszubestimmen, so enthält der fertige Band gegen 400 Seiten; gebunden und portofrei wird er vom Verleger den Mitgliedern gegen Nachnahme des Jahresbeitrages von 10 Mark ins Haus geschickt; nur der Rezensent hat jetzt noch seinen Segen oder Fluch zu spenden. Sind es aber mehr als 400 Seiten geworden, so präsentiert der Verleger eine Überrechnung, der Schatzmeister zieht ein langes Gesicht, und die unglücklichen Schriftleiter müssen die Nachsicht der Vorstandssitzung anrufen. Den Band später erscheinen zu lassen, wäre angenehmer für die Schriftleiter, ist aber durch die Erfahrung als unpraktisch erwiesen: eine Gesellschaft verlangt ein möglichst aktuelles Jahresgeschenk.

Was bei diesem Betriebe, der im wesentlichen auf einer Tradition von Jahrzehnten ruht, herauskommt, ist naturgemäß etwas anderes, als bei der Goethe-Gesellschaft. Nicht etwas Besseres — weit verbannt sei der kleinliche Gedanke an ein Rivalisieren; aber etwas, das dem Begriff Weltliteratur nahekommt. Die Goethe-Gesellschaft lebt in deutscher Sphäre, die Shakespeare-Gesellschaft in germanischer. Jene wendet sich stark an das Heimatsgefühl, daher ihre vielen, nach Tausenden zählenden Mitglieder; diese appelliert an ein humanistisches Gefühl, für das nur wenige Hunderte reif sind, und während sie daheim eine bescheidene Rolle spielt, ist sie berühmt über Meer. Kein Engländer oder Amerikaner, der sich wissenschaftlich mit dem größten Dichter seines Volkes beschäftigt, und sei er noch so im-

perialistisch gesinnt, kann sich ihrem Studium und Urteil entziehen. Vor kurzem erst hat Horace Furness wieder von den „thirty-three noble volumes of the German Shakespeare Society“ gesprochen, als von der Verkörperung deutscher Forscherarbeit am Stratforder. Ihr Werk ist im Ausland einer unserer nationalen Ruhmestitel. Dies erklärt den freundlichen Anteil, den eine Reihe deutscher Fürstenhäuser an ihr nimmt; dies veranlaßt immer wieder Gelehrte und höher denkende Schriftsteller, für das Jahrbuch zu schreiben, obwohl das Honorar von 30 Mark für den Bogen eigentlich nur als ein Dankeszeichen zu betrachten ist. Im reichen England wurden schon zwei Shakespeare-Gesellschaften gegründet, 1841 und 1874; beide sind nach wenig mehr als einem Dutzend Jahren verstorben, weil ihnen die größere Organisation fehlte, der umschauende Wachdienst, die Berichterstattung und Einflußnahme nach allen Seiten. Unsere blüht und gedeiht seit 36 Jahren.

24. Die Aufgaben des Geschichtsschreibers.

Heinrich von Treitschke.

Historische und politische Aufsätze Bd. 4. Leipzig, S. Hirzel. 1897. S. 447—451.

Wer selbst mit Freuden Geschichte schreibt, verspürt gleich dem Künstler wenig Neigung, Zweck und Aufgabe der Arbeiten, die ihre Rechtfertigung in sich selber tragen sollen, des Breiteren zu erörtern. Dichtung, Philosophie, Historie, die drei idealen Zweige aller Literatur, die in ihren Meisterwerken bis an die Höhen der Menschheit hinaufreichen und jeden Menschen unmittelbar berühren, sind eben darum auch allezeit von Berufenen wie von Unberufenen gemeistert, gescholten, über ihre Pflichten belehrt worden. Wir haben erlebt, daß Naturforscher uns die Nutzlosigkeit aller politischen Geschichtsschreibung nachwiesen, während noch nie ein Historiker sich erdreistet hat, den Physiologen oder den Physikern ihre Aufgaben vorzuschreiben. Auch die Halbdenker und Halbwisser wähnen sich zu Pfadfindern berufen. Der darstellende Historiker muß, sobald er seinen Rohstoff gesammelt hat, von dem Späteren auf das Frühere zurückschließen und sich in

der Stille fragen: welche dieser ungezählten Ereignisse, von denen er doch nur einen Ausschnitt geben kann, wahrhaft fördernd oder hemmend auf die neuen Gestaltungen des Lebens eingewirkt haben: dann erst kann er mit Klarheit das Wesentliche nach der Zeitfolge erzählen. Dem Dilettanten, der die wissenschaftliche Geduld niemals lernt, scheint diese dreifache Arbeit zu langweilig; er bleibt auf der zweiten Stufe stehen, er sucht das Vergangene aus dem Gegenwärtigen zu erklären und stellt die Geschichte kurzerhand auf den Kopf. Auch in Zukunft wird es unserer Wissenschaft nie an weisen Ärzten fehlen, die uns zeigen, wo uns der Schuh nicht drückt.

Der gesunde Sinn gelangt doch immer wieder zu der Erkenntnis, daß das Schwerste und Höchste zugleich das Einfachste ist. Im Laufe der Jahrtausende haben jene drei idealen Zweige der Literatur ihr innerstes Wesen nicht geändert, trotz dem ewigen Wechsel ihrer Formen, trotz der Erweiterung des Gesichtskreises der Menschheit. Wie groß auch der Abstand erscheinen mag zwischen dem Theater der Hellenen und den Dramen Shakespeares, Molières, Schillers: das Tragische bleibt doch allezeit tragisch, das Komische komisch, und das Ideal der Klüglinge, die Tragikomödie, hat sich niemals ausgestaltet. Von verschiedenen Ausgangspunkten her und durch verschiedene Methoden gelangen die Philosophen doch immer wieder zu den alten ewig neuen Problemen von Sein und Denken, Sollen und Müssen, Gott und Welt. So hat auch die Historie seit dem Altertum ihren Schwerpunkt nicht verändert. Sie will unserem Geschlechte ein denkendes Bewußtsein seines Werdens erwecken; dies Werden aber vollzieht sich in der Welt der sittlichen Freiheit, in der Welt des Wollens und des Handelns, und da die Völker nur in politischer Ordnung zu wollenden Persönlichkeiten werden, so haben die res gestae der Völker, die Taten der Staaten und ihrer führenden Männer, von jeher die breite Mitte jeder historischen Darstellung eingenommen. Alle Zeiten haben vom rechten Historiker neben der Sicherheit kritischer Forschung zunächst Menschenkenntnis und politische Sachkunde verlangt. Nach dem übereinstimmenden Gefühle aller Völker, wogegen keine Doktrin aufkommt, sind die Männer der Tat die eigentlich historischen Helden; denn durch sie werden die großen Machtkämpfe der Geschichte ent=

schieden, während sich von den Gewaltigen der Kunst und der Wissenschaft doch immer nur sagen läßt, daß die neuen Gebilde des Völkerlebens nicht ohne sie möglich geworden sind. Bescheiden erkennt der politische Historiker die Schranken seines Denkens. Wir können und wollen nicht ergründen, wie der historische Held entsteht, der, nach des Dichters Worten, Namen gibt der rollenden Zeit; wir vermögen nicht einmal mit Sicherheit zu sagen, wie weit er durch die Ideen, die Gefühle, die Interessen seines Volkes bestimmt wird, und wie weit er selber sie bestimmt; wir gestehen auch willig, daß die Schönheit der Geschichte zum Teil auf dem Unbeweisbaren beruht, denn nur darum kennt sie keine Wiederholungen, weil die unerforschliche Macht des Schicksals über das Kommen und Gehen der handelnden Menschen entscheidet.

Nicht von gestern stammt die Erkenntnis, daß der Staat nur in seiner Wechselwirkung mit dem gesamten Volksleben begriffen werden kann. Der älteste der großen Historiker war auch der erste Kulturhistoriker. Mit naiver Freude schildert Herodot Land und Leute, Sitten und Glauben des geheimnisvollen Orients, weil er nur so seinen Hörern die Taten der Beherrscher des Morgenlandes zu erklären vermag; Thukydides dagegen bedarf solcher Erläuterungen nicht, da er die Ereignisse einer nahen Vergangenheit auf wohlbekannten Schauplätzen erzählt, und hält sich streng an das Wesentliche, an das Ringen der politischen Mächte. Zu klarem Selbstbewußtsein, zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte ist die kulturhistorische Arbeit erst in unserem Jahrhundert gelangt, durch die Universalität der modernen Bildung, durch das wachsende Selbstgefühl der Mittelklassen und zu allermeist durch die gereifte Staatslehre. Seit der Staat als Gesamtpersönlichkeit, als das rechtlich geeinte Volk verstanden wird, fühlen die Politiker selbst die Pflicht, seine Formen aus der Mannigfaltigkeit des Kulturlebens heraus zu erklären. Jedermann weiß, wie sehr die historische Erkenntnis zugleich erweitert und vertieft worden ist durch die Forschungen der Literatur-, der Kunst-, der Wirtschaftsgeschichte. Wenn Sallust noch mit kurzen Worten — mit Worten freilich, deren furchtbaren Ernst jeder Leser nur zu wohl verstand — das drückende aes alienum erwähnt, das die Stämme Norditaliens

meuterisch stimmte, so haben wir heute durch eine Fülle wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungen längst ein deutlicheres Bild gewonnen von der verheerenden Übermacht des römischen Großkapitals. Und wer unter uns mag ohne Trauer daran denken, daß dies mörderische Jahr unserer Wissenschaft außer Heinrich v. Sybel auch Gustav Freytag geraubt hat, ihn, der verständnisvoll wie kein anderer Historiker den zarten, leisen Wandlungen im Gemüte unseres Volkes nachging? Wer heute die Geschichte einer modernen Nation schreibt, kann an allgemein menschlicher Bildung nie genug besitzen; er darf keine Scheuklappen vor den Augen tragen, er soll den Flügen der Denker zu folgen und die Sorgen des Arbeitsmannes in der Hütte zu verstehen suchen. Darum darf er doch nicht zum dienstbaren Registrator fremder Geistesarbeit herabsinken und, die menschliche Natur verkennend, die Intelligenz und das improvement höher stellen als den sittlichen Willen; sonst müßte er zu dem ungeheuerlichen Schlusse gelangen, daß die Römer in den Zeiten ihres späteren Kaisertums dem Ideale der Menschheit näher gekommen wären als in den Tagen des ersten punischen Krieges. Ihm bleibt sein eigenes Gebiet, wo er der Herr ist, die Welt der politischen Taten und der in ihr waltenden sittlichen Gesetze. Von dieser Warte aus betrachtet er das Völkerleben. Im Grunde läßt sich jede bedeutsame menschliche Tätigkeit in ihrer zeitlichen Entwicklung — also, wie man gedankenlos zu sagen pflegt, historisch — darstellen; doch je weiter sie vom Staate abliegt, um so weniger gehört sie der Geschichte an. Bei der Geschichte der Chemie liegt der Ton unzweifelhaft auf Chemie, nicht auf Geschichte. Der Verfasser eines solchen Werkes muß neben einigen historischen Kenntnissen zuerst gründliche naturwissenschaftliche Bildung besitzen, er wird sich nicht verwundern, wenn die Geschichtsschreiber seine Arbeit nur so weit sie das tätige Leben der Gesellschaft berührt, beiläufig benutzen. Das gleiche gilt von allen kulturgeschichtlichen Arbeiten; je tiefer sie in die Technik eingehen oder in ästhetische, literarische, antiquarische Erörterungen, um so weiter entfernen sie sich von der Historie. So wenig sich die Geschichte als ein dialektischer Prozeß verstehen läßt, ebensowenig kann der allerwirklichste Wille, der auf Erden besteht, der Wille des Staates, verdrängt werden

durch die unbestimmte Vorstellung einer allumfassenden Volksseele, oder die leibhaftige Persönlichkeit der handelnden Männer durch die mehr oder minder abstrakten Begriffe von sozialen Gegensätzen und wirtschaftlichen Interessen. Unsere Zeit am allerwenigsten darf diese alten Wahrheiten bestreiten. Durch Kriege und politische Arbeiten ward den beiden Kulturvölkern Mitteleuropas eine neue Epoche ihrer Geschichte aufgetan; durch Kriege ist die schlummernde gräkoslawische Welt und soeben auch Hinterasien wieder erweckt worden; und was die Persönlichkeit der führenden Männer auch in freieren Staatsformen bedeutet, das können wir alle mit Händen greifen, wenn wir beobachten, wie tief sich das gesamte deutsche Leben, nicht bloß das politische, seit dem Tode unseres ersten Kaisers und dem Rücktritt seines Kanzlers verwandelt hat.

25. Luther und die deutsche Nation.

Heinrich von Treitschke.

Preußische Jahrbücher Bd. 52. 1883. S. 476—481.

In allen den mächtigen Wandlungen unseres geistigen Lebens ist der Grundgedanke der Reformation, die freie Hingebung der Seele an Gott, unwandelbar das sittliche Ideal der Deutschen geblieben. Er kehrt, ins Weltliche gewendet, wieder in dem strengen Ausspruch Kants, daß überall auf der Welt nichts für gut gehalten werden dürfe als allein ein guter Wille; er tönt uns entgegen aus dem milden Gesange der Engel, die Fausts Unsterbliches gen Himmel tragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Wir danken der Reformation das lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, worauf die heutige deutsche Gesittung beruht, jene freie Duldsamkeit, die weder der Furcht noch dem Kaltsinn entspringt, sondern der Erkenntnis, daß das Licht der göttlichen Offenbarung, wie heute die Welt noch steht, nur gebrochen in vielen Strahlen dem Auge der Menschheit erkennbar ist; denn so gewiß kein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts, auch Luther nicht, verstanden hätte, was wir heute Toleranz nennen, ebensogewiß ist diese Duldung nur möglich

pflichtet seinen eigenen sittlichen Lebenszwecken, unabhängig von der Kirche, nachzugehen. Damit ward der Staat für mündig erklärt, und da er wirklich schon zu seinen Jahren gekommen war, da die weltliche Gewalt überall an dem erstarkten Selbstgefühl der Nationen eine sichere Stütze fand, so wirkte diese Tat der politischen Befreiung fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus, als die Reformation der Kirche. Alle Kronen ohne Ausnahme, katholische wie evangelische, sagten sich los von der politischen Herrschaft des gekrönten Priesters. Von einer Oboedienzleistung, wie sie der Papst vordem den weltlichen Gewalten zugemutet, war fortan kein Rede mehr, und noch ehe Luthers Jahrhundert zu Ende ging, begründete Bodinus den Gedanken der Souveränität des Staates zuerst mit wissenschaftlicher Schärfe — eine neue Erkenntnis, die, einmal gefunden, das gemeinsame Besitztum der gesitteten Menschheit geblieben ist. Mochte die Gesellschaft Jesu noch von der Weltherrschaft des Gottesstaates träumen, unaufhaltsam verwuchsen die Staaten Europas zu einer neuen freien Völkergesellschaft und bildeten sich ein weltliches Völkerrecht, das, gerechter als weiland die Urteilssprüche der Päpste, in der Interessengemeinschaft und dem Rechtsbewußtsein der Nationen seine Wurzeln hat. Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück; er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die Tat, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag.

Nichts zeugt so laut für die Gesundheit der politischen Gedanken der Reformation, wie die unleugbare Tatsache, daß die politische Entwicklung in den protestantischen Staaten fast durchweg friedlicher, minder gewaltsam verlaufen ist als in der katholischen Welt.

Keinem Volke brachte die Befreiung des Staates von kirchlicher Herrschaft so reichen, so lang nachwirkenden Segen wie uns Deutschen; denn nirgends war die alte Kirche fester mit dem Staate verflochten, als in diesem römischen Reiche und allen den geistlichen Fürstentümern, welche seine Krone stützten. Unleugbar hat die Reformation den längst schon beginnenden Zerfall des alten Reichs gefördert, die längst schon vorhandenen politischen Gegensätze noch durch kirchlichen Haß verschärft. Doch wer Wunden zu heilen vermag, darf sie auch

schlagen. Nur aus dem Borne des Protestantismus konnte dies sieche Reich den verjüngenden Trank schöpfen. Nur wenn unser Staat wieder wahr wurde wie seine Kirche, wenn er die zur Lüge gewordenen Ansprüche seines heiligen römischen Kaisertums aufgab und seine Krummstabslande einer weltlichen Obrigkeit unterwarf, nur dann vermochte er wieder zu wachsen mit der wachsenden Zeit.

Luther selbst hat diese letzten Schlüsse aus seinen Gedanken nie gezogen. Ihm graute vor den Schrecken eines Bürgerkrieges: „Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so wäre es dreimal verheeret.“ Er wußte, daß er kein Staatsmann war, und teilte mit seinem Volke die ehrfürchtige Scheu vor der kaiserlichen Majestät, vor dem jung edlen Blut von Österreich; wie viele Zweifel mußte er überwinden, bis er sich nur entschoß, den Widerstand gegen kaiserliche Übergriffe, der doch im alten Reiche Rechtens war, gutzuheißen. Die Natur der Dinge, die Vernunft der Geschichte hat schließlich dennoch vollendet, was in dem Heimatlande der Reformation nicht ausbleiben konnte: unrettbar brachen die geistlichen Staaten Deutschlands nach und nach zusammen, bis endlich im Anfang unseres Jahrhunderts die letzten verfaulten Trümmer der römischen Theokratie verweltlicht und mit ihnen auch die römische Kaiserkrone vernichtet wurde. Nun erst, seit unser Staat sich ehrlich zu seinem weltlichen Wesen bekannte, ward die Städte geebnet für einen Neubau, und auch an dieser letzten heilvollen Wendung unserer Geschicke hat der Reformator seinen Anteil durch eine Tat, deren ferne Folgen ihm verhüllt blieben. Auf Luthers Rat entschloß sich der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abzulegen, die falsche Keuschheit des Mönches zu meiden und „eine rechte ordentliche Herrschaft zu gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre“. So ward das Ordensland Preußen, die Pflanzung des gesamten Deutschlands, in ein weltliches Herzogtum verwandelt und vor der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gerettet. Luther aber schrieb dankbar: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium durch Preußen!“ Er ahnte nicht, welche größeren Wunder unser Volk noch an seiner entlegenen Ostmark erleben sollte. Aus

pflichtet seinen eigenen sittlichen Lebenszwecken, unabhängig von der Kirche, nachzugehen. Damit ward der Staat für mündig erklärt, und da er wirklich schon zu seinen Jahren gekommen war, da die weltliche Gewalt überall an dem erstarkten Selbstgefühl der Nationen eine sichere Stütze fand, so wirkte diese Tat der politischen Befreiung fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus, als die Reformation der Kirche. Alle Kronen ohne Ausnahme, katholische wie evangelische, sagten sich los von der politischen Herrschaft des gekrönten Priesters. Von einer Oboedienzleistung, wie sie der Papst vordem den weltlichen Gewalten zugemutet, war fortan kein Rede mehr, und noch ehe Luthers Jahrhundert zu Ende ging, begründete Bodinus den Gedanken der Souveränität des Staates zuerst mit wissenschaftlicher Schärfe — eine neue Erkenntnis, die, einmal gefunden, das gemeinsame Besitztum der gesitteten Menschheit geblieben ist. Mochte die Gesellschaft Jesu noch von der Weltherrschaft des Gottesstaates träumen, unaufhaltsam verwuchsen die Staaten Europas zu einer neuen freien Völkergesellschaft und bildeten sich ein weltliches Völkerrecht, das, gerechter als weiland die Urteilssprüche der Päpste, in der Interessengemeinschaft und dem Rechtsbewußtsein der Nationen seine Wurzeln hat. Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück; er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die Tat, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag.

Nichts zeugt so laut für die Gesundheit der politischen Gedanken der Reformation, wie die unleugbare Tatsache, daß die politische Entwicklung in den protestantischen Staaten fast durchweg friedlicher, minder gewaltsam verlaufen ist als in der katholischen Welt.

Keinem Volke brachte die Befreiung des Staates von kirchlicher Herrschaft so reichen, so lang nachwirkenden Segen wie uns Deutschen; denn nirgends war die alte Kirche fester mit dem Staate verflochten, als in diesem römischen Reiche und allen den geistlichen Fürstentümern, welche seine Krone stützten. Unleugbar hat die Reformation den längst schon beginnenden Zerfall des alten Reichs gefördert, die längst schon vorhandenen politischen Gegensätze noch durch kirchlichen Haß verschärft. Doch wer Wunden zu heilen vermag, darf sie auch

schlagen. Nur aus dem Borne des Protestantismus konnte dies sieche Reich den verjüngenden Trank schöpfen. Nur wenn unser Staat wieder wahr wurde wie seine Kirche, wenn er die zur Lüge gewordenen Ansprüche seines heiligen römischen Kaisertums aufgab und seine Krummstabslande einer weltlichen Obrigkeit unterwarf, nur dann vermochte er wieder zu wachsen mit der wachsenden Zeit.

Luther selbst hat diese letzten Schlüsse aus seinen Gedanken nie gezogen. Ihm graute vor den Schrecken eines Bürgerkrieges: „Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so wäre es dreimal verheeret." Er wußte, daß er kein Staatsmann war, und teilte mit seinem Volke die ehrfürchtige Scheu vor der kaiserlichen Majestät, vor dem jung edlen Blut von Österreich; wie viele Zweifel mußte er überwinden, bis er sich nur entschoß, den Widerstand gegen kaiserliche Übergriffe, der doch im alten Reiche Rechtens war, gutzuheißen. Die Natur der Dinge, die Vernunft der Geschichte hat schließlich dennoch vollendet, was in dem Heimatlande der Reformation nicht ausbleiben konnte: unrettbar brachen die geistlichen Staaten Deutschlands nach und nach zusammen, bis endlich im Anfang unseres Jahrhunderts die letzten verfaulten Trümmer der römischen Theokratie verweltlicht und mit ihnen auch die römische Kaiserkrone vernichtet wurde. Nun erst, seit unser Staat sich ehrlich zu seinem weltlichen Wesen bekannte, ward die Städte geebnet für einen Neubau, und auch an dieser letzten heilvollen Wendung unserer Geschicke hat der Reformator seinen Anteil durch eine Tat, deren ferne Folgen ihm verhüllt blieben. Auf Luthers Rat entschloß sich der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abzulegen, die falsche Keuschheit des Mönches zu meiden und „eine rechte ordentliche Herrschaft zu gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre". So ward das Ordensland Preußen, die Pflanzung des gesamten Deutschlands, in ein weltliches Herzogtum verwandelt und vor der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gerettet. Luther aber schrieb dankbar: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium durch Preußen!" Er ahnte nicht, welche größeren Wunder unser Volk noch an seiner entlegenen Ostmark erleben sollte. Aus

diesem der alten Kirche geraubten Lande, das mit dem Protestantismus stand und fiel, ist in unvergeßlichen Kämpfen die streitbare Großmacht unserer neuen Geschichte hervorgegangen, und endlich, als die Zeiten sich erfüllten, der neue Staat der Deutschen, der nicht heilig sein will und nicht römisch, sondern, nach den Worten des Reformators, ohne Gleißen und falschen Namen ein weltliches, ein deutsches Reich. Wie die Einheit des deutschen Staates erst möglich ward, seit die letzten Staatsgebilde der römischen Kirche von unserem Boden verschwanden, so verdanken wir auch den Kämpfen der Reformation das köstliche geistige Band, das uns in den Tagen deutscher Zerrissenheit lange fast allein zusammenhielt, unsere neue Sprache. Was selbst dem Zauber unserer ritterlichen Dichtung nicht gelungen war, den deutschen Norden unter die Herrschaft der hochdeutschen Sprache zu beugen, das gelang erst, als die schöne Lieblingsstätte des Minnesanges, die Wartburg, zum zweiten Male unserem Volke teuer ward und von dort die ersten Bücher der deutschen Bibel ausgingen — die Heilige Schrift, übertragen mit strenger Treue durch einen wahlverwandten religiösen Genius und doch so ganz verdeutscht, so ganz beseelt von dem Hauche deutschen Gemütes, daß wir uns heute das Bibelwort in anderer Fassung kaum noch denken können. Gleich den Italienern empfingen wir unsere Schriftsprache mit einem Male durch die Tat eines Mannes. Es liegt aber im Wesen des Genius, das Notwendige, das einfach Natürliche zu wollen. Wie Dante nicht willkürlich neuerte, sondern nur die Volkssprache seiner toskanischen Heimat adelte und durchgeistigte, so hegte auch Luther nur schlicht und recht die Absicht, von seinem ganzen Volke verstanden zu werden, damit Gott deutsch zu den Deutschen rede. Er benutzte daher das gemeinverständliche Mitteldeutsch, das schon überall, wo Ober- und Niederdeutsche unter einem Herrscher zusammensaßen, in dem Staate des Deutschen Ordens, in den Kanzleien der lützelburgischen Kaiser und der sächsischen Kurfürsten von der Obrigkeit geredet wurde.

Also wirkten gebend und empfangend alle Stämme der Nation zu den Taten der Reformation zusammen. Im Norden fand der Protestantismus seinen festen politischen Rückhalt; die mächtige Sprache aber, welche fortan das evangelische Deutschland geistig beherrschte,

kam aus dem Oberlande, aus jenen Gauen Süd- und Mitteldeutschlands, die zu allen Zeiten das warme Nest unserer Dichtung und also auch der Sprachbildung geblieben sind. Und dies Hochdeutsch war die Sprache von Luthers Heimat; seine Laute klangen ihm vertraut von Kindesbeinen an; so hatte er schon das Volk in den Mansfelder Bergwerken, seines lieben Vaters Schlägelgesellen reden hören. Sprachgewaltig wie seitdem nur einer noch, Goethe, ward er der volkstümlichste aller unserer Schriftsteller. In seinen Schriften vereinigt sich, was sonst unvereinbar scheint, der Tiefsinn, die gedrängte Gedankenfülle des Buchs und die fortreißende Macht, der sprudelnde Wörterreichtum der Rede, so daß der Leser immer die herzbewegende Stimme des Predigers zu hören meint; dem Einfältigen geben sie genug, und der Denkende findet des Nachsinnens kein Ende. In Kämpfen geboren kann diese Sprache des Freimuts und der Wahrhaftigkeit bis zum heutigen Tage die Zeichen ihres Ursprungs nicht verleugnen. Gewaltig vermag sie zu zürnen, übermütig zu spielen in toller Laune, zu den Höhen des Gedankens steigt sie kühn empor, für jedes holde Geheimnis des Herzens findet sie ein liebliches Wort; doch wer sie zwingen will, ihre Meinung zu bemänteln oder tückisch unterm Zaum hervorzubeißen oder gar den überbildeten Geschmack durch das Pikante und Charmante zu reizen, dem schenkt sie wenig, den läßt sie betteln gehen an den Tischen der Fremden.

26. Philipp Melanchthon.

Adolf Harnack.

Aus der Rede bei der Feier zum 400jährigen Gedächtnis der Geburt Philipp Melanchthons, geh. in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin am 16. Febr. 1897. S. 3—8.

Philipp Melanchthon, der Professor zu Wittenberg, war kein Prophet und Heros wie Luther, kein kühner Denker wie Servetus oder Sebastian Franck, kein Entdecker und kein Erfinder. Aber alle die Kräfte und Tugenden, die in diesen Räumen am höchsten geschätzt werden, haben ihn ausgezeichnet — das unermüdliche wissenschaftliche

Streben, die ausgebreitetsten Kenntnisse, die Ehrfurcht vor der Wahrheit, der zuversichtliche Glaube an die sittigende Macht der Bildung und, nicht zum letzten, eine unvergleichliche Lehrgabe. Indem er dies alles mit der höchsten Pflichttreue ausbildete, mit unsäglichem Fleiße befestigte und in den Dienst eines fortschreitenden Zeitalters stellte, wurde er der Lehrer des Protestantismus und der Lehrer Deutschlands. Auch Martin Luther ist ein deutscher Professor gewesen; aber er stand zugleich in einem höheren Beruf, und so tollkühn wird niemand unter uns sein, ihn als vorbildlichen Kollegen in Anspruch zu nehmen. Philipp Melanchthon aber hat zeitlebens nichts anderes sein wollen als der unsrige, ist der unsrige geblieben — außerhalb der Universität gab es für ihn kein Leben — und hat in diesem Beruf alle seine Kräfte entwickelt. Er hat den Typus des deutschen Professors geschaffen; er hat dem Vaterland einen neuen führenden Stand erweckt, den ehrenfesten und erleuchteten, nicht priesterlichen Stand des akademisch gebildeten Beamten und des höheren Lehrers. Er hat dadurch den Grund zur Größe protestantischer Gemeinwesen gelegt. Dieser bescheidene Professor, der sich nie als Prometheus empfand, außer wenn er seine Fesseln in einer barbarischen Umgebung beklagte, formte doch Menschen nach seinem Bilde; aber während wir heute staunend und dankbar die Früchte seiner Arbeit überschauen, beschloß er sein großes Tagewerk, ohne zu ahnen, was er der Welt geleistet hatte. „Wir haben beide ausgehalten in der Niedrigkeit des Schullebens", ruft er kurz vor seinem Tode seinem Herzensfreunde Camerarius zu, „und an unserem Ort getan, was wir konnten. Einigen hat doch wohl unsere Arbeit genützt, Schaden hat sie gewiß — das darf ich hoffen — niemandem gebracht."

So spricht der Mann, dessen Lebensarbeit sich an Umfang nur mit der von Leibniz und Kant vergleichen läßt, dessen Einfluß aber, dank der geschichtlichen Stelle, an der er gestanden, die Wirksamkeit jener beiden Männer doch noch weit übertroffen hat. Er hat die deutsche Bildung von der priesterlichen Bevormundung befreit und von der klerikalen Stufe zunächst auf die philosophisch-theologische gehoben — das war der notwendige Durchgangspunkt, um eine ge-

diegene Laienbildung vorzubereiten, die doch den Zusammenhang mit der Religion und der Geschichte nicht verlieren sollte. Sein christlicher Humanismus ist Klammer und Brücke zugleich gewesen. Wenn wir heute fragen, wem es unsere Nation hauptsächlich zu verdanken hat, daß aus der Reformation nicht ein Bruch in ihrer Religions- und Kulturgeschichte entstanden ist, so müssen wir antworten: nächst dem Reformator selbst, unserem Melanchthon. Ja, wir dürfen noch mehr sagen — Luther wäre wahrscheinlich ohne diesen Mitarbeiter nicht imstande gewesen, jene Vermittelung des Neuen mit dem Alten durchzuführen, die allein das Wachstum und die Zukunft einer über den ganzen Umfang des geistigen Lebens sich erstreckenden Bewegung sicher stellte.

Neben dem Propheten muß der Pädagog stehen. Gewiß, Luther war selbst Pädagog — ein Blick auf seinen Katechismus beweist das. Aber auch seine Pädagogie hat etwas Heroisches. Ein Grundgedanke erfüllte seine Seele; das Ziel hatte er im Auge, nicht den Weg. Die Kleinarbeit, die langsame, geduldige Erziehung zum Sittlichen auf allen den unzähligen Linien, auf denen sich das menschliche Leben bewegt, war nicht seine Sache. Hier tritt der Freund ein: er erzieht das gegenwärtige Geschlecht. Oftmals scheint er herabzustimmen, zu hemmen, Altes und Neues zu mischen — Kraft, Reiz und Schmelz des frischen Geistes scheinen verschwunden, sind wirklich oftmals verschwunden. Aber wer darf klagen! Vielleicht gibt es im Leben des Einzelnen stürmische Erweckungen, die nachhaltig sind; im Leben der Völker sind die Ekstasen, auch wenn sie ein wahrhafter Prophet erweckt hat, nur flüchtige, ja bedenkliche Erscheinungen. Das Bessere wächst nur langsam, und weder der Lehrende noch die Lernenden bieten der Welt ein entzückendes oder aufregendes Schauspiel. Aber die Geschichte urteilt schließlich gerecht: ein jedes Kind weiß heute zu erzählen, daß unser Vaterland zwei Reformatoren besessen hat, nicht mehr und nicht weniger — Luther und Melanchthon. Trotz des ungeheuren Abstandes ist der Pädagog dem Propheten unter dem Namen „Reformator" beigesellt worden. Die Geschichte hat keinen ruhmvolleren Kranz zu verleihen!

Der stille Gelehrte, dem alles Stürmen und Drängen zuwider war, hat doch einst selbst zwei Sturm- und Drangperioden erlebt, bis er die Eigenart und die Grenzen seiner Anlage und Bildung erkannte. Aber er ist den Idealen, die ihm jede dieser Perioden geschenkt hat, nicht untreu geworden — ihrer Bewahrung und Vermittlung hat er sein Leben geweiht.

Geboren zu Bretten in Baden, dort wo der fränkische und der alemannische Stamm sich verschmelzen, ist er, der Großneffe Reuchlins, aufgewachsen unter einem milden Himmelsstrich und edlen hochstrebenden Menschen. Zeitlebens hat er dort seine Heimat gesehen und sich an der Elbe im Exil gefühlt. Frühreif, mit vierzehn Jahren Heidelberger Bakkalaureus, mit siebzehn Tübinger Magister, unter dem Prinzipate der neuen Philologie in alle Wissenschaften zugleich eindringend, erwarb er sich durch seinen eisernen Fleiß und sein ungemeines Formtalent das bewundernde Lob des Erasmus. „At deum immortalem“, ruft dieser aus, „quam non spem de se praebet paene puer Philippus Melanchthon, utraque litteratura paene ex aequo suscipiendus! quod inventionis acumen! quae sermonis puritas et elegantia! quanta reconditarum rerum memoria! quam varia lectio, quam verecundae regiaeque prorsus indolis festivitas!“ Die Bekämpfung der Scholastik und die Herstellung der wahren Philosophie, d. h. des echten Aristoteles, waren sein Ziel, und voll jugendlichen Frohmutes stellte er sich in die Reihe der kecken Geister, die der alten Welt den Krieg erklärt hatten. Es waren die Frühlingstage jener klassischen, in Wahrheit romantischen Bewegung, denen doch kein Sommer gefolgt ist. Der herrliche, aber in seiner Isolierung undurchführbare Gedanke des Erasmus, die Kirche und die Gesellschaft durch die Wissenschaft zu reformieren, und die schimmernde Hoffnung, durch die Form jede Schwierigkeit des Denkens und Lebens zu überwinden, begeisterten die Gemüter. Zuversichtlicher und rücksichtsloser hat kaum einer diesen Gedanken geltend gemacht als der jugendliche Melanchthon in seiner Rede: „De corrigendis adolescentiae studiis“, mit der er im August 1518 sein Lehramt an der Universität Wittenberg antrat: alles was bisher auf den Universitäten nach der alten Methode getrieben worden

ist, ist nur Dunkelwerk und Possen gewesen; eine radikale Reform ist notwendig. Wie sie mit den Mitteln der griechischen Sprache, des wahren Aristoteles und mit Hilfe reiner Ausdrucksformen durchzuführen ist, werde er zeigen. So dozierte mit dem Eifer des Stürmers und Drängers, aber auch auf dem Grunde anerkannter Leistungen der junge Professor, und weil man auch in Wittenberg der Scholastik den Krieg erklärt hatte, zündete sein Wort.

Aber Melanchthon hatte sich noch nicht selbst gefunden, als er so sprach. Berückt von dem neuen Geist und noch wehrlos gegen den Zauber blendender Rhetorik hat er die gediegenen und maßvollen Kräfte seiner Eigenart noch nicht erkannt. Durchschlagender Beweis hierfür ist, daß der kühne Humanist im Laufe weniger Monate in Wittenberg eine vollkommene Umstimmung erlebte. Daß das originale, biblische Christentum etwas anderes sei als die scholastische Kirchenlehre, wußte er bereits, als er nach Wittenberg kam. In dieser Überzeugung lag das Band, das ihn und die Humanisten mit Luther verband, der im Jahr zuvor mit seinen Thesen Deutschland erweckt hatte. Aber was nun folgte, war doch ganz unerwartet: Luthers Persönlichkeit und Kraft bemächtigte sich nicht nur vollkommen des neuen Kollegen, sondern sie bestimmten ihn auch dazu, alle seine früheren Ideale, den ganzen bisherigen Inhalt seines Lebens zunächst preiszugeben. Wie der Mann im Gleichnis, der alle seine Habe verkaufte, um die eine köstliche Perle zu kaufen, so gab Melanchthon zunächst alles dahin, und wie er bisher in Erasmus gelebt hatte, so stellte er sich nun mit Leib und Seele in den Dienst Luthers. Doch man darf das persönliche Element nicht übertreiben. Wer kann leugnen, daß es der christliche Glaube, wie Luther ihn verkündete, gewesen ist, der seine Seele wirklich erfaßte! Ihn hat er ergriffen und bis zu seinem Tode als die Kraft seines inneren Lebens festgehalten. Die schlichten Worte in seinem Testament: „Ago gratias reverendo domino Doctori Luthero, quia ab eo evangelium didici“, lehren hier mehr als hundert Beweise. „Ich habe von ihm das Evangelium gelernt“ — das ist das große unerschütterliche Erlebnis, das ihn fortan trotz aller Spannungen und Täuschungen an die Sache der Reformation und Wittenbergs gekettet hat.

27. Aus dem Staate Friedrichs des Großen.

Gustav Freytag.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 4. Neuer Abdruck. Leipzig, S. Hirzel. 1900. S. 246—262. (Gekürzt.)

Erobernd hatte der Geist Friedrichs sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hindernis, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu siegen. Da kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Die große Periode, wo dem reichen, hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmutiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Energie eines unwiderstehlichen Angriffes gedachte er die Wetter zu zerteilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen, so oft er sein furchtbares Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Österreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und andere geworden waren. Bis zum äußersten spannte er seine Kraft, und bei Kollin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnisvollste Tag in Friedrichs Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapferen Heere das Übermenschliche zugemutet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er

auf eine verzweifelte Defensive angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tödlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er sein Feldherrntalent, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem andern Heere entgegenwarf, unübertroffen in seinen Dispositionen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Österreicher, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Übermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern waren seine heftigsten Feinde. Gerade jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Geschickes, wo der König selbst so bittre Zufälle des Schlachtenglückes erlebte, wurde seine Kriegführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zusammenwarf, wie seine Reiterei, die neugeschaffen zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genies gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurde für alle Armeen Europas fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urteil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, solange es eine Geschichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern wenn kaum der Feind seine Wunden geheilt, so drohend und gerüstet wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich . . .

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutsche und Fremde diesem Todeskampfe des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Intoleranz und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kollin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus . . . Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnot die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht einen Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm, — es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden, — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Tränen der Rührung gehört . . .

Nicht anders war das Urteil im Ausland. In den protestantischen Kantonen der Schweiz nahm man so warmen Teil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom Deutschen Reiche abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand . . . Ebenso war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündete Pitt bewundernd jede neue Tat des großen Alliierten. Selbst zu Paris war man im Theater, in den Gesellschaften mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour, wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort

bei jedem Nachteil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte der Enthusiasmus. Und diese Pietät eines ganzen Weltteils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sizilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Untertan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neu gekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme, gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht, sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hingelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie teil hatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blut, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der zivilisierten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt!

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdes der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgültig vernahm

ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sie vor seinem Heere in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Kollin starb seine Mutter; wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heere, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war; das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester von Bayreuth. Einer nach dem andern von seinen Generälen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat, die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie wie die andern auch, strenger, härter. Auch der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Bravour und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und schneidend wurde sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Kombinieren, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Änderung, und doch nirgends eine Hoffnung. Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt die Korrespondenz mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich . . .

Aber er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von der Koalition zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, in Frieden für sein Volk leben.

28. Friedrich der Große und Maupertuis.

Hermann Diels.

Festrede gehalten in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 27. Januar 1898. (Gekürzt.)

Es ist eine wahre Herzensfreude, die Korrespondenz zwischen Friedrich dem Großen und Maupertuis durchzulesen, die sich gleichbleibende, ja womöglich von Jahr zu Jahr zunehmende Herzlichkeit des Fürsten zu beobachten, der seinem Präsidenten volles Vertrauen schenkt und ihm selbst in den schwierigsten und bedenklichsten Lagen als treuer und aufopferungsfähiger Freund zur Seite tritt. Ja, wir verstehen erst jetzt, wo wir dieses seltene Freundschaftsverhältnis ganz überblicken und oft von Tag zu Tag verfolgen können, wie der ritterliche König es für Pflicht hielt, den Präsidenten und seine Akademie auch da zu decken, wo die kalte Vernunft Zurückhaltung geboten hätte. Weder Friedrichs noch Maupertuis' Briefe zeigen die gehaltvolle, oft geradezu dämonische Kraft der Korrespondenz mit Voltaire, wo sich die zwei genialsten Köpfe jener Zeit gegenseitig zum witzigsten und geistvollsten Wettkampfe anstachelten; aber dafür entbehren sie auch vollständig jener Ausbrüche vulkanischer Leidenschaft, welche den brieflichen Verkehr der beiden feurigen Naturen stellenweise trübten und peinlich gestalteten.

Freilich fehlt es auch dem Leben Maupertuis' nicht an aufregenden und schwierigen Augenblicken; ja, seine Berliner Zeit, deren

Anfang so glückverheißend schien, war in ihrer zweiten Hälfte in körperlicher und geistiger Beziehung ein trauriges Martyrium.

Pierre-Louis Moreau de Maupertuis gehört zu jenen tragischen Gelehrtengestalten, die zu früh berühmt werden und dann nicht die Kraft besitzen, auf gleicher Bergeshöhe weiter zu wandern, oder die Resignation, die Schritte gelassen talabwärts zu lenken. Sie merken im Innersten wohl die Abnahme der Kräfte, aber ihr Ehrgeiz reißt sie empor und verleitet sie, durch Sensationsstücke den alten Ruhm aufs neue erobern zu wollen. Indem sie die frischen Kränze, welche die Welt ihnen vorbehält, sich selbst aufs Haupt drücken, erregen sie den Spott ihrer Feinde und das Mitleid ihrer Freunde. So enden sie ihr Leben in Gram und Bitternis. Auch unsere Akademie hat manches Beispiel solchen Leides. Einem unserer genialsten Mitglieder, der diesen Wermutbecher voll und ganz auskosten sollte, Friedrich August Wolf, schrieb Wilhelm von Humboldt freundschaftlich warnend: „Der Ruhm ist ein Sisyphusstein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder empor wälzt". Maupertuis hat sich redlich in seinem späteren Leben abgequält, den Stein immer wieder auf die Höhe zu wälzen. Aber er hatte das herzbrechende Unglück, daß sein Weltprinzip (Prinzip der kleinsten Aktion) von seinem Freunde bekämpft, daß sein Weltsystem (Système de la nature) von seinem Freunde Diderot boshaft und unbarmherzig vernichtet und daß seine Zukunftswissenschaft (Lettres sur le progrès des sciences) von seinem Freunde Voltaire ewigem Gelächter preisgegeben wurde. Wie anders tritt uns dies Bild des Gelehrten entgegen, als der Kronprinz Friedrich von Rheinsberg aus mit ihm in Verbindung trat! Als er dessen ersten noch erhaltenen Brief erhielt — er trägt das Datum des 20. Juni 1738 — stand Maupertuis auf der Sonnenhöhe des geistigen und körperlichen Lebens, welche die Griechen nicht ohne Grund in das vierzigste Jahr zu setzen pflegen.

In St. Malo am 28. September 1689 aus altadeligem Geschlecht entsprossen, hatte er nach einigen Dienstjahren in der Armee sich der Mathematik in die Arme geworfen, und in erstaunlich kurzer Zeit sich ein solches persönliches Ansehen unter den französischen Gelehrten erworben, daß er bald mit der Pariser

Akademie in Verbindung treten und im Jahre 1736 die große Expedition organisieren durfte, welche die Akademie nach Lappland aussandte, um die Länge des Meridians zu messen . . .

Sein in diesem Jahre erschienener Reisebericht erregte in wissenschaftlichen wie unwissenschaftlichen Kreisen ein Aufsehen in Europa, das sich etwa nur mit dem Erfolge Nansens in unseren Tagen vergleichen läßt. Maupertuis war schon vor seiner Expedition in dem kleinen Kreise von ausgezeichneten Gelehrten wohlbekannt, der sich um die geistvolle und liebenswürdige Schloßherrin von Cirey, die Marquise du Châtelet, gesammelt hatte. Er selbst hatte die göttliche Emilie und ihren Freund Voltaire mit solchem Erfolge in die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien eingeführt, daß sie beide selbständig mit unserem Euler um einen physikalischen Preis der Pariser Akademie ringen konnten. Voltaire war damals wie seine gelehrte Freundin nicht wenig stolz auf den kühnen Reisenden. Er schrieb ihm die schmeichelhaftesten Briefe, und als einige Jahre später der berühmte Daullésche Stich nach Tourmères Porträt erschien, der Maupertuis in Lappentracht darstellt, wie er mit der einen Hand den Globus am Pole zusammendrückt, setzte Voltaire ein Quatrain darunter, das in freier Übertragung etwa so lautet:

> Der Erdball, dessen Maß er wußte festzustellen,
> Wird seinem Forscherruhm ein ewig Denkmal gründen;
> Ihm ward das Loos zuteil, der Welt Gestalt zu künden,
> Sie zu erfreu'n und aufzuhellen.

Durch Voltaire war nun auch der geistreiche Kronprinz von Preußen gleichsam als auswärtiges Mitglied in diese Akademie der Emiliens aufgenommen worden. So verstand es sich von selbst, daß Maupertuis ihm ein Exemplar seines Berichtes zusandte . . . Unzweifelhaft hat die lebhafte Schilderung jener heroischen Polarfahrt die Sympathie des Heldenjünglings entflammt, und die ausgezeichnete wissenschaftliche Darlegung, die sobald von den Ereignissen selbst bestätigt worden war, imponierte dem lebhaften Wissensdrange des Kronprinzen, der mit Schmerz ansehen mußte, wie die Akademie Leibnizens unter dem harten Regiment seines Vaters verödet und verwüstet war. Kaum war daher Friedrich wenige Tage zur Regierung gelangt, so

schrieb er an Maupertuis folgende Einladung: „Von dem Augenblicke an, wo ich den Thron bestieg, erweckte mein Herz, meine Zuneigung den Wunsch in mir, Sie hier zu haben, um der Berliner Akademie die Gestalt zu geben, die Sie allein imstande sind, ihr zu geben. So kommen Sie, kommen Sie, um auf diesen Wildling das Reis der Wissenschaft zu pfropfen, damit es zur Blüte gelange. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt: zeigen Sie auch nun einem Könige, welche Wonne es ist, einen Mann wie Sie sein zu nennen." Maupertuis traf den König in Cleve. Auch Voltaire erschien, der aber die Marquise du Châtelet nicht um Friedrichs willen aufgeben mochte. Im persönlichen Umgang stand Maupertuis seinem Gegner nicht nach, ja, wie ein Bonmot aus jener Zeit beweist, verstand er es, in der feinsten Weise Selbständigkeit des Urteils und schlagfertigen Witz mit hofmännischer Form zu vereinigen, wie es der König liebte. So wurden sie bald einig. Der Nordlandreisende entschloß sich, seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen, ohne seine Beziehungen zu Frankreich abzubrechen. Freilich der erste schlesische Krieg hinderte den König, sich sofort der Wiederherstellung der Akademie zu widmen. „Es tut mir leid", schreibt er Maupertuis aus dem Winterlager in Breslau am 3. Januar 1741, „es tut mir leid, Ihnen nicht früher Ihren Brief beantworten zu können, aber ich habe hier eine andere Art von Algebra zu rechnen und Fluxionen, die mir viel Garn aufzuwickeln geben. Aber dank Ihrem guten Einflusse geht unsere Geometrie vortrefflich weiter. Sobald ich damit fertig bin, die Figur Schlesiens richtig zu stellen, komme ich nach Berlin zurück, und dann denken wir an die Akademie. Adieu, mein lieber Maupertuis. Nur noch ein bißchen Geduld, dann werden Sie alles haben, was Sie wünschen!" Ein Billet vom 17. März rief ihn sogar ins Lager. „Kommen Sie hierher, man erwartet Sie mit Ungeduld." Das Soldatenblut regte sich in dem ehemaligen Kavallerieoffizier. Er reiste ab, aber in der Schlacht bei Mollwitz hatte er das Unglück, den österreichischen Husaren in die Hände zu fallen. Er wurde vollständig ausgeplündert. Aber die Dazwischenkunft der Offiziere, zu denen bereits der Ruhm seines Namens gedrungen war, rettete ihn vor Schlimmerem. Sie sandten

ihn nach Wien, wo er bei Maria Theresia sowohl wie bei anderen Mitgliedern des Hofes eine höchst schmeichelhafte Aufnahme fand, die er durch galante Schmeichelei geistreich zu erwidern wußte. Er kehrte über Berlin auf Urlaub nach Paris zurück, wo man ihn durch Aufnahme in die Académie Française im Jahre 1743 dem Preußenkönig abspenstig zu machen hoffte. Aber er hielt diesem seine Zusage, und kehrte im folgenden Jahre zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin zurück. Die Briefe des Königs werden jetzt, wo er des Mannes Treue erprobt hatte, immer herzlicher. Er schüttet sein Herz aus über den Verlust seines über alles geliebten Jugendfreundes Jordan, und es ist fast, als ob der neue Freund an dessen Stelle treten solle. Der Brief aus dem Lager von Rusec vom 10. Juli 1745, der den Verlust Jordans beklagt, spricht den sehnsüchtigen Wunsch aus, Frieden schließen zu können. „Dann, mein lieber Maupertuis, ja dann können wir ganz nach Bequemlichkeit philosophieren und unsere Zeit zur Spekulation benutzen, die ich jetzt leider nur zur Vernichtung des Menschengeschlechtes verwende." Das Schreiben klingt in einigen Versen, einer Umdichtung der Ode des Horaz an Virgil, aus, mit der er Maupertuis wehmütig verabschiedet. Dieser elegische Ton herrscht auch in den weiteren Schreiben aus dem Feldlager, bis die Verlobung und Verheiratung Maupertuis' mit Eleonore von Borck, die von dem Hofe sehr begünstigt wurde, eine freundliche Abwechselung in die Korrespondenz brachte. „Wenige Menschen", schrieb er jetzt dem Mathematiker, „verstehen die Sprache der Algebra, aber die Sprache des Herzens verstehen wir alle." Mit rührender Delikatesse dachte der König zwischen den blutigen Schlachten von Soor und Kesselsdorf an die Zukunft der jungen Frau, die er für alle Fälle sicherte. Maupertuis war unterdessen nicht untätig für die Interessen der Akademie. Er suchte den Aufenthalt des Königs in Sachsen zur Erwerbung von Tschirnhausenschen Brennspiegeln auszunutzen, was freilich mißlang. Der Briefwechsel ist in dieser Zeit, trotz der Umstände außerordentlich lebhaft. Wöchentlich ein- bis zweimal fliegt der Kurier zwischen Berlin und dem Lager hin und her, bis der Friede geschlossen und der König ruhmgekrönt und friedensdurstig nach der Residenz zurückkehrt. Nun

beginnt die eigentliche Arbeit Maupertuis', die außerordentlich vielseitig ist. Außer der gelegentlichen Sorge für das Theater überträgt ihm der König die später von Voltaire besorgte Korrektur seiner Aufsätze, er überläßt ihm auch gern die Wahl von lateinischen Devisen für Medaillen u. dgl. Denn der Geometer war zugleich ein geschmackvoller Lateiner, der Friedrich hierin besser bediente, als später Quintus Icilius. Eine Einladung zu einer solchen Konferenz zeigt, wie liebenswürdig sich der König gegen seinen Präsidenten benimmt. „Sie können um so eher meiner Einladung folgen", schreibt er ihm aus Potsdam unter dem 5. März, „weil Sie hier eine bequeme Wohnung, für sich hergerichtet und ein freundliches Gesicht des Wirtes finden, ferner weil es schönes Reisewetter ist, weil die Fische in Potsdam besser sind als in Berlin, und endlich — weil es dringend wünscht Ihr wohlgewogener Friedrich."

Die Hauptarbeit nahm natürlich die neue Organisation der Akademie in Anspruch, die es galt aus der grenzenlosen Verwahrlosung und Entwürdigung, in die sie unter Friedrichs Vater gefallen war, herauszuheben. Es bedurfte heroischer Mittel, und Maupertuis zögerte nicht, sie zu beantragen. Die Leitung, die bisher einem Kuratorium von alten Hofleuten und Generälen anvertraut war, erregte zuerst den Anstoß des neuen Präsidenten. In einem Schreiben, das er zu Beginn des Jahres 1746 an Friedrich richtete, spricht er sich, mit Rücksicht auf seine bisherigen Vorgänger in der Präsidentschaft mit großem, aber nicht unberechtigtem Selbstgefühl so aus: „Diese Stellung, die Leibniz zu einer ehrenvollen, Gundling zu einer lächerlichen und Jablonski zu einer mittelmäßigen gestaltet hat, wird für mich das sein, was Ew. Majestät daraus zu machen geruhen. Ich für meine Person empfinde eine gewisse Schwierigkeit, sie gut auszufüllen und Ehrgefühl bei Leuten zu erwecken, die sich von Staatsministern und Generälen kommandiert sehen, deren bloßer Titel hinreicht, sie über alle anderen zu erheben. Ich selbst habe schon oft in der Académie des Sciences über Herzöge und Minister den Vorsitz geführt, aber freilich die Vorliebe jener Nation für die Wissenschaft und vielleicht ein gewisses Glück hatten mir ein Ansehen verschafft, das ich hier unmöglich haben kann, wenn Ew. Majestät

mir es nicht verleihen wollen ... Ich fühle, Sire, daß ich auch für meine Person zu reden scheine, während ich für die Wissenschaft spreche. Ja, ich will Ew. Majestät gar nicht den hohen Grad des Ehrgeizes verhehlen, den ich mit dem Wohle Ihres Dienstes zu vereinigen suche. So will ich also um alles das Ew. Majestät gebeten haben, was mir das Ansehen und das Vertrauen gewährt, das zum Wohle der Akademie und zur ehrenvollen Ausfüllung einer Stellung nötig ist, die unter dem Szepter eines Augustus nicht ungeehrt bleiben darf." Friedrich fand das Ansuchen des neuen Präsidenten durchaus gerechtfertigt. Er bewilligte ihm alles, was er wünschte in reichem Maße und sorgte auch für seine persönliche Stellung in der freigiebigsten Weise. Die gesamte wissenschaftliche und finanzielle Leitung ward in seine Hand gelegt, und dies unbegrenzte Vertrauen des Königs blieb nicht unbelohnt. Maupertuis, der durch seinen eigenen Glanz und durch seine vortrefflichen, im wesenlichen bis jetzt festgehaltenen Einrichtungen die preußische Akademie sofort in die erste Reihe der gelehrten Gesellschaften Europas hob, wetteiferte mit dem Könige, dem Protektor und eifrigen Mitarbeiter der Akademie, darin, die vorzüglichsten Instrumente, die trefflichsten Einrichtungen, die besten Kräfte für das neue Institut zu gewinnen. Die französische Sprache, in der von nun an die Publikationen ohne Ausnahme erschienen, sicherten den Arbeiten der Berliner Akademie eine rasche Verbreitung über die ganze gebildete Welt und eine tiefgreifende Wirksamkeit, wie sie trotz des gesteigerten Verkehrs heutzutage unsern deutsch geschriebenen Schriften vielleicht nicht in gleichem Grade beschieden ist. Der König hielt so streng auf die einheitliche französische Abfassung der Abhandlungen, daß der Antrag, den Maupertuis selbst, freilich nicht ganz ernstlich gestellt hatte, für einige Fächer auf Wunsch der betreffenden Akademiker die deutsche oder lateinische Sprache freizugeben, abgelehnt wurde.

Der Eindruck, den Maupertuis' Schöpfung im Inland wie im Ausland machte, war außerordentlich. Daß der Eroberer Schlesiens es vermochte, ein solches Friedenswerk noch rascher fast als seine kriegerische Erwerbung zustande zu bringen, gewann ihm die allgemeine Sympathie der maßgebenden Klassen. Der König fühlte

das wohl und ließ seine Dankbarkeit in herzlichen, ja enthusiastischen Briefen ausströmen. In Versen und in Prosa verherrlicht er seinen lieben Maupertuis und versichert ihm, daß „er allein eine ganze Akademie aufwiege.“

In allen Berufungssachen, die ihm Maupertuis gewissenhaft vorlegt, entscheidet der König fast immer nach seinem Vorschlage; man muß gestehen, daß jener hierin mit großer Unbefangenheit und glücklichem Spürtalente vorgegangen ist. Wenn einzelne ausgezeichnete Gelehrte, wie Haller, nicht gewonnen werden konnten, so lag die Schuld nicht an ihm, wie die umfangreiche, kürzlich zutage gekommene Korrespondenz zwischen beiden deutlich erweist. Nur in einem Punkte hat der König für nötig befunden, Korrekturen eintreten zu lassen, wenn der in den Traditionen der französischen Etikette befangene Edelmann allzu scharf vorging. So klagte er einmal über den Sieur Passavant, der eine Hauslehrerstelle bei einer vornehmen Dame angenommen habe; die soziale Stellung der Akademiker sei gefährdet, wenn sie unter sich Domestiken zählten. Der König antwortete — es ist das einzige Mal — kurz abweisend, und als Maupertuis später noch einmal auf den Sieur Passavant zurückkommt, der nicht nur Hauslehrer sei, sondern auch unerhörte Proben von Faulheit geliefert habe, antwortet der König heiter: „Die Entscheidung hängt vom Gefallen und der höheren Einsicht des Herrn Präsidenten ab. Was mich betrifft, seinen treuen Akademiker, so versichere ich, niemals den Namen meines Kollegen Passavant gehört zu haben, und ich fühle mich persönlich tief gedemütigt durch die Schande, die er Ihrer Akademie angetan hat. Um mir von Ihrer Seite nicht die gleiche Behandlung zuzuziehen, verspreche ich Ihnen hiermit, eine Arbeit für Ihre Maisitzung zu liefern und niemals Hauslehrer irgend eines jungen Mannes werden zu wollen.“ Etwas schärfer spricht er sich aus, als der Präsident einen polnischen Prinzen zum korrespondierenden Mitgliede vorschlug, wozu er, wie der König argwöhnte, weniger durch die angeblichen literarischen Verdienste des Vorgeschlagenen, als durch dessen hohen Rang veranlaßt wurde. „Ich hätte geglaubt, schreibt er Maupertuis am 20. März 1756, als dieser auf den Vorschlag zurückkam, „Sie dächten an die Verse:

Ein Fürst ist für sein Volk ein Gott, den man verehrt:
Für Maupertuis und mich ein Mensch wie andre wert.

Aber da nun einmal die gewöhnlichen Vorurteile von Rang und Geburt auf Ihr philosophisches Haupt Eindruck gemacht haben, so erkläre ich mich mit Ihrem Vorschlage einverstanden." Er knüpft nur die scherzhafte Bedingung daran, Maupertuis solle eine Statistik der Narren bei den übrigen Akademien veranlassen, und wenn sich dann herausstellen sollte, daß die Berliner ein Minus dieser Menschenklasse gegen die anderen aufzuweisen habe, dann könne man sich den polnischen Prinzen gefallen lassen. Er schließt mit den Worten: „Denken Sie an Ihre Gesundheit, denn ohne sie gibt es kein Glück in der Welt; und wenn zwanzig polnische Prinzen in Ihre Akademie aufgenommen werden, so sind sie nicht so viel wert wie ein Viertel Ihrer Lungenspitze. Vale."

Der König berührt hier am Schluß die Krankheit des Präsidenten, die etwa zehn Jahre vorher, im Jahre 1746, zuerst in der Korrespondenz auftaucht und nun nicht mehr aus diesen Blättern verschwindet. Der Pessimismus der beiden Korrespondenten, zu dem sie schon von Hause aus neigen, verschärft sich seitdem zusehends, und die immer deutlicher hervortretende Auszehrung gibt gerechten Anlaß zu elegischen Erörterungen, zu nutzlosen Klagen des Kranken und nutzloseren Ratschlägen des Königs. Maupertuis hatte den Keim zu diesem Siechtum, wie Friedrich annimmt, schon von seiner Polarreise mitgebracht. Freilich, seine feste Konstitution und sein eiserner Wille kämpften lange und zeitweilig mit Glück gegen die markverzehrende Krankheit. Der König sah mit tiefer Wehmut dies blühende und ihm so teure Leben hinschwinden. Zuweilen spricht sich sein Mitgefühl in warmer, fast ergreifender Weise aus. Aber meist versucht er, um die niedergedrückte, oft verzweifelte Stimmung des Kranken zu beleben, seine medizinischen Ratschläge im scherzhaften Gewande vorzuführen. So hatte Maupertuis, als er im Jahre 1747 die Friedrichsrede in der Akademie hielt, seine Lunge so angestrengt, daß er ernstlich krank wurde. Der König schreibt ein paar Tage darauf: „Es war nicht der Mühe wert, mein lieber Maupertuis, sich aus Liebe zu mir heiser zu schreien . . . Ich werde mich ernstlich mit

der Akademie überwerfen, wenn sie Ihnen Krankheit verursacht." Maupertuis hatte wie der König selbst eine ausgesprochene Abneigung gegen die ärztlichen Autoritäten. So ist es begreiflich, daß diese Scherze meist auf Kosten der medizinischen Fakultät bestritten wurden. „Rufen Sie doch," schreibt er ihm einmal, „Lieberkühn und Eller und alle Ihre Vergifter von der Akademie, sie sollen Ihnen ein Gegengift gegen Ihre Krankheit geben. Wenn es ihnen gelingt, Sie zu heilen, so werden sie mich dazu bringen, an den heiligen Äskulap zu glauben, und ich verspreche Apollo, das beste Gedicht, dessen ich fähig bin, zu verbrechen, wenn seine Kunst Sie herausreißt. Ich würde ihm sogar eine Hekatombe zarter Rinder opfern und Spenden ungrischen Nektars. Aber freilich, das gäbe den Theologen Veranlassung, mich auf den Scheiterhaufen zu bringen. So beschränke ich mich denn darauf, herzliche Wünsche für Ihre Genesung auszusprechen." Etwas später wird er dringender. Er benutzte stets offene Wagen statt geschlossener. „In der Tat, Herr Präsident, Sie riskieren allen Barometern und Thermometern unserer Akademie zur Schande den Tod."

29. Königin Luise.

Theodor Mommsen.

Königin Luise. Zwei Festreden von Th. Mommsen und H. v. Treitschke. Berlin, G. Reimer. 1876. S. 25–32.

Wenn das wahre Königsgericht die Erinnerung des Volkes ist, das Angedenken im Segen oder im Fluch an die, die seine Geschicke so oder so bestimmt haben, wenn der lang nachzitternde Schauder oder der nachdauernde Hohn den schlechten, das rasche Vergessenwerden den geringen Herrscher kennzeichnet, so ist es wohl eine Tatsache, die zu denken gibt, daß unter all den Gliedern unseres königlichen Hauses nächst dem Gewaltigen des Herrn, der auch uns noch der alte Fritz ist, kein Name so populär ist, keines Verstorbenen Gedächtnistage so im stillen Innern der vielen begangen werden, wie der Name und die Tage der Königin Luise. Es ist das eines unserer Vorrechte, ein Vorrecht derjenigen preußischen Landesteile, welche den schwarzen

Adler auch flügellahm gekannt, welche die schwere Schule des Leidens, das stolze Bewußtsein der Selbsthilfe mit durchgemacht haben, gegenüber den jüngeren Gliedern unseres volkseinenden Staates: ein Vorrecht aber vor allem gegenüber den anderen Nationen. Unter den zahlreichen Königinnen, welche mit und nach der Königin Luise gekommen und gegangen sind, ist keine zweite, die also noch in lebendiger Erinnerung fortlebte. Kunstvolle Fürstengräber gibt es auch anderswo: aber das Mausoleum in Charlottenburg ist doch nicht bloß einzig durch Rauchs Meisterwerk, sondern ebenso sehr durch die Pietät der ewigen Totenfeier treuer Volksliebe uns wert. —

Vor allen den anderen hohen Frauen des Herrscherhauses der Hohenzollern wird der Name der Königin Luise genannt; es ist das ihr Vorrecht.

Ist dieses Vorrecht auch ein Recht? wie kommt es nur, daß an dieser Frauengestalt ein solcher Sondersegen haftet?

Es ist sehr begreiflich, daß den Frauenbildern, wo sie mächtig und eigenartig in die Geschichte eingreifen, ein besonderer Reiz anhaftet. An großen Kriegern und Staatsmännern ist das praktische Leben wohl immer arm, aber die sammelnde Geschichte, für die auch der Tote noch unter den Lebenden wandelt, besitzt doch dergleichen Bilder in solcher Zahl, daß vielfach die Züge sich wiederholen. Von den wahrhaft historischen Frauen gilt das Gleiche nicht: und es kommt ihnen weiter die Macht des Kontrastes zustatten. Mit gutem Grund bildete die Kunst der Alten die Gestalt der Pallas wie der Themis weiblich. — Aber zu diesem Kreise gehört die Königin Luise nicht. Sie lebt nicht aus dem Grunde in der Erinnerung fort, wie es die Königin Elisabeth von England tat und noch tut; sie gehört nicht in eine Reihe mit Maria Theresia und Katharina der Zweiten. Sie hat es selbst von sich gesagt, daß die Geschichte sie nicht zu den großen Frauen rechnen werde: und es ist dies vollkommen richtig. Sie hat nicht mit unter denen gesessen, die über die Geschicke der Völker berieten; sie hat so wenig in Politik gemacht, wie sie Gedichte hinterlassen oder Bilder gemalt hat . . . Sie hat nicht mitregiert. Nicht ihre Taten haben ihr Gedächtnis in das Herz des Volkes gestiftet, sondern ihr Wesen und Sein, und man kann hinzufügen, ihr Lieben und Leiden.

Ist es denn Frauenlos und Frauenglück unter die Gewaltigen der Geschichte zu zählen und Herrscherkunst und Herrscherleidenschaft im Kopf und im Herzen zu tragen? Königin Luise hätte wohl, wenn das Geschick es von ihr gefordert haben sollte, aus der Pflicht auch die Kraft und den Geist entwickelt, die diese Stellungen erheischen; aber sie ist nicht dazu berufen worden, und sie hat sich immer glücklich gepriesen, vor allem Frau sein zu dürfen, auch als sie Königin war. Sie war eben wie andere Frauen auch, nichts Besonderes und abnorm Geniales, aber die vollendete Weiblichkeit mit all ihrer Schönheit und Reinheit, in all ihrer Anmut und Würde, in aller ihrer Heiterkeit und Hoffnungskraft: eine von vielen und doch die eine unter allen. Als sie siebzehnjährig aus bescheidenen Verhältnissen eintrat in den ihr völlig fremden Kreis des großen glänzenden Hofes, der in der geistigen Verkümmerung des Deutschfranzosentums, in dem Eingeschlafensein auf den ererbten Lorbeeren, wie sie selber später so treffend es aussprach, in der faulen und feilen und feigen Politik und Romantik der nachfridericianischen Epoche verkam, da hat sie, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, diesen Hof reformiert: sie hat die unbefangene Fröhlichkeit wie die gute Zucht und Sitte, das deutsche Du im engsten Kreise der Familie, Goethes und Schillers goldene Worte in jene Kreise eingeführt, die im Begriff schienen zu verstocken und zu verwelschen. Die unverwüstliche Heiterkeit, wie sie dem rechten Mädchen eigen ist, hätte fast die strenge Oberhofmeisterin gezwungen, sich mit auf den Leiterwagen zu setzen, der zur Abwechslung das junge Ehepaar in den Wald fuhr; wenigstens vermochte sie nicht dem unbotmäßigen Übermut im Herzen zu zürnen, als die beiden vor ihren Augen auf dem unköniglichen Gefährt davonrollten. Der frische Lebensmut, die schlagfertige Rede, das gutmütige und heitere Hinnehmen jeder nur irgend erträglichen Eigenart, all diese weiblichen Privilegien waren ihrem Wesen eingeboren. Sie brauchte nicht ihrem Herzen Zwang anzutun, um ihre Würde zu wahren; das war ihre Würde, daß sie ihr Herz frei konnte walten lassen gegen Vornehme wie gegen Geringe und gar nicht anders konnte als in edler Haltung bleiben. Sie bedurfte nichts um glücklich zu sein, als was aller Gebildeten Gemeingut ist;

als sie in den schweren Jahren nach der Jenaer Schlacht auf der einfachen bürgerlichen Villa bei Königsberg lebte, da sprach sie es aus, daß sie habe, was sie brauche: neben dem guten Gewissen gute Bücher und ein gutes Pianoforte.

So lebte sie das beglückte Leben des deutschen Mädchens, der deutschen Frau in den übermütigen Jahren der Jugend wie in der heitern Anfangszeit ihrer Ehe, die junge Mutter im reichen Kranze der Kinder; und so hat sie denn gelitten, als die schrecklichen Jahre herankamen, in denen sie dem Vater schrieb „mit uns ist es aus“ und von dem wohlwollenden französischen Marschall den guten Rat hinnehmen mußte, ihre Juwelen rechtzeitig zu verkaufen, um für die Flucht über die Grenze ihres Königreichs versehen zu sein. Wie es bei rechten Frauen immer der Fall ist, entwickelte erst das Unglück die volle Kraft ihrer Natur, den Scharfblick, das Vertrauen, die Energie, welche in solchen Lagen die Männer oft beschämt. Es ist wunderbar, mit welchem instinktiven Abscheu sie nicht bloß dem Überwinder, sondern auch den moralischen Bundesgenossen desselben in der Heimat, den Lombard und Genossen gegenüberstand; noch wunderbarer wie sie so durchaus nach den rechten Männern griff, wie sie Blüchers Art erfaßte und mit felsenfestem Vertrauen an Stein hielt, dem Mann „großen Herzens und umfassenden Geistes“, wie sie ihn bezeichnet, ihm, der dann der Eckstein der Regeneration Deutschlands geworden ist. Sie vielleicht allein hat nie gezweifelt an Napoleons endlichem Sturz, aber freilich auch nie für sich gehofft ihn zu erleben. Deutlicher als die Männer, die auf die realen Dinge den Blick gerichtet halten mußten, erkannte sie die tönernen Füße des Kolosses, begriff sie den ungeheuren Anachronismus der napoleonischen Weltmonarchie, dieser Rückwendung von dem nationalen Staat der Neuzeit zu der gedankenlosen Großwirtschaft der Eroberung verschollener Geschichtsepochen. Aber sie fühlte es auch, daß ihre zart besaitete Natur nicht bestimmt war, die Erlösung zu schauen, die sie im Geiste ahnte: sie hatte zu viel weinen müssen, um ein langes Leben fertig zu bringen.

Sie ist hingeschieden in der Blüte der Jugend: und jugendlich blühend lebt sie fort in den Herzen der Zeitgenossen und noch der

heutigen Generation. Eben weil sie so war, weder mehr noch weniger war als die deutsche Frau, leuchtet ihr Andenken in diesem ganz einzigen Glanze. Die beiden innigsten Empfindungen, die dem Menschen gegönnt sind, die Ahnung des ewig Weiblichen, wie der Dichter es nennt, und das Opfergefühl sind uns persönlich geworden in der Königin Luise. Jene Verehrung der Frauennatur, welche das rechte Wahrzeichen und der höchste Messer der rechten Zivilisation ist, knüpft nicht an die Semiramischaraktere an, sondern an die Frau, wie sie in der einfachen Entwicklung des gewöhnlichen Lebens uns entgegentritt, an die Rose, die in dem Garten eines jeden blüht, und die hier in ihrer höchsten und reinsten Entfaltung als „schöne Königsrose“ von dem Thron ihren Zauber und ihren Duft über das ganze Land warf. Als dann der Tod vor der Zeit die Rose brach, da gesellte sich zu der Verklärung, die aller Liebe durch den Tod verliehen wird, noch die Empfindung, daß ihr Leben verkürzt worden war durch die Schuld nicht so sehr des französischen Feindes als derjenigen Staatsmänner, die den Vertrag von Schönbrunn abgeschlossen, durch die Schuld der Generale, die die Schlacht bei Jena verloren und Magdeburg und Küstrin dem Feinde überliefert hatten. Das ungeheure Unglück, die tiefe Entehrung des ganzen Landes ward allerdings in allen preußischen Häusern empfunden; aber wie das Königshaus bisher nicht bloß das erste derselben, sondern auch vielleicht das glücklichste und reichste gewesen war, so wurde hier notwendigerweise das allgemeine Geschick in siebenfachem Maße zum häuslichen Unheil. Daß das gebrochene Lebensglück den Tod der Königin beschleunigt hat, ist wahrscheinlich tatsächlich richtig, auf jeden Fall war es allgemeine und im idealen Sinn zweifellos berechtigte Überzeugung des Volkes. Daraus erklärt sich die Empfindung, die ihr jähes Abscheiden überall hervorrief. Es war nicht bloß die Trauer um den Verlust der vielgeliebten Fürstin, es war mehr noch die tiefe Erbitterung gegen jenen kaiserlichen Verunglimpfer deutscher Frauentugend und alle die Seinen; vor allem aber die unermeßliche Reue über die eigene Mitschuld an dem Unheil des Landes, an welchem der Königin Herz gebrochen war. Und die kräftigen und adligen Naturen übersetzten dann die Reue über das Vergangene in

die Hoffnung auf die Zukunft unter Einsetzung der ganzen Existenz des Volkes selbst wie jedes einzelnen Bürgers. Wenn es einst dem Lande gelang, sich zu erheben und sich zu befreien, wie Luise nie aufgehört hatte zu hoffen, so war sie nicht bloß der Ehre des Landes nachgestorben, sondern sie hatte diese Ehre auch wieder von den Toten erweckt. Dann war ihr Tod ein Opfertod im höchsten Sinne des Wortes. Nicht der Soldat opfert sich für das Vaterland, wenn er auf dem Schlachtfelde sein Leben läßt: er tut seine Pflicht, und es ist Männerlos im Kampfe zu fallen. Aber wenn die schönste und reinste und erste Frau des Landes an den Folgen der Feigheit der Staats- und Kriegsmänner stirbt, da ist das Opfer gebracht; es muß schuldlos und seiner eigenen Opferung unbewußt sein, damit es vollständig sei. So faßte das Land ihren Hingang. Durch die ganze glorreiche Siegeszeit geht es wie ein schmerzlicher Nachklang, wie die Erinnerung an eine mit dem besten Blut gesühnte und doch nie ganz auszulöschende Schuld, daß Luise nicht den Breslauer Aufruf vernommen, nicht die Leipziger Schlacht erlebt, nicht die Viktoria abermals auf ihrem alten Platz am Brandenburger Tor geschaut hat.

30. Kaiser Wilhelm I.

Otto Fürst von Bismarck.

Gedanken und Erinnerungen. Bd. 2. Stuttgart, Cotta 1898. S. 280—282, 288—290.

Von dem Augenblicke des Antritts der Regentschaft an hatte Prinz Wilhelm den Mangel an geschäftlicher Vorbildung so lebhaft empfunden, daß er keine Arbeit Tag und Nacht scheute, um denselben abzuhelfen. Wenn er „Staatsgeschäfte erledigte", so arbeitete er wirklich, mit vollem Ernst und voller Gewissenhaftigkeit. Er las alle Eingänge, nicht bloß die, welche ihn anzogen, studierte die Verträge und Gesetze, um sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Er kannte keine Vergnügung, die den Staatsgeschäften Zeit entzogen hätte. Er las niemals Romane oder sonst Bücher, die nicht Bezug auf seinen Herrscherberuf hatten. Er rauchte nicht, spielte nicht

Karten. Wenn nach einem Jagddiner in Wusterhausen die Gesellschaft sich in das Zimmer begab, in dem Friedrich Wilhelm I. das Tabakskollegium zu versammeln pflegte, so ließ er sich, damit die Anwesenden in seiner Gegenwart rauchen durften, eine der langen holländischen Tonpfeifen reichen, tat einige Züge und legte sie mit einem krausen Gesicht aus der Hand. Als er in Frankfurt, damals noch Prinz von Preußen, auf einem Balle in ein Zimmer geriet, in dem Hazard gespielt wurde, sagte er zu mir: „Ich will doch auch einmal mein Glück versuchen, habe aber kein Geld bei mir, geben Sie mir etwas." Da auch ich kein Geld bei mir zu tragen pflegte, so half der Graf Theodor Stolberg aus. Der Prinz setzte einige Male einen Taler, verlor jedesmal und verließ das Zimmer. Seine einzige Erholung war, nach einem arbeitsvollen Tage in seiner Theaterloge zu sitzen; aber auch dort durfte ich als Minister ihn in dringenden Fällen aufsuchen, um ihm in dem kleinen Zimmer vor der Loge Vorträge zu halten und Unterschriften entgegenzunehmen. Obschon er der Nachtruhe dermaßen bedürftig war, daß er schon über eine schlechte Nacht klagte, wenn er zweimal, und über Schlaflosigkeit, wenn er dreimal erwacht war, so habe ich niemals den leisesten Zug von Verdrießlichkeit wahrgenommen, wenn man ihn unter schwierigen Verhältnissen um 2 oder 3 Uhr weckte, um eine eilige Entscheidung zu erbitten.

Neben dem Fleiße, zu dem ihn sein hohes Pflichtgefühlt trieb, kam ihm in Erfüllung seiner Regentenpflicht ein ungewöhnliches Maß von klarem, durch Erlerntes weder unterstützten noch beeinträchtigten gesunden Menschenverstande, common sense, zu statten. Hinderlich für das Verständnis der Geschäfte war die Zähigkeit, mit der er an fürstlichen, militärischen und lokalen Traditionen hing; jeder Verzicht auf solche, jede Wendung zu neuen Bahnen, wie sie der Lauf der Ereignisse notwendig machte, wurde ihm schwer und erschien ihm leicht im Lichte von etwas Unerlaubtem oder Unwürdigem. Wie an Personen seiner Umgebung und an Sachen seines Gebrauchs, so hielt er auch an Eindrücken und Überzeugungen fest, unter der Mitwirkung der Erinnerung an das, was sein Vater in ähnlichen Lagen getan haben würde; insbesondere im

französischen Kriege hatte er die Erinnerung an den parallelen Verlauf der Freiheitskriege immer vor Augen.

König Wilhelm, der mich während der schleswig-holsteinischen Episode einmal vorwurfsvoll fragte: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?" weil ich mich seiner durch häusliche Einflüsse bedingten Neigung, ein neues gegen Preußen stimmendes Großherzogtum in Kiel zu schaffen, widersetzte, derselbe Herr war, wenn er, ohne durch polititsche Gedanken angekränkelt zu sein, in naturwüchsiger Freiheit seinen Empfindungen folgte, einer der entschlossensten Partikularisten unter den deutschen Fürsten, in der Richtung eines patriotischen und konservativ gesinnten preußischen Offiziers aus der Zeit seines Vaters. Der Einfluß seiner Gemahlin brachte ihn in reifern Jahren in Opposition gegen das traditionelle Prinzip, und die Unfähigkeit seiner Minister der Neuen Ära, und das überstürzende Ungeschick der liberalen Parlamentarier in der Konfliktszeit weckte in ihm wiederum den alten Pulsschlag des preußischen Prinzen und Offiziers, zumal er mit der Frage, ob die Bahn, die er einschlug, gefährlich sei, niemals rechnete. Wenn er überzeugt war, daß Pflicht und Ehre, oder eins von beiden, ihm geboten, einen Weg zu betreten, so ging er ihn ohne Rücksicht auf die Gefahren, denen er ausgesetzt sein konnte, in der Politik, ebenso wie auf dem Schlachtfelde. Einzuschüchtern war er nicht. Die Königin war es, und das Bedürfnis des häuslichen Friedens mit ihr war ein unberechenbares Gewicht, aber parlamentarische Grobheiten oder Drohungen hatten nur die Wirkung, seine Entschlossenheit im Widerstande zu stärken. Mit dieser Eigenschaft hatten die Minister der Neuen Ära und ihre parlamentarischen Stützen und Gefolgschaften niemals gerechnet. Graf Schwerin war in seinem Mißverstehen dieses furchtlosen Offiziers auf dem Throne so weit gegangen, zu glauben, ihn durch Überhebung und Mangel an Höflichkeit einschüchtern zu können. In diesen Vorgängen lag der Wendepunkt des Einflusses der Minister der Neuen Ära, der Altliberalen und der Bethmann-Hollwegschen Partei, von dem ab die Bewegung rückläufig wurde, die Leitung in Roons Hände fiel, und der Ministerpräsident Fürst Hohenzollern mit seinem Adjunkten Auerswald meinen Eintritt in das Ministerium wünschten.

Die Königin und Schleinitz verhinderten ihn einstweilen noch, als ich im Frühjahr 1860 in Berlin war, aber die Äußerlichkeiten, die zwischen dem Herrn und seinen Ministern vorgekommmen waren, hatten in die gegenseitigen Beziehungen doch einen Riß gebracht, der nicht mehr vernarbte . . .

Das Schwergewicht, das nach dem Antritt der Regentschaft der Wille und die Überzeugung des Prinzen von Preußen und späteren Kaisers auf dem außermilitärischen, dem politischen Gebiete darstellte, war das eigenste Produkt der mächtigen und vornehmen Natur, die diesem Fürsten, unabhängig von der ihm zuteil gewordenen Erziehung, angeboren war. Der Ausdruck „königlich vornehm" ist prägnant für seine Erscheinung. Die Eitelkeit kann bei Monarchen ein Sporn zu Taten und zur Arbeit für das Glück ihrer Untertanen sein. Friedrich der Große war nicht frei davon; sein erster Tatendrang entsprang dem Verlangen nach historischem Ruhm; ob diese Triebfeder gegen das Ende seiner Regierung, wie man sagt, degenerierte, ob er dem Wunsche innerlich Gehör gab, daß die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge, lasse ich unerörtert. Eine dichterische Ergießung datierte er von dem Tage vor einer Schlacht und teilte sie brieflich mit der Unterschrift mit: Pas trop mal à la veille d'une bataille.

Eine Eitelkeit der Art war dem Kaiser Wilhelm I. durchaus fremd; dagegen war ihm die Furcht vor berechtigter Kritik der Mit- und Nachwelt in hohem Maße eigen. Er war darin ganz preußischer Offizier, der, sobald er durch höheren Befehl gedeckt ist, ohne Schwanken dem sicheren Tode entgegengeht, aber durch die Furcht vor dem Tadel des Vorgesetzten und der öffentlichen Meinung in zweifelnde Unsicherheit gerät, die ihn das Falsche wählen läßt. Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicher Würde würde er gedacht haben: wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.

Monarch und Parlament hatten einander in schweren inneren Kämpfen gegenseitig kennen und achten gelernt; die Ehrlichkeit der königlichen Würde, die sichre Ruhe des Königs hatten schließlich die

Achtung auch seiner Gegner erzwungen, und der König selbst war durch sein hohes persönliches Ehrgefühl zu einer gerechten Beurteilung der beiderseitigen Situationen befähigt. Das Gefühl der Gerechtigkeit nicht bloß seinen Freunden und seinen Dienern gegenüber, sondern auch im Kampfe mit seinen Gegnern beherrschte ihn. Er war ein gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze noblesse oblige dispensiert fühlte; sein Verhalten in der innern wie in der äußern Politik war den Grundsätzen des Kavaliers alter Schule und des normalen preußischen Offiziersgefühls jederzeit untergeordnet. Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinem feinen Gefühl für königliche Würde und Pflicht zu nah getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei „jeder Zoll ein König", und zwar ein gerechter und wohlwollender König und ehrliebender Offizier, den der Gedanke an seine preußisches porte-épée auf richtigem Wege erhielt.

Der Kaiser konnte heftig werden, ließ sich aber in der Diskussion von der etwaigen Heftigkeit dessen, mit dem er diskutierte, nicht anstecken, sondern brach dann die Unterredung vornehm freundlich ab. Ausbrüche wie in Versailles bei Abwehr des Kaisertitels waren sehr selten. Wenn er heftig wurde gegen Leute, denen er wohlwollte, wie dem Grafen Roon oder mir, so war er entweder durch den Gegenstand selbst erregt oder durch fremde, außeramtliche Besprechungen vorher an Auffassungen gebunden, die sich sachlich nicht vertreten ließen. Graf Roon hörte dergleichen Explosionen an, wie ein Militär in der Front den Verweis eines hohen Vorgesetzten, den er nicht verdient zu haben glaubt, aber er litt nervös darunter und sekundär auch körperlich. Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers, die ich seltener erlebte als Roon, niemals kontagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurechtgelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte, wie Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major habe, gegen die zu reagieren mir nicht ge-

geben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereignis, auf das ich mich einrichten müsse; und wenn mir das nicht gelang, so hatte ich eben mein Aufgabe nicht richtig angegriffen. Dieser mein Eindruck beruhte nicht auf meiner generellen Auffassung der Stellung eines Königs von Gottes Gnaden zu seinem Diener, sondern auf meiner persönlichen Liebe zu Kaiser Wilhelm I. Ihm gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebenso wenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause. Es hinderte das nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständnis oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, die von Ihrer Majestät oder von konfessionellen oder freimaurerischen Hofintriganten ausging, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt haben, den ich heut in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses.

31. Bismarck.

Rudolf Haym.

Rede bei der Feier zum Gedächtnis des Fürsten Bismarck gehalten in der Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 2. Nov. 1898. Halle a. S. 1898. S. 9—12.

Bei der Schätzung des staatsmännischen Genius des Fürsten Bismarck werden künftige Generationen, glaube ich, allezeit in erster Linie die für seine spätere Schöpfung grundlegenden Schritte, die Befreiung Schleswig-Holsteins und die Sicherstellung der preußischen Hegemonie durch die Ausscheidung Österreichs obenanstellen. Ein Glanz noch anderer Art ruht auf dem vollendeten Werke. Die Wiederherstellung des ehemaligen Deutschen Reichs in ungeahnter Macht und Herrlichkeit ist das Staunen und der Neid der Welt. Die Erfüllung der alten Sehnsucht deutscher Herzen hebt unsre Brust höher und

richtet uns das Haupt auf, so oft wir daran gedenken. Unverlöschlich ist unsrer Phantasie das Bild eingeprägt: Bismarck nach der Schlacht bei Sedan dem besiegten und gefangenen Napoleon gegenüber, oder Bismarck in der Friedensunterhandlung den französischen Unterhändlern unerbittlich das Gesetz des Siegers aufzwingend, alte deutsche Lande dem Reiche wieder zuführend. Aber alle jene epochemachenden Momente mit all der leidenschaftlichen Spannung und all den aufreibenden Kämpfen, womit wir sie uns verbunden denken müssen, machen doch nur die Hälfte von Bismarcks Lebenswerk aus und decken sich allein nicht mit der politischen Größe des Mannes.

Noch zwei Dezennien haben wir den Gewaltigen am Regiment gesehen. Nun erst lieferte er den Beweis, daß das neue staatliche Gebilde mit seiner klug abgewogenen Verbindung aristokratischer und demokratischer Elemente kein Impromptu genialen Wollens und Könnens sei. Er hatte es geschaffen und fuhr fort es zu schaffen. Und auch diese erhaltende, weiterbildende Tätigkeit trug dieselben Züge, die sein früheres politisches Wirken kennzeichnen. In allewege wußte er, auch auf der Höhe des Erfolges, die Überhebung, der die Nemesis folgt, das, was er selbst die „Bonapartische Ruchlosigkeit“ genannt hat, zu vermeiden. Allezeit, zweitens, richtete er, dem Prunkenden und Prahlerischen, dem bloß Rhetorischen und Dekorativen abhold, seinen Sinn auf das Erreichbar-Beste, auf das Solide und Reale. So hat er mit unermüdlicher Wachsamkeit das Hausrecht der Selbstbestimmung gegen den lauernden Rachedurst des böseſten, gegen die Unfreundlichkeiten mißtrauischer oder verstimmter Nachbarn zu wahren verstanden, immer in der einen Hand das geschliffene Schwert, in der anderen die weiße Flagge und den Ölzweig! Wie? Hat er nicht ebendadurch Deutschland zum Schiedsrichter Europas gemacht? nicht ebendadurch in allen Weltteilen, wo irgend deutsche Reichsangehörige wohnen, ihre Herzen mit Stolz auf den deutschen Namen, mit Zuversicht auf den Schutz des deutschen Adlers erfüllt? Hat er nicht die Völker ringsum Furcht vor unsrer Kraft und Glauben an unsre Ehrlichkeit und Verträglichkeit gelehrt? Haben sie nicht, willig oder unwillig, erfahren, daß der Bestand dieses

Reichs schlechterdings die sicherste Friedensbürgschaft sei? Die Schöpfung von 1866 und 1871 wäre ja unfertig gewesen, wenn nicht mit dem ausgeschiedenen Österreich volle, zuverlässige Versöhnung und ein den beiderseitigen Interessen entsprechender Freundschaftsbund gefolgt wäre. Den Bund mit Österreich-Ungarn ohne ernste Verfeindung mit Rußland, den Bund mit Italien im Einverständnis mit Österreich zustande zu bringen — war das nicht dieselbe machtschaffende Staatskunst, welche zuvor über die jahrhundertalte Eifersucht der deutschen Stämme und Dynastien triumphiert hatte? Mehr als das. Mit gleichem Eifer nahm er die innere Arbeit auf seine Schultern. Eine gesetzgeberische Tätigkeit ohnegleichen, bestimmt, die Reste unsres bisherigen vielgestaltigen Sonderlebens und der bisherigen Unmündigkeit zu beseitigen, bezeichnet die erste Epoche des neuen deuschen Verfassungslebens. Aber der Tag lehrte den Tag, und der festeste der Menschen war zugleich der bereiteste zu lernen und umzulernen. Der Befestigung der Einheit, der Bereicherung und der finanziellen Verselbständigung des neuen Staates galt die scharfe Wendung, die der Kanzler demnächst seiner Wirtschaftspolitik in der Richtung des Schutzes der nationalen Arbeit gab. Und mit dieser Wendung verflocht sich sein Kampf gegen die ihr Haupt immer drohender erhebende soziale Gefahr. Er hatte selber, in vielleicht allzu kühnem Vertrauen zu dem gesunden Verstande der Massen, der Begehrlichkeit und dem Herrschaftsgelüst dieser Massen die Tore weit geöffnet. Unmöglich, das um sich greifende Feuer auszutreten. Um es zu dämpfen, um es in Zukunft vielleicht zu löschen, schritt er zu einem großgedachten System human sozialer Politik, einem System zuvorkommender Abhilfe und Fürsorge für die Schwachen. Es waren zum Teil jähe Umschwünge, an die wir uns gewöhnen mußten. Der willensstarke, herrische Mann, hart gegen andre wie gegen sich selbst, unduldsam gegen die Unfähigkeit, nicht gewohnt, sich in seinen wohlerwogenen Plänen kreuzen zu lassen, — mit verletzender Rücksichtslosigkeit schritt er gelegentlich über Personen und Parteien hinweg seinen neuen Zielen entgegen. Er brach mit seinen konservativen Freunden, er schob jetzt seine liberalen Gehilfen beiseite, ja er sah sich — zum

erstenmal in seinem Leben — gezwungen, auch mit denjenigen seiner Gegner den Frieden zu suchen, die er nicht besiegt, sondern nur aufs heftigste gereizt und bedroht hatte. Fast will es scheinen — ich spreche es mit allem Vorbehalt aus — jenes glückliche Augenmaß, dessen sich der Kanzler in der Abschätzung der Macht seiner auswärtigen Gegner mit Recht rühmte, wohnte ihm nicht in gleichem Grade bei der Beurteilung seiner kirchlichen Gegner, bei dem stürmischen Versuche bei, ihre Herrschaftsansprüche durch das Recht der weltlichen Macht in Schranken zu weisen. Sei dem indes wie ihm wolle: launische Willkür oder Wankelmut war es nicht, was ihn die Werkzeuge wechseln und die Kampfmittel suchen hieß, wo er sie fand; nicht das, — sondern was denn sonst als Eifer für seine eigene Schöpfung, als der Gedanke an das gemeine Beste, als Liebe, leidenschaftliche Liebe des Vaterlands?

Die letzten Zeiten seiner ministeriellen Laufbahn waren prüfungsreiche Zeiten. In den Schmerz um den Heimgang seines königlichen Herrn mischte sich die Sorge um des Reiches nächste Zukunft. Es waren für uns alle Tage banger, trauervoller Erwartung. Ohne Stoß und Erschütterung, mit fester und vorsichtiger Hand leitete da der bewährte Zugführer langsam den Zug über die unsichere Wegstrecke auf das neue Geleise hinüber. Und alsbald ließ sich bei dem Regierungsantritt des jungen Kaisers, unsres gegenwärtigen erhabenen Herrn, alles dazu an, daß der alte Kurs unverändert werde innegehalten werden. Ein glänzender Moment und ein ergreifendes Bild: der alte erprobte Vertrauensmann, der dem Enkel das Reich schirmen helfen werde, das er dem Großvater erringen helfen! Nur zwanzig Monate weiter jedoch, und die Szene hatte sich völlig verwandelt. Trennung und Entlassung. Wir verstanden nicht, warum das geschehen mußte, und, wenn es nach der Natur der Persönlichkeiten unvermeidlich war, warum es in dieser Weise geschehen mußte. Des Fürsten selbstgewählte Grabschrift lautet: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“; sie schneidet scharf ab gegen den neuen Herrn. Scharf hatte auch dieser abgeschnitten, aber wir dankten es ihm, daß sein edler Sinn es seinem Herrschergefühl abgewann, nach Ausgleichung und Annäherung zu streben. Denn in der Vorstellung

unsres Volkes war der, der das Reich nicht mehr leitete und den Kaiser nicht mehr beriet, dennoch in gewisser Weise noch immer der Vertreter von Kaiser und Reich. Er, der Altreichskanzler, war der einzige noch übrige volle Zeuge, vielmehr der eigentliche Anfänger und Vollender der nationalen Wiedergeburt, Deutschlands größter Sohn und Bürger, dem von nah und fern her das dankbare Vaterland zu huldigen sich nicht genug tun konnte. Und noch lebte und wirkte er. Die Muße eines Landedelmanns, in die er sich so oft aus der aufreibenden Ruhelosigkeit des öffentlichen Lebens gesehnt hatte, sie war ihm nun zuteil geworden. Er hätte sich ausschließlich den Arbeiten der Landwirtschaft und den Lieblingsbeschäftigungen seiner jüngeren Jahre widmen können. Aber in die Einsamkeit seiner Wälder und die friedliche Stille seines Hauses folgten ihm die Bilder der Vergangenheit und der sorgenvolle Anteil an den ferneren Geschicken des Reichs. Zwar auf den Gang der öffentlichen Dinge übte er keinen unmittelbaren Einfluß mehr; sein erleuchtetes Urteil fiel im Ratssaal und bei den Verhandlungen von Staat zu Staat nicht mehr in die Wagschale; das Runzeln seiner Stirn und das Feuer seiner Augen hielt seine Gegner nicht mehr in Furcht und erfüllte seine Anhänger nicht mehr mit Zuversicht. Er fuhr trotzdem fort, seine Stimme zu erheben und auf die Meinungen und Gesinnungen der Menschen eine mächtige Wirkung zu üben. Der große Staatsredner, dessen Worte so oft die Wirklichkeit der Dinge den Hörern bedächtig und gewissenhaft vorgewogen und dann wieder wie leuchtende Blitze dahergefahren waren, der Redner des Reichstags war jetzt zum Tribunen und zum Volksredner geworden. Erst jetzt hielt er offene, vertrauliche Zwiesprache mit seinem Volksgenossen. Freigebig schüttete er „Erinnerungen und Gedanken" vor ihnen aus. Faßlich für jedermann, in großen Zügen erläuterte er immer von neuem den Sinn seines Lebenswerks. Für jede Huldigung zahlte er mit Sprüchen guter, reifer politischer Weisheit. Er hielt uns unsre Schwächen und Untugenden vor; er ermahnte, strafte, warnte, er erzog uns, — aber immer zuletzt hieß er uns guten Mutes sein, das Erworbene schützen und es treu behaupten.

32. Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff.

Aus der Rede: „Neujahr 1900“ zur Feier des Jahrhundertwechsels, gehalten in der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 13. Januar 1900. S. 9—17.

Was immerdar im Gedächtnisse der Menschen den Hauptinhalt des neunzehnten Jahrhunderts bilden wird, das ist die Erhebung Deutschlands zu einer Weltmacht, aber nicht nur politisch, sondern durch all das Unübersehbare, was die deutsche Arbeit, die der Hand und die des Hirnes, geleistet hat, für uns und für die ganze Menschheit. Wir sagen das nicht in dem nationalistischen Dünkel, den jeder Deutsche, der die wirkliche Geschichte seines Volkes leidlich kennt, verabscheut. Wir haben nur die Freude, daß wir den Völkern älterer Kultur die Schuld der Dankbarkeit für jahrhundertelange Belehrung und Erziehung heimgezahlt haben und ihnen endlich ebenbürtig geworden sind. Voller Bewunderung und ohne jede Regung des Neides sehen wir, wie das russische Volk sich in derselben Spanne Zeit neben uns machtvoll erhoben hat, herrschend vom finnischen Meere bis an den Stillen Ozean, wie es über den Kaukasus und den Oxus und Jaxartes hinabgezogen ist, arische Kultur tragend über die Steppen Turans, aus denen so oft kulturmordende Horden westwärts gezogen waren, bis es die Spuren des großen Alexander erreichte. Und wohl noch Größeres ist es, daß dieses Volk, dessen Gebildete sich vor hundert Jahren der heimischen Sprache fast schämten, nun Dichtungen aufzuweisen hat, denen alle Gebildeten lauschen. Ebenso bewundernd sehen wir jenseits des Ozeans nach dem ersten Jahrhundert der Freiheit nicht nur einen Weltteil besiedelt und ein machtvolles Reich gegründet, sondern eine neue Volksindividualität im Werden, und eine eigene Kultur, die sich bereits anschickt, der alten Welt, was sie an Kulturüberlieferungen empfing, mit neuen Schöpfungen zu vergelten.

Allein gerade wenn wir das Erstehen und Erstarken anderer Völker als einen Gewinn für die Menschheit freudig begrüßen und gern glauben, daß ein Ereignis fremden Ruhmes das zwanzigste Jahrhundert abgrenzen wird, haben wir das Recht, uns in festlicher Stunde einzugestehen, daß das Köstlichste, was die Menschheit im

neunzehnten Jahrhundert gewonnen hat, den Stempel deutschen Ursprungs trägt. Da das Jahrhundert beginnt, steht unsere Dichtung im Zenit; für das Ausland hatte sie bisher überhaupt nicht existiert: jetzt bringt Frau von Staël sie der französischlesenden, d. h. der gebildeten Welt näher; bald erhebt sich in England Thomas Carlyle als Prophet der ganzen Heroengestalt Goethes, und hinfort hat keiner an der wirklichen Kultur seiner Zeit mehr teil, der sich nicht an dieser Sonne von Poesie und Weisheit gewärmt hat. Bald tritt die deutsche Musik hinzu als eine völlig neue Offenbarung, und obwohl sie in steigendem Maße das nationale Element betont, ist sie doch die Musik der Menschheit geworden. Durch die altüberlieferte Logik und Metaphysik hat Immanuel Kant einen Strich gemacht, wie Goethe noch ein Sohn des vorigen Jahrhunderts. Erst durch ihn ist Aristoteles überwunden. Und gleich wird in Deutschland von neuem der Versuch gemacht, in der weltumspannenden Weise des Aristoteles, aber auf neuen Grundlagen, das ganze Gebiet der Erfahrung und des Gedankens, das Leben der Natur und der Seele, mit philosophischem Blicke zu überschauen und zu durchschauen, und neben die titanische Kühnheit des neuen Idealismus treten die neubelebten, wirklich erst durch die Philosophie zur Wissenschaftlichkeit erhobenen Disziplinen. Auch diese deutschen Gedanken fliegen befruchtend über die weite Welt, dort zu keimen und neue Früchte zu zeitigen.

Dieses Deutschland stand lange schon groß da, ehe Deutschland eine politische und wirtschaftliche Einheit und Macht ward. Eine solche zu begründen ist der Gedanke nicht vermögend: dazu bedarf es der Tat. Damit ein Volk in der Gesellschaft der Völker etwas bedeute, muß es durch mächtige Taten sich seinen Platz nehmen und muß ihn durch furchtgebietende Macht behaupten. Auch das haben die Deutschen getan. Wir wollen der großen Männer der Tat nicht des breiteren gedenken, wir wollen heut so wenig von Sadowa und Sedan reden, wie Perikles von Marathon und Salamis, als er Athens Staat und Athens Kultur pries. Unserer Helden Namen stehen in unserem Herzen geschrieben, und die Welt wird sie nie vergessen. Rufen wir lieber in unser Gedächtnis, wie vieles von vielen geleistet werden mußte, damit die Aufrichtung des deutschen Staates

gelingen konnte, und vollends, damit dieser Staat nicht ein bloßes Gebilde militärisch politischer Macht würde und bliebe. Da verdienen wieder die edlen Männer den Ehrenplatz, die das neue Preußen an Stelle des friederizianischen aufgebaut haben, die Aufgaben des Staates, die Pflichten und die Würde seiner Bürger mit so hohem Sinne abwägend, und mit besonnenster Kühnheit die großen Gedanken der Revolution mit dem geschichtlich Gegebenen verbindend, daß der Grund, den sie gelegt haben, nur mit dem preußischen Staate zerstört werden kann. Und als in der Ermattung nach den Freiheitskämpfen die Krönung ihres Gebäudes in ihrem Sinne unterblieb, da hatten sie dem unter dem innerlich überlebten Absolutismus regierenden Beamtentume so viel doch von ihrem Geiste übermacht, daß es das Ziel des Gesamtwohles nicht aus den Augen verlor, und in der Ordnung der Steuern und Zölle lebte der schöpferische Geist weiter und bereitete durch wirtschaftlichen Zusammenschluß die Ausgleichung der Stammesgegensätze vor. Aber auch die erfolgreiche Arbeit darf nicht vergessen werden, die aus den künstlich geschaffenen süddeutschen Staaten lebenskräftige Einheiten zusammengeschweißt hat, die unser Reich am sichersten vor jener zentralistischen Verödung bewahren, an der wir andere Völker kranken sehen. Als König Ludwig von Bayern vollends seine Hauptstadt künstlich zu einem Sitze der Künste machte, als das Blut der neuen deutschen Bildung auch durch dieses edle Glied unseres Volkes rascher zu zirkulieren begann, da hat er und haben gleichermaßen seine Nachfolger an unserem Reiche gebaut, und auch ihre Werke schauen wir mit nationalem Stolze an. Gern würden wir an solchem Tage alle trüben und beschämenden Erinnerungen an Hader und Blut, an Beschränktheit und Verblendung verbannen: aber der Blüte edler Jünglinge muß mindestens in der Aula einer Universität gedacht werden, die für den Glauben an das einige und freie Vaterland von schnöder Ungerechtigkeit und Beamtenwillkür gemartert worden sind, gar mancher, bis er innerlich zerbrach, andere, bis sie den Boden der Heimat flohen und im Auslande schon durch ihre Anwesenheit die Achtung vor einem Staate herabsetzen mußten, der solche Söhne nicht ertragen wollte. Und doch waren diese schwärmerischen Jünglinge und nicht ihre Bedrücker die Träger des

Geistes von 1813 und 1870. Darum mußte das Regiment, das den Geist seines eigenen Staates, den es nicht verstand, mit Gewalt ersticken wollte, hilflos und ruhmlos zusammenbrechen, vor der Geschichte aber hat es allein die Verantwortung dafür zu tragen, daß unserem gesetzlichen und treuen Volke der gewaltsame Umsturz des Frühlings 1848 nicht erspart blieb. Der revolutionäre Ursprung, die kurze Dauer und das klanglose Ende des ersten deutschen Parlamentes, vielleicht noch mehr der Druck des folgenden dumpfen Jahrzehnts und der Glanz des späteren Erfolges, der auf so ganz anderen Wegen erreicht ward, haben die verschwenderische Fülle von edelstem Wollen und von glänzendstem Talente vielfach verkennen lassen, die 1848 wahrlich nicht fehlten. Immer wieder müssen wir beklagen, daß Heinrich von Treitschke uns dieses Jahr nicht mehr hat erzählen können, wie er denn der einzige wäre, der heute würdig von diesem Platze reden könnte; er war durch den Fortgang seines herrlichen Geschichtswerkes immer mehr befähigt worden, jedes Streben zu begreifen und anzuerkennen, das dem großen Ganzen redlich gedient hatte. Hoffen wir, daß ein anderer es verstehen werde, diese Lücke in der Kenntnis unserer eignen Vergangenheit zu füllen. Das aber kann man vorgreifend sagen, daß das deutsche Volk niemals eine seiner würdigere Vertretung gehabt hat als in der Paulskirche. Und was die Ergebnisse der Revolutionszeit angeht, so stünde es dem Preußen gerade übel an, sie gering zu schätzen. Ist doch unsere Verfassung, die in wenig Tagen das erste halbe Jahrhundert ihres Bestehens erlebt, auch eine ihrer Früchte, und wäre es nicht die nackteste Undankbarkeit, wenn man leugnete, daß sie sich bewährt hat, vielleicht gerade deshalb, weil sie bei ihrem Erscheinen kaum einen befriedigte?

Nichts hört man gegen die Männer von 1848 häufiger aussprechen als den Vorwurf des Doktrinarismus. Gewiß ist er nicht unverdient, nur gilt er viel weiter. Es war aus dem großartigen Aufschwunge von Poesie, Philosophie und Wissenschaft eine Überschätzung der intellektuellen Bildung erwachsen, so daß man von dem Manne, wenn er für voll gelten wollte, eine ganz bestimmte Summe von Kenntnissen verlangte, und zwar von der Art, die jene klassizistisch

und philosophisch gerichtete Zeit vor allem schätzte. Diesen Anschauungen kam der Staat bereitwillig entgegen, so mißtrauisch er jede Initiative der Bürger ansah. So ward ein Ideal von allgemeiner Bildung aufgestellt, deren Vollbesitz oder wenigstens seine staatliche Bescheinigung, den „gebildeten Menschen", das deutsche Äquivalent des englischen Gentleman, machen sollte. Und dann stufte man neue Kasten ab, je nachdem jemand drei oder auch nur ein Fünftel dieser Bildung erhalten hatte. Und es wurden im Gegensatz zu früherer Roheit Bildungshochmut und Bildungsheuchelei spezifisch deutsche Laster. Ein Papier mit dem ominösen Namen Maturitätszeugnis ward der neue Adelsbrief, und mancher scheute sich, seinen Nebenmenschen als gleichberechtigt anzuerkennen, weil ihm die Gelegenheit gefehlt hatte, die Verba auf mi und die Kettenbrüche gleichfalls zu vergessen. Demgegenüber kann der Segen nicht hoch genug geschätzt werden, und eine Stätte intellektueller Bildung hat erst recht die Pflicht zu rühmen, daß doch eine Institution bestand, die Erziehung bot, wie sie jedem not tut, durch Gehorsam zur Selbständigkeit, durch Dienst zur Freiheit: das preußische Heer. Dies Heer blieb denn auch aufrecht stehen, als so vieles im Staate zerbrach, bewahrte seinen Kriegsherren mit Selbstüberwindung die Treue und zertrat rasch die Brände offener Rebellion. Leider konnten die klugen und feinen Geister in Frankfurt dieses Heer wirklich nicht kennen, und die öffentliche Meinung blieb eingeschworen auf die englische Verachtung des Kriegsdienstes und wähnte, mit Spiel und Sport in Schützen- und Turnvereinen dasselbe zu leisten. So konnte das Widersinnige geschehen, daß die volkstümlichste Maßregel, die die nationale Hochschule wirklich allen preußischen Jünglingen erschließen wollte, auf den Widerstand des Volkes stieß. Und wenn die großen Siege des Heeres dann auch das Urteil König Wilhelms rechtfertigten, den noch die spätesten Enkel als die Verkörperung der Tugenden des preußischen Offiziers verehren werden, so ist die Vorstellung doch nicht ausgerottet, daß wir das Heer für den Krieg unterhielten. Wir wollen gar keinen Krieg, wenn wir auch wissen und loben, daß die Natur der Gewitterstürme nicht entraten kann. Aber wenn sich auch die lange Friedenszeit, deren wir uns erfreuen, noch weithin ausdehnen sollte, unseres Heeres

können wir nimmer entraten, damit wir ein Volk von Männern bleiben. Denken wir uns einmal den Typus des modernen deutschen Mannes, wie er Pflugschar, Hammer und Mauerkelle führt, und daneben den Typus seines Urgroßvaters. Jener trug immer noch die Züge, die die volkstümliche Kunst der Reformationszeit als Karsthans so oft gebildet hat; hier sehen wir selbstbewußte, aufrechte Männer, wie sie die Gildenbilder von Rembrandt und Franz Hals in den wetterfesten freien Niederländern zeigen. Und wenn auch die Zunahme des materiellen Wohlstandes das ihre getan hat, und die politische Befreiung und geistige Anregung dem Auge die Blödigkeit genommen hat: daß der Nacken so gerade, die Brust so frei und der Blick so klar ist, das verdankt der deutsche Mann dem Gefühle der Mannesehre, das ihm die Erziehung des Heeres eingepflanzt hat.

Das ist die wahre und wirklich befreiende allgemeine Bildung des Volkes. Sie ihm aufgezwungen zu haben, bleibt ein Ruhmestitel des Staates. Daneben müssen wir auch solcher Männer dankbar gedenken, die von den ästhetischen und klassizistischen Idealen wenig wußten oder wenig hielten und die wohlmeinende, aber über jedes Sachverständnis erhabene Bevormundung der gelehrten Beamten selten als eine Förderung empfanden, aber den praktischen Berufen und der praktischen Tüchtigkeit zum Heile des Ganzen die Macht und das Ansehen errungen haben, die ihnen zukommt. Der deutsche Handel hatte von seiner alten Blüte nur an den Mündungen unserer Ströme und einigen Knotenpunkten des Verkehres einiges in das neunzehnte Jahrhundert gerettet. Gewerbefleiß gab es für den Export nur verschwindend wenig, und weite Strecken verharrten noch lange in der Abhängigkeit vom Auslande, wie der Barbar, der dem fremden Schiffer seine Rohprodukte gegen die fremde Ware dahingibt. Die Landwirtschaft hatte höchstens vereinzelt begriffen, daß sie auch ein industrieller und kaufmännischer Betrieb ist. Und nun hat die Energie des deutschen Kaufmanns die deutsche Ware, längst bevor eine deutsche Flagge sie deckte, über alle Meere getragen, und seine Klugheit und Redlichkeit unsern Namen unter allen Breiten zu Ehren gebracht. Jetzt vermag weder die Vermehrung der Bevölkerung noch die des Kapitales den Anforderungen der Industrie zu genügen: und wenn

Thaer über die Felder wandern könnte, die er rationeller zu bebauen gelehrt hatte, so würde er staunen, wieviel mehr die Erde dem Fleiße des Landmanns zu spenden gelernt hat. Welch ungeheure Summe edeler Menschenarbeit ist aufgewandt worden, um dieses zu erreichen, aufgewandt in dem Einsetzen der eigenen freien Persönlichkeit, oder in dem freiwilligen Zusammenschluß selbständiger Männer. Sie bauten alle zunächst ein jeglicher sein eigen Haus, mochten sie auf dem festen Grunde ererbten Besitzes und ererbter Familienehre stehn, wie die großen Kaufherren unserer freien Städte und die Besitzer der großen Liegenschaften, mochten sie mit frischer Kraft aus dem Volksgrunde aufstrebend sich selbst ihr Leben und ihren Reichtum und Ruhm zimmern, wie die Borsig und Krupp, deren Namen wir schon als Knaben mit Ehrfurcht zu nennen gelernt haben, und Tausende neben ihnen, Helden im friedlichen Kampfe des modernen Lebens. Und gerade weil sie ein jeglicher nach seiner Art und in seinem Kreise haben wirken und schaffen können und wollen, haben sie gearbeitet an dem Wohle der Gesamtheit, des gemeinen Wesens.

33. Das klassische Zeitalter der deutschen Philosophie.

Adolf Lasson.

Zeitliches und Zeitloses. Acht Vorträge. Leipzig, Wigand 1892. S. 273—280.

Das Jahr 1889 hat den Anlaß geboten, das Zentenarium der französischen Revolution zu begehen und alle die ungeheuren Umwälzungen politischer und sozialer Art am Geiste der Menschen vorüberziehen zu lassen, zu denen der Ausbruch jenes furchtbaren Ereignisses den Anstoß gegeben hat, und die dieses ganze Jahrhundert füllen. Die Philosophie darf ebenso das Jahr 1890 als den Abschluß einer hundertjährigen Epoche feiern in der Erinnerung an das vor 100 Jahren erfolgte Erscheinen der „Kritik der Urteilskraft", mit welchem Immanuel Kant sein großes Reformwerk im wesentlichen zum Abschluß brachte. Ließ sich doch nun erst die Bedeutung der von dem gewaltigen Manne ausgehenden Erneuerung aller Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange übersehen; drang doch nun erst seine Lehre

aus den engern Hallen der Schule in die weiteren Kreise des Lebens ein, umgestaltend und vorwärts treibend. Seitdem also beginnt die Herrschaft Kants und der Kantischen Schule, die sich vorwiegend über Deutschland, aber nicht allein über Deutschland erstreckt hat, und deren Gedankengehalt mindestens die erste Hälfte des seitdem verflossenen Jahrhunderts als eines der wesentlichsten Elemente ihres geistigen Lebens kennzeichnet.

Was war denn nun das eigentümlich Große und Epochemachende in dem Gedankenbau jenes kühnen Meisters der Kritik? Es ist schwer, das in wenigen Worten zu sagen, und verschiedene möchten verschiedenes als das Wichtigste betonen. Was uns als das Entscheidende erscheint, wird sich vielleicht in folgender Weise am leichtesten aussprechen lassen. Vor Kant hatte sich alle philosophische Untersuchung um den obersten Gegensatz der Innenwelt und der Außenwelt gedreht, deren gegenseitiges Verhältnis es bis zu völliger Begreiflichkeit klarzulegen galt. Denken und Ausdehnung, Seele und Leib, das waren die Gegensätze, in denen sich die Philosophie seit dem 17. Jahrhundert, seit Descartes, ebenso zusammenfaßte, wie sie sich im Altertum und im Mittelalter an dem Gegensatze von Form und Materie, Wirklichkeit und Möglichkeit, Allgemeinem und Besonderem abgearbeitet hatte. Kant nun begründet eine neue Epoche, indem er gerade in diesem Sinne alle philosophische und wissenschaftliche Untersuchung auf einen neuen Boden stellt. Seine Großtat ist die, daß er die Außenwelt selber als ein Erzeugnis der Innenwelt auffassen lehrte, das dieser gegenüber keinerlei Selbständigkeit besitze; damit fiel die Frage nach der Außenwelt als eine selbständige Frage fort, und es ergab sich ein neuer oberster Gegensatz, dessen Glieder mit ihrem gegenseitigen Verhältnis fortan den eigentlichen Inhalt der philosophischen Untersuchung ausmachten: der Gegensatz von Subjekt und Objekt, von Denkendem und Gedachtem, von Geist und Erzeugnis geistiger Tätigkeit. So war fortan das Problem gestellt, und daraus ergab sich für die Denkenden ein ganz neues Verhältnis zur Welt und zu allen Erscheinungen in der Welt. Die Welt ist nach Kant nicht mehr ein Selbständiges, was außer dem denkenden Geist und ohne den denkenden Geist wäre, sondern

sie ist von dem denkenden Geiste erzeugt nach den Formen, unter denen der Geist seiner Natur und Beschaffenheit nach alles auffassen muß: sie trägt also durchaus das Gepräge des Geistes, und nicht unsre Gedanken richten sich nach den weltlichen Dingen, sondern diese weltlichen Dinge richten sich nach unseren Gedanken. Die Welt ist also bloß eine Erscheinung, die sich der denkende Geist nach seinen Kräften gestaltet. Das Wahre, das An=sich=seiende, was etwa dieser Erscheinung zugrunde liegen mag, das liegt jedenfalls hinter der Welt, jenseits ihrer; wollen wir dazu einen Zugang haben, so dürfen wir ihn nicht in unseren Verstandeskräften suchen, sondern allein in unserm sittlichen Vermögen. In dem unbedingten Pflichtgebote, wie wir es in unserm Gewissen vernehmen, erleben wir es, daß wir Glieder einer jenseitigen, idealen Welt, der wahrhaften Welt sind, und erheben uns so zu den Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als der an sich seienden Wahrheit. So gipfelt diese Lehre in der Anschauung eines Reiches der Zwecke, das alle Welterscheinung durchdringt, und an dessen Spitze der Mensch als moralisches Wesen steht. Geist ist der Inhalt der Welt, Geist ist ihr Zweck, und sittliches Leben die Krone und Blüte alles geistigen Lebens.

Damit war das Thema angegeben für die weiteren Entwicklungen der deutschen Philosophie, und Deutschland war für mehrere Jahrzehnte die Heimat der fortschreitenden philosophischen Bewegung geworden. In welchem Sinne diese Bewegung sich vollzog, das wird aus den von Kant aufgestellten Prinzipien leicht verständlich. Denn aus dem Banne der Kantischen Gedanken kam man nicht mehr heraus und wird auch kein künftiges Geschlecht von Denkern herauskommen; man arbeitete nur diese Gedanken in immer kühneren Spekulationen weiter durch. Wir dürfen heute aus größerer Ferne die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel als eine Einheit betrachten, und für unsere Auffassung wird das, was in dieser Gruppe von Denkern den einen von dem andern trennt und unterscheidet, entschieden zurücktreten gegen das Gemeinsame, was sie verbindet. Dieses Gemeinsame aber ist der Kantische Gedanke, daß die Welt Erzeugnis des Geistes und Ausdruck des Geistes sei. Auf dieser Grundlage machte dann zunächst J. G. Fichte vollen Ernst mit der Unselbständigkeit

der Welterscheinung. Wahrhaft existieren nach ihm nur Geister, und diese erzeugen sich durch eine innere Notwendigkeit dieses Bild einer äußeren Welt, damit sie einen Schauplatz haben, auf dem, und ein Material, an dem sie sich zu einem sittlichen Leben erheben können. Es liegt dann weiter ganz in derselben Richtung, wenn Schelling es unternahm, die äußere Natur, wie sie uns erscheint, als Gegenbild des Geistes auszudeuten, und ihre einzelnen Stufen mit den Stufen des Geisteslebens zu parallelisieren. Und ebenso ergab sich in dem gleichen Zusammenhange das Unternehmen, welches Hegel wagte, die Geschichte der Menschheit in allen ihren Richtungen auf dieselbe Weise zu deuten und im Auf- und Niedergang der Staaten und Völker, im Lebensgang der Künste und Wissenschaften wie der Religionen, aller äußeren und aller ideellen Kultur die Notwendigkeit darzulegen, mit der der Geist gerade in dieser Form sich äußern, gerade diese Gebilde hervortreiben mußte, um allen Reichtum, den er in sich birgt, in bestimmten Gestalten zu verwirklichen.

Hegels Lehre war der Gipfel der Bewegung und die vollendetste Durchführung der von Kant in die Wissenschaft eingeführten Grundanschauung. Sie hat auch am längsten ihre Herrschaft über die Gemüter ausgeübt und am meisten auf die Wissenschaften, zumal auf die historischen, eingewirkt. An Hegel denkt man heute zunächst, wenn man die völlige Verkehrtheit des Zeitalters, das hinter uns liegt, mit einem Namen bezeichnen will, und derselbe Mann, den die Besten vor einigen Jahrzehnten als einen Geist von fast übermenschlicher Kraft und Größe verehrten, gilt heute so ziemlich allgemein, und bei der jüngeren Generation wohl ausnahmslos, als Inbegriff alles Unsinns und aller geistigen Zerrüttung.

Nun mag es wahr sein, daß der gigantische Versuch, den Hegel unternommen hat, die gesamte Fülle aller Welterscheinung in der Geschichte auch in der Natur als ein systematisches Ganzes darzustellen, in dem jedes Glied mit dem andern durch logische Notwendigkeit verbunden sei, nicht vollkommen gelingen konnte, und daß andere Wege einzuschlagen sehr geraten war, auch wenn wir diesem Versuche im einzelnen manche tiefere Einsicht und manche Förderung unserer Erkenntnis verdanken. Aber andererseits dürfte auch eine noch so weit

fortgeschrittene jüngere Generation doch dies nicht verkennen, daß dieser Versuch unternommen worden ist erstens mit dem höchsten Aufwand zugleich von Genialität und von Gelehrsamkeit, mit dem geschicktesten Aufgebot aller der Mittel, die durch den damaligen Zustand der Wissenschaften und durch die Natur der Sache gegeben waren, und daß zweitens das ganze Unternehmen das notwendige Ergebnis aus den Kantischen Reformgedanken war, in denen es eigentlich wie im Keimzustand schon verborgen lag. Jedenfalls bleibt der Wunderbau des Hegelschen Systems für einsichtigere Leute eine geschichtliche Erscheinung von höchster Wichtigkeit, ein großartiges Denkmal menschlichen Strebens und Vermögens, eine Lehre und vielleicht auch eine Warnung für alle Zukunft.

Diese Bewegung, deren Hauptstadien wir eben nach ihren wichtigsten Vertretern charakterisiert haben, hat etwa die erste Hälfte der hundert Jahre ausgefüllt, an deren Schluß wir heute stehen. Sie vollzog sich in engster Verknüpfung mit der klassischen Kulturarbeit des deutschen Geistes auf dem Gebiete der Poesie und der Musik, der bildenden Künste und der historischen Wissenschaften. Welch eine Fülle von Namen, welch ein Glanz der Leistungen, der dieses Zeitalter schmückt! Damals hat deutscher Geist gezeigt, was er vermag, und zunächst von der geistigen Herrschaft in der Kulturwelt Besitz genommen. Eine Nation von Denkern — das war damals der Ehrentitel der Deutschen bei den Fremden. Die Philosophen und die Dichter arbeiteten in demselben Geiste, im Dienste derselben Ideen, sich gegenseitig fördernd und bereichernd; die großen Musiker schlossen sich an und ließen eine Unendlichkeit von geistigem Gehalte, in vollendete Formensprache gefaßt, ahnungsvoll an die Seele des Hörers schlagen. Von den höchsten Ideen zeugten in gleicher Weise die Baumeister, die Maler, die Bildhauer, indem sie hellenische Kunst in deutschem Geiste wiedererzeugten oder allem Zauber mittelalterlicher Romantik in reiner Stimmung der Phantasie nachstrebten. Auf den von den Philosophen angeschlagenen Ton waren auch die Wissenschaften gestimmt. Der inneren von Zwecken geleiteten Entwicklung des Gegenstandes ging man nach; begriffliches Verständnis war es, was man vor allem anstrebte. Nicht die nackte

Tatsache und nicht der rein äußerliche ursächliche Zusammenhang genügte dem Forscher; die das All umfassenden und durchdringenden Ideen, von denen man sich überall umwoben fühlte, galt es zu ergreifen und an dem vorhandenen Material nachzuweisen. In diesem Sinne entstand in dieser großen Epoche zunächst die Sprachwissenschaft, das verheißungsvollste Erzeugnis einer wahrhaft schöpferischen Stimmung, und zugleich wurde die Wissenschaft des klassischen Altertums, einer der stolzesten Ruhmestitel des deutschen Geistes, systematisch von Forschern ersten Ranges durchgebildet. Es entstand ferner die Wissenschaft der Geographie, die an den Formen der Erdrinde nicht bloß den Schauplatz und die Bedingung, sondern geradezu das natürliche Gegenbild der geschichtlichen Geschicke von Völkern und Rassen nachwies. Die Geschichte der Staaten und die Geschichte der einzelnen Kulturrichtungen wurde in dem gleichen Sinne bearbeitet als Entfaltung innerer idealer Mächte, die an den Menschen, ihren Leidenschaften und ihren Gedanken, die Mittel zu ihrer Verwirklichung erlangen. Es war eine wahrhaft große, eine schöpferische Zeit, die noch die fernste Zukunft mit ihren Errungenschaften bereichern wird, ein Heroenzeitalter deutscher Geistestaten, eine der stolzesten Erinnerungen unserer Nation.

34. Deutsche Kunststädte.

W. H. Riehl.

Freie Vorträge. Stuttgart, J. G. Cotta. 1. Sammlung. 1873. S. 30—37.

Am Anfang unseres Jahrhunderts gab es in Deutschland keine Kunststädte mehr, und man blickte damals mit Wehmut auf Augsburg und Nürnberg, welche vor Zeiten einmal Kunststädte gewesen waren. Jetzt hingegen gibt es wieder deutsche Kunststädte, große und kleine, ganze und halbe, das heißt Städte, in welchen die bildenden Künste nicht bloß selbständige Schulen gegründet haben, sondern wo die Kunstbetriebsamkeit auch sozial und wirtschaftlich so mächtig geworden ist, daß sie dem ganzen Orte die Signatur verliehen, einen auszeichnenden Charakter aufgeprägt hat.

Das ist ein glänzendes Zeugnis für das verjüngte Erblühen unserer bildenden Kunst: sie gewann nicht nur selber wieder Physiognomie, sie hat auch ganzen Städten Physiognomie gegeben, und unserem vielgestaltigen Städtewesen einen eigenen sozialen Farbenton beigefügt. Dies mögen jene zu ihrem Trost erwägen, welche sonst nur den alles verschlingenden Industrialismus die moderne Städtekultur beherrschen sehen.

Machen wir einen Gang durch die deutschen Kunststädte! Schon der Reiz der Kontraste, auf welche wir stoßen werden, lohnt den Weg. Nur Italien besaß zur Zeit seiner höchsten Kunstblüte so viele grundverschiedene, in allerlei Art wetteifernde Kunstmittelpunkte wie Deutschland heutzutage. Fast jede dieser Städte wurde Kunststadt auf anderer Grundlage und spinnt sich nun weiter in ihren besonderen Charakter ein. Indem wir aber diese bunten Unterschiede beobachten und zu begreifen suchen, entdecken wir doch zuletzt auch wieder gemeinsame Züge, leitende allgemeine Tatsachen und Ideen, und kommen unvermerkt zur Erkenntnis der neuen Bedingungen, unter welchen die deutschen Kunststädte unserer Zeit erwachsen sind. Und diese Erkenntnis ist dann das eigentliche Ziel unserer Wanderung.

Berlin und Wien behaupten gegenwärtig den Rang deutscher Kunststädte. Reine Kunststädte sind sie freilich so wenig, als man sie schlechthin Residenzstädte oder Hauptstädte oder Industriestädte nennen kann, obgleich ihnen diese Titel alle miteinander zukommen, sie sind eben Großstädte, und eine rechte Großstadt mißt sich nicht bloß nach den Hunderttausenden der Einwohner, sondern weit mehr noch nach der Fülle der verschiedenen Städte-Charaktere, welche in ihr verschlungen erscheinen. Der universelle Beruf macht erst die Großstadt voll und ganz, sie ist eine Enzyklopädie des Städtewesens in Folio. Aus dieser Vielgestaltung ragt dann allerdings bei Wien und Berlin der Einzeltypus der Kunststadt bedeutend hervor. Es gibt Kunstquartiere in diesen Großstädten, aber diese Quartiere durchschreitend, müssen wir erst den überwältigenden Gesamteindruck der Stadt los werden, um an die Kunstpflege insbesondere zu denken.

So erzählt die Wiener Ringstraße dem Wanderer allerdings, daß Wien in neuester Zeit nebenbei auch eine Kunststadt geworden

ist. Sie ist nach einem künstlerischen Hauptplan entworfen; monumentale Gebäude, Paläste, reichgeschmückte Privathäuser wechseln mit Anlagen der Gartenkunst, mit freien Plätzen, auf welchen der Plastik eine Stätte bereitet ist. Sie stellt uns auch den Widerstreit zweier Kunstrichtungen klar vor Augen, in welchem sich die Wiener Architektur und Bildnerei seit 1848 kämpfend fortbewegte, den Widerstreit von Gotik und Renaissance. Trotz alledem gehören unsere ersten Gedanken nicht der Kunst. Wien ist die Stadt der Paläste, das ist der erste Eindruck. Aus dem achtzehnten Jahrhundert dominieren die Paläste des Adels — der Feudalherren — im neunzehnten kamen die Paläste der Zinsherren hinzu. Die Straßenperspektive eröffnet uns eine weittragende soziale Perspektive vorwärts und rückwärts. Wir sehen uns zunächst von Reichtum, Prunk und Luxus umgeben, wir fühlen die Wucht der modernen Geldherrschaft, die uns überhaupt nirgends fühlbarer wird als in Wien, und gewahren erst hinterdrein, daß es die Kunst ist, welche uns bei den prachtvollen Neubauten diese Herrschaft versinnbildet. Die reiche Kunst der Kaiserstadt erinnert dann nebenbei auch an die Börse, und die Börse an die armen Finanzen des Kaiserstaates. Wie viele Tausende haben schon angesichts der neuen Wiener Prachtbauten diese aufregende Parallele gezogen und darüber schließlich die Kunst ganz und gar vergessen! Und wenn auch nicht — jedenfalls sind die monumentalen Kunstquartiere Wiens nicht entscheidend für den Gesamtcharakter der Stadt, sie sind eine Episode, gleich der ganzen Kunstbetriebsamkeit in all dem buntwimmelnden Leben, und die Kunst selber dient viel mehr als sie herrscht. Darum überrascht uns in Wien auch weit öfter die Macht des Kunsthandwerks als jener idealen Kunst, welche einsam gebietet, weil sie sich selbst genügt. Ich finde in dieser letzteren Tatsache keine Schattenseite, ja der moderne Sinn wird in ihr wohl gar einen Vorzug finden; ich verzeichne sie nur als eine Eigentümlichkeit.

Wenden wir zum erläuternden Gegensatz rasch einen Seitenblick auf das neue München, wie es sich von außen dem Auge darstellt. Hier herrscht die Kunst, München ohne seine Kunstwerke wäre gar nicht München, es wäre eine farblose Landstadt, die kein Fremder

um ihrer selbst willen aufsuchte; Wien und Berlin ohne ihre Kunstwerke wären immer noch Wien und Berlin. Das monumentale München zeigt ein Suchen und Probieren in allerlei Kunst und Art; man mag dies tadeln; allein der Grund des unsteten Tastens und Suchens lag doch darin, daß man eine reine und vielseitige Kunst finden, daß man neue Muster der Kunst gleichsam im Aufbau einer ganzen Stadt aufstellen wollte. Man liebt heutzutage große Gedanken und große Phrasen: eine ganze Stadt als Kunststudie wäre beides zugleich. Wer von Wien oder Berlin kommt, dem erscheinen die Münchener Bauten und Denkmale leicht etwas leer, zu viel stilisiert und zu wenig geschmückt, kalt, zerstreut und eben darum von äußerlich kleinerer Wirkung. Aber bei tieferem Nachdenken ergreift uns doch eine stille innere Größe; die meisten dieser monumentalen Bauwerke dienten entweder der Kunstpflege und der Wissenschaft, oder sie sind auch rein um der Schönheit selbst willen aufgeführt. Eine Kunststadt, welche wegen der Kunst neu erbaut wurde — das ist die auszeichnende äußere Physiognomie Münchens, worin ihm keine andere Stadt Deutschlands, ja der Welt, gleichsteht. Errichtete man doch mitunter sogar Porträtstatuen aus überwiegendem Kunstbedürfnis; wenigstens scheint es bei einigen unserer sechzehn Erzstatuen so, als habe man große Männer gesucht, weil man für den Platz doch noch ein Standbild brauchte; dabei sind dann freilich einigemal die Männer und die Statuen etwas klein ausgefallen.

Doch zurück über Wien nach Berlin. Der Stephansdom verkündet uns, daß Wien schon im Mittelalter eine Kunststadt gewesen, und seine Bauhütte gehörte sogar zu den vier großen deutschen Haupthütten der gotischen Zeit. Allein St. Stephan steht jetzt wie ein Fremdling einsam in der großen Stadt; Wien hatte seinen künstlerischen Rang durch Jahrhunderte verloren, bis es sich erst in unseren Tagen zu einem Mittelpunkt eigentümlichen Kunstbetriebs wieder aufschwang, nicht durch Fürstengunst, auch nicht durch die bahnbrechende Gewalt eines einzelnen Großmeisters der Kunst, sondern eben als moderne Großstadt, welche auch ein gutes Stück der bildenden Kunst Österreichs naturgemäß in sich sammelte — der äußerste Vorposten deutscher Kunst gegen den Südosten und zugleich

durch seine hochentwickelte Luxusindustrie Werkstätte und Markt des mannigfachsten Kunstgewerbes. Der neue architektonische Charakter Wiens steht in einem merkwürdigen Zusammenhange mit den Bewegungen der Zeit. Das Revolutionsjahr 1848 brachte das Prinzip der freien Konkurrenz beim Entwurf öffentlicher Bauten. Auf dem Vereins- und Petitionsweg wurde dies neue Prinzip durchgesetzt, und als die erste Frucht erwuchsen zwei maßgebende Werke, die Altlerchenfelder Kirche und das Arsenal, maßgebend nicht nur für neue Stilformen, sondern auch für neue Technik und die steigende Macht des Kunsthandwerks. Einen zweiten großen Anstoß gab im Jahre 1857 die echtmoderne Idee der Stadterweiterung auf dem Boden des Festungsgürtels, welcher die innere Stadt umschloß. Hier konnten jene Paläste entstehen, worin keineswegs bloß hohe Herrschaften wohnen; und wie man auf dem Wege der freien Konkurrenz vielfach zur Gotik gekommen war, so führte die Stadterweiterung zu einer fortwährend steigenden Herrschaft der Renaissance. Berlin ging ganz andere Wege. Auch hier ragen einsame Denkmäler älterer Kunstgröße fremdartig aus der jüngeren Umgebung — Denkmale nicht einer Epoche, sondern eines einzelnen Meisters, nicht dem Mittelalter entstammend, sondern einer sonst schon gar entarteten Periode der Rokokozeit. Es ist Schlüter, der geniale Prophet, der große Prediger in der Wüste, welcher in seinen Berliner Hauptwerken die künftige Kunststadt vorverkündet. Architektur und Skulptur bilden von da an die bahnbrechenden Künste Berlins, sowohl zur Zeit Friedrichs des Großen, als in der von Schinkel eröffneten neuen Kunst-Ära. Die Malerei kam erst zuletzt und trat in zweite Linie, während in München anfangs die Skulptur (16. Jahrhundert), dann die Malerei (Cornelianische Epoche) tonangebend sich erhoben hat, und die Baukunst beidemal gleichsam nur im Gefolge jener Schwesterkünste aufstieg. Hätte Schinkel ausführen können, was er entwarf und ersann, so würde er dem ganzen damaligen Berlin ein neues monumentales Gepräge gegeben haben. Solche stolze Tat, daß ein einzelner Künstler eine ganze Stadt umstilisiert, ist aber nur dem Elias Holl gelungen, als er im Anfang des 17. Jahrhunderts seiner Vaterstadt Augsburg durch Neubauten

und Umbauten ein völlig neues Gesicht gab, wie es sich, freilich gealtert und verschrumpft, bis auf diesen Tag erhalten hat.

Welche Einflüsse haben nun aber das gegenwärtige Berlin so kunstbetriebsam gemacht, daß es den Rang einer der ersten deutschen Kunststädte gewinnen konnte? Diese Frage läßt sich von fernher einfach beantworten. Betrachtet man dann aber die einfache, das heißt verallgemeinernde Antwort näher, so springt wieder eine neue besondere Antwort aus derselben hervor, und wieder eine und noch eine, und zuletzt hat man ein ganzes Heer von Antworten, entsprechend dem unendlich mannigfaltigen Kunstbetrieb einer solchen Großstadt, der eben durch die verschiedensten Motive angeregt wurde. Allein zu viele Antworten sind doch wiederum keine Antwort; darum will ich mich für unseren Zweck auf die generalisierende, auf die Hauptantwort, beschränken.

Berlin im 19. Jahrhundert war früher eine Metropole der Wissenschaft, der Literatur und der staatlichen Kulturpflege als der Kunst. Das Kunstinteresse keimte hier vielfach erst auf dem Boden der literarischen Bildung; Kunstgeschichte und Ästhetik sind vorwiegend norddeutschen Ursprungs, und ihre Pflege ging im Norden dem neuen Aufschwung der bildenden Kunst voran. Und wie in Weimar zu Goethes Zeit und in Dresden in den Tagen der Romantiker die Poeten als Herolde und Fürsprecher der bildenden Kunst auftraten, so geschah es später auch in Berlin. Durch diesen Entwicklungsgang haben die modernen norddeutschen Kunststädte einen Charakter gewonnen, der sich von den süddeutschen, insbesondere von München und Wien, aufs bestimmteste unterscheidet.

35. Ludwig Richter.

V. Paul Mohn.

Ludwig Richter. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 3. Aufl. 1897. S. 3—8.

Selten hat sich in einem deutschen Maler deutschen Volkes Art und Sitte so rein und unverfälscht wiedergespiegelt als in Ludwig Richter, dem unvergleichlichen Malerpoeten des 19. Jahrhunderts.

Seine zahllosen Blätter und Blättchen, die über unser gesamtes deutsches Vaterland verbreitet sind und, soweit die deutsche Zunge klingt, geliebt und geschätzt werden, zeugen alle von dem innersten Wesen des deutschen Volkes. Poesie und Gemüt, naive Anschauung, tiefinnerste Religiosität und Freude an Gottes herrlicher Schöpfung atmet seine Kunst. Durch alle seine Arbeiten geht ein Hauch tief poetischer Verklärung; wie unsere herrlichen Volkslieder muten sie uns an.

Der schlichte, kindlich fromme Mann schreibt einmal wie ein Künstlerbekenntnis nieder:

„Der Künstler sucht darzustellen in aller Sichtbarkeit der Menschen Lust und Leid und Seligkeit, der Menschen Schwachheit und Torheit, in allem des großen Gottes Güt' und Herrlichkeit."

Das ist Richters Standpunkt in seiner Kunst, den er unentwegt festgehalten hat.

Seine lieblichen Engelsgestalten, seine naiven, fröhlichen Kinder, die schämigen, aber gesunden Mägdlein und Jungfräulein, die Mütter im Kreise der Kinder, spinnend, belehrend oder wehrend; die Großmütter am warmen Kachelofen, den Enkeln — und es sind ihrer nie wenige — Märchen erzählend; die Familie um den Tisch zur Andacht oder Mahlzeit versammelt; Kirchgang und Hochzeit, Taufgang und Friedhof, Abschied und Wiedersehen, Weihnachten und Ostern und Pfingsttag, die schönsten und weihevollsten Stunden unseres deutschen Familienlebens, unsrer in der deutschen Häuslichkeit begründeten Gemütlichkeit, im Hause und im Verkehr mit der Natur, in Feld und Wald und Heide, bei Sonnenschein und Regen oder bei still herabfallenden Schneeflocken, im Gärtchen am Hause mit seinen Rosen und Tulpen und Nelken, am Sonntagmorgen oder beim Abendläuten oder bei funkelndem Sternenhimmel, am schattigen Mühlbach in der stillen Mühle oder droben am Schloß oder in der Kapelle auf sonniger Höhe, und was er sonst in den Bereich seiner Darstellungen ziehen mag, das alles ist durchweht von Poesie, im deutschen Gemüt wahrhaft begründet, aus ihm gleichsam herausgewachsen und mit kindlich naiven Augen geschaut, alles ist durchleuchtet von einem tiefen religiösen Gefühl.

In der Vorrede zu seinem Holzschnittwerk „Fürs Haus“ schreibt er im Jahre 1858: „Schon seit vielen Jahren habe ich den Wunsch mit mir herumgetragen, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen und somit ein Werk ins liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst jedem zeigte, was jeder einmal erlebt, der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben, so wird ja wohl in manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie.“

Und wie ist es dem Meister gelungen, schlicht und treu in diesen Gegenständen das alles zu schildern und zu bilden und wiederzugeben!

Seine religiösen Bilder haben ein echt evangelisches Gepräge, das Wort „evangelisch“ hier in seiner eigentlichsten und weitesten Bedeutung genommen. Er schließt sich hierin an Fiesole und ebenso an Dürer und die übrigen altdeutschen Meister, selbst an Rembrandt an; der liebenswürdige und innige Fiesole hat es ihm aber doch am meisten angetan. Innig und zart sind seine religiösen Darstellungen, und wie treuherzig weiß er immer wieder diese schon so viel dargestellten Gegenstände neu zu gestalten und uns näher zu bringen! Immer wieder muß es gesagt werden, der Volkston — er ist auch hier wieder so klar und sicher angeschlagen.

Charakteristisch für Richter ist eine handschriftliche Notiz von ihm: „Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der andern erhebt sie sich und gipfelt in derselben.“ Wir sehen hieraus, wie bei Richter Christentum und Kunst eng ineinander verschlungen sind. Nie aber wird man ihm nachsagen können, daß sein wahrhaftes Christentum sich unnötig vordrängte; es ist ihm eben nur um die innersten Wahrheiten zu tun;

nichts liegt ihm ferner als Kopfhängerei oder Pietismus. Ebensowenig wird man aus seinen Schöpfungen erraten können, daß er Katholik war. Sein Standpunkt war über den eng gezogenen Grenzen christlicher Konfessionen. Mit künstlerischem Instinkt packt er sein Volk im kleinbürgerlichen Leben und hält sich stets fern und frei vom „Modernen“. Folgen wir ihm willig, wenn er uns z. B. einen „Sonntag“ (in dem Werke gleichen Namens) schildert: Es ist, als ob er leise den Vorhang lüftete und uns lauschen ließe in die stillen, behaglichen engen Stuben der kleinen Stadt. Wie gern folgen wir ihm von der Morgenandacht zur Kirche ins Chorstübchen, zum Besuch der Kranken, zum Spaziergang am Nachmittag aus den dumpfen Mauern durchs Tor hinaus aufs Land und am Abend beim aufsteigenden Vollmond zur Stadt zurück, und wenn wir das letzte Blatt „Gute Nacht“ aus der Hand legen, sagen wir uns: Schöner kann man einen deutschen Sonntag nicht feiern.

Welch köstlichen Humor hat Richter in seinen Bildern ausgestreut — und Humor ist bei uns rar geworden —! Wir nennen hier nur die beiden prächtigen Blätter aus „Fürs Haus“, „Bürgerstunde“: „Hört ihr Herren, laßt euch sagen, die Glocke hat zehn geschlagen“ und das „Schlachtfest“. Seine Philistergestalten sind unvergleichlich komisch; wenige Künstler in Deutschland hatten für diese Art deutschen Daseins soviel Blick wie er; nie wird er aber in solchen Schilderungen bitter, satirisch oder häßlich, auch hier weiß er zu verklären.

Die Tiere sind ihm, als zum Hause gehörig, unentbehrlich. Ein Spitz oder junge Hündchen mit ihrem komischen Gebaren, ein schnurrendes Kätzchen zu Füßen des spinnenden Mädchens, die Tauben auf dem Dache im Abendsonnenschein, die Sperlinge im Kirschbaum oder an der Scheuer ihr Anteil einheimsend; die Schäfchen und Zicklein mit munteren Sprüngen zur Seite der Kinder, — das alles gehört bei ihm zum behaglichen Dasein der Menschen. Er drückt alle Kreatur liebend an sein Herz. Gern greift er auch ins „Romantische“ und schildert uns da auch in ebenso treuherziger Weise unseres Volkes Märchen wie kein anderer deutscher Künstler in schlichten Zügen. Wie hochromantisch sind, um hier nur einiges anzuführen,

„Gefunden", „Schneewittchen", die „Melusine" und weiter das religiöse Bild: „Die Ruhe auf der Flucht" mit den singenden und musizierenden Engeln! Diese Werke gehören in das Schatzkästlein der deutschen Kunst. — Und wie schlicht und demütig er über seine Stellung in der Kunst denkt, darüber spricht er in seinem letzten Lebensjahre, als Nachklang seines 80. Geburtstages, „halb blind, halb taub, aber in seinem Gott zufrieden": „Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kinder machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt haben: Soli deo gloria!"

Solange deutscher Sinn und deutsches Gemüt bestehen werden, so lange wird Ludwig Richter im deutschen Volke fortleben und geliebt und geschätzt werden. Der Strauß duftender Blüten, den er dem deutschen Volke gepflückt und hinterlassen hat, soll und wird nicht verwelken. Das deutsche Volk wird festhalten an den ihm „Eigenen", und deutsche Art und Sitte wird nie untergehen.

36. Die charakteristischen Züge der deutschen Musik.

H. A. Köstlin.

Die deutsche Tonkunst in: Hans Meyer, Das deutsche Volkstum. Neuer Abdr. Leipz. u. Wien 1899. S. 532—533.

Als die Grundzüge der deutschen Musik würden sich die folgenden bezeichnen lassen: in erster Linie steht der ausgesprochene *Individualismus*, vermöge dessen dem Deutschen die Tonkunst vor allem Ausdruck und Abdruck der bewegten Innerlichkeit, Sprache des Geistes, Selbstmitteilung der Persönlichkeit ist, vermöge dessen er

vor allem von ihr fordert, daß sie ihm eine originale Persönlichkeit von ursprünglicher Eigenart offenbare, einen künstlerischen Charakter, der sich in dem Tonwerk mit voller Wahrhaftigkeit und Treue gegen sich selbst darstellt, also Echtheit und Wahrheit. Sodann ist zu nennen, was damit eng zusammenhängt: jener hohe, oft herbe Idealismus, der das Hauptgewicht auf die geistige, die poetische, die prophetische Seite der Tonkunst legt, und, wenn er die Wahl zwischen dem Schönen und Bedeutenden hat, schließlich immer das letztere vorzieht; eher noch Mängel der Form als Inhaltslosigkeit und Gedankenleere verträgt, lieber noch sich eine gewisse musikalische Zugeknöpftheit gefallen läßt, als nichtssagende Vielgeschwätzigkeit.

Darin liegen die großen Vorzüge der deutschen Musik: sie ist dem Deutschen nicht bloß ein Spiel der musikalischen Phantasie oder eine Kraftäußerung des schöpferischen Gestaltungstriebes, sondern Äußerung innerer Erlebnisse in der Form musikalisch-künstlerischer Gestaltung, also Selbstdarstellung. Sie ist ihm nicht bloß ästhetisches Genußmittel, sondern ethische Betätigung und Bereicherung; sie soll dem Manne „Feuer aus dem Geiste schlagen" (Beethoven).

Darauf beruht es auch, daß man in der deutschen Musik von Humor reden kann. Die Kraft der Komik ist der italienischen Musik in reichstem Maße eigen, Italien ist die Wiege der komischen Oper (Opera buffa) von Pergoleses „Serva padrona" an bis auf Cimarosas „Matrimonio secreto" und Rossinis „Barbier von Sevilla". Ihrer feinen Komik gegenüber erscheint die deutsche Komik zwar gemütlich, aber oft auch derb und platt. Der geistreiche Witz steht ohne Frage der französischen Musik zu Gebote; neben der feinen Anmut ihres Witzes erscheinen die deutschen Späße oft recht plump und ordinär. Humor jedoch, das Wort im engeren Sinne genommen, als die zum Charakter gewordene, frohe, dem Schicksal überlegene Laune, als Lebensäußerung und Herrschaftsbetätigung des in sich selbst gefestigten, seines ewigen Grundes und letzten Zieles gewissen Gemütes, finden sich nur in der deutschen Musik. Sie kennt jenen harmlosen, unbewußten und unwillkürlichen Humor der unverwüstlichen Laune,

wie er dem kindguten, harmonisch gestimmten, frommen Gemüte Vater Haydns eigen ist und in unwiderstehlicher Munterkeit hervorbricht, auch wenn er die ernsteste Miene aufsetzt und die gewichtigsten Gedanken vorträgt. Sie kennt aber auch jenen ernsten, seiner selbst bewußten, ethischen Humor, der die Errungenschaft des heißen Kampfes mit den Widersprüchen und Gegensätzen des Daseins, die Frucht der siegreichen Auseinandersetzung des sittlichen Charakters mit allen feindlichen Gewalten bildet, der in der vollen Gewißheit des endlichen Sieges der Harmonie über alle Dissonanzen wurzelt, mit überlegener Ruhe an den Abgründen und dunklen Tiefen des Daseins hingleitet, ohne die Augen zu schließen, der mit Beethoven dem „Schicksal in den Rachen greift", wenn es „an die Pforten klopft", und darum von der Stimmung des erschütternden Ernstes, mit dem ihn der Blick in die Tragik des Lebens erfüllt, unmittelbar in die ausgelassendste Fröhlichkeit umspringen kann, wie z. B. bei Beethoven in der „Eroica", ohne unwahr oder frivol zu werden.

Der Idealismus der deutschen Musik bringt es mit sich, daß der Deutsche die Tonkunst mit großer Vorliebe als soziale, als ethisch wirkende Volksmacht würdigt, in den Dienst der Volksbildung und Volkserziehung stellt und zur Ausgleichung der sozialen Gegensätze, zur Vermittlung zwischen den einzelnen Ständen und Volksklassen beruft. Beispiele dafür sind die Gesangvereine, Kirchenchöre, Oratorienvereine, Volkschorvereine von den „Meistersingern", von der Torgauer „Cantoreygesellschaft" (1530), der Nürnberger „Musikgesellschaft", der Pirnaer „musicorum-Gesellschaft" (1582) bis zu den modernen Liedertafeln und noch neueren Veranstaltungen. So erhebt der deutsche Idealismus die Tonkunst, indem er sie popularisiert, zur Priesterin des Volkes, die dem Volksleben ideale Weihe verleiht und ideale Kraft zuführt.

Hart neben den Vorzügen liegen freilich auch die Schwächen und Einseitigkeiten: der Individualismus führt leicht zur Schrullenhaftigkeit und zum Genialitätsdünkel, zur Originalitätssucht und zum Größenwahn; der Idealismus wird leicht zu einem übertriebenen Spiritualismus, der die Gesetze der Form verachtet; die Sucht, immer bedeutend zu sein, führt leicht zum Schwulst, zu schwerfälliger Gründ-

lichkeit und gründlicher Schwerfälligkeit. Eins aber ist dem Wesen der deutschen Tonkunst gänzlich fremd, das ist die Frivolität: wo diese in der Musik zum Worte kommt oder wo die Musik ihr dienen muß, da kann von deutscher Musik, auch wenn sie von Deutschen stammt, nicht mehr geredet werden.

37. Der Kampf ums Recht.

Rudolf von Ihering.

Der Kampf ums Recht. 7. Aufl. Wien 1884. S. 1—3.

Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu der Kampf. Solange das Recht sich auf den Angriff von seiten des Unrechts gefaßt halten muß — und dies wird dauern, solange die Welt steht — wird ihm der Kampf nicht erspart bleiben. Das Leben des Rechts ist Kampf, ein Kampf der Völker — der Staatsgewalt — der Stände — der Individuen.

Alles Recht in der Welt ist erstritten worden, jeder wichtige Rechtsatz hat erst denen, die sich ihm widersetzten, abgerungen werden müssen, und jedes Recht, sowohl das Recht eines Volkes, wie das eines einzelnen, setzt die stetige Bereitschaft zu seiner Behauptung voraus. Das Recht ist nicht bloßer Gedanke, sondern lebendige Kraft. Darum führt die Gerechtigkeit, die in der einen Hand die Wagschale hält, mit der sie das Recht abwägt, in der andern das Schwert, mit dem sie es behauptet. Das Schwert ohne die Wage ist die nackte Gewalt, die Wage ohne das Schwert die Ohnmacht des Rechts. Beide gehören zusammen, und ein vollkommener Rechtszustand herrscht nur da, wo die Kraft, mit der die Gerechtigkeit das Schwert führt, der Geschicklichkeit gleichkommt, mit der sie die Wage handhabt. Recht ist unausgesetzte Arbeit und zwar nicht etwa bloß der Staatsgewalt, sondern des ganzen Volkes. Das gesamte Leben des Rechts, mit einem Blicke überschaut, vergegenwärtigt uns dasselbe Schauspiel rastlosen Ringens und Arbeitens einer ganzen Nation, das ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der ökonomischen und geistigen Produktion gewährt. Jeder einzelne, der in die Lage kommt, sein Recht behaupten

zu müssen, übernimmt an dieser nationalen Arbeit seinen Anteil, trägt sein Scherflein bei zur Verwirklichung der Rechtsidee auf Erden. Freilich nicht an alle tritt diese Anforderung gleichmäßig heran. Unangefochten und ohne Anstoß verläuft das Leben von Tausenden von Individuen in den geregelten Bahnen des Rechts, und würden wir ihnen sagen: Das Recht ist Kampf — sie würden uns nicht verstehen, denn sie kennen dasselbe nur als Zustand des Friedens und der Ordnung. Und vom Standpunkt ihrer eigenen Erfahrung haben sie vollkommen recht, ganz so wie der reiche Erbe, dem mühelos die Frucht fremder Arbeit in den Schoß gefallen ist, wenn er den Satz: Eigentum ist Arbeit, in Abrede stellt. Die Täuschung beider hat ihren Grund darin, daß die zwei Seiten, welche sowohl das Eigentum wie das Recht in sich schließen, subjektiv in der Weise auseinanderfallen können, daß dem einen der Genuß und der Friede, dem andern die Arbeit und der Kampf zuteil wird.

Das Eigentum wie das Recht ist eben ein Januskopf mit einem Doppelantlitz; einigen kehrt er bloß die eine Seite, andern bloß die andere Seite zu, daher die völlige Verschiedenheit des Bildes, das beide von ihm empfangen. In bezug auf das Recht gilt dies wie von einzelnen Individuen, so auch von ganzen Zeitaltern. Das Leben des einen ist Krieg, das Leben des andern Friede, und die Völker sind durch diese Verschiedenheit der subjektiven Verteilung beider ganz derselben Täuschung ausgesetzt, wie die Individuen. Eine lange Periode des Friedens — und der Glaube an den ewigen Frieden steht in üppigster Blüte, bis der erste Kanonenschuß den schönen Traum verscheucht, und an die Stelle eines Geschlechts, das mühelos den Frieden genossen hat, ein anderes tritt, welches sich ihn durch die harte Arbeit des Krieges erst wieder verdienen muß. So verteilt sich beim Eigentum wie beim Recht Arbeit und Genuß, aber für den einen, der genießt, und im Frieden dahin lebt, hat ein anderer arbeiten und kämpfen müssen. Der Frieden ohne Kampf, der Genuß ohne Arbeit gehören der Zeit des Paradieses an, die Geschichte kennt beide nur als Resultate unablässiger, mühseliger Anstrengung.

38. Gegenwart und Zukunft der Familie und die Frauenfrage.

Gustav Schmoller.

Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Teil. 1.—3. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot 1900. S. 250—253.

Wenn die Tätigkeit von Mann und Frau in gewissem Sinne weiter als je auseinandergeht, so ergänzen sich beide doch besser als früher: beide Teile erreichen so die Vollendung ihrer spezifischen Eigentümlichkeiten, leisten mehr und erzeugen durchschnittlich mehr Glück für sich und die andern. Die Arbeit des Mannes in Staat und Volkswirtschaft mag dabei als die bedeutungsvollere erscheinen; sie ist doch für jeden einzelnen Mitarbeiter ein arbeitsteiliges Stückwerk, dessen Resultat das Individuum oft gar nicht, oft erst spät übersieht. Die Arbeit der Frauen im Hause umschließt einen kleineren, aber einen vollendeten harmonischen Kreis; die Gattin, die dem Manne das Mahl bereitet, ihm abends die Stirne glättet, die Kinder vorführt, wird dienend zur Glück spendenden Herrscherin ihres Hauses; sie sieht jeden Tag und jede Stunde die Früchte ihres Tuns vor sich und weiß, daß in ihrem kleinen Reiche Anfang und Ende alles menschlichen Strebens liege. Die Kindererziehung der patriarchalischen Familie verliert ihre Härte, ihre egoistischen Zwecke; muß jetzt die Mutter sie mehr allein übernehmen, so tritt ihr dafür die Schule helfend zur Seite, und im Bunde mit ihr kann sie erreichen, was früher nie möglich war. Ihre sozialen Pflichten außer dem Hause in Vereinen, in der Armenpflege, in der Erziehung und Beeinflussung der Kinder der unteren Klassen kann die Frau heute leichter als früher erfüllen, weil sie zu Hause entlastet ist. Die hohen Aufgaben und Genüsse der Kunst und der Geselligkeit haben heute vielfach außerhalb des Hauses Organisationen erzeugt, welche mit der Familie zusammen wirken müssen. Ich nenne das Theater- und Konzertwesen, die Vereine für Geselligkeit und alles derartige. Aber die Beziehungen dieser Kreise und Organe zur Familie sind nicht schwer zu ordnen. Und daneben umschließt doch die heutige Häuslichkeit die beste und höchste Art Geselligkeit, den höchsten Musik- und Literaturgenuß.

Die antike Welt und das Mittelalter kannten in der Hauptsache nur öffentliche Feste, das Tanzvergnügen im Stadt- oder Zunfthause, den täglichen Wirtshausbesuch der Männer, während nun doch das Haus der Mittelpunkt der Geselligkeit der Gebildeten wurde.

So zeigt die moderne Familienwirtschaft neben ihren Schwierigkeiten doch auch große Fortschrittte. Sind sie freilich noch lange nicht überall eingetreten, so sind sie doch bei den höheren Kulturvölkern in den höheren und mittleren, teilweise auch schon in den untern Klassen erkennbar. Das Wesentliche ist, daß die Familie aus einem Herrschaftsverhältnis mehr und mehr eine sittliche Genossenschaft, daß sie aus einem Produktions- und Geschäftsinstitut mehr und mehr zu einem Institut der sittlichen Lebensgemeinschaft wurde, daß sie durch die Beschränkung ihrer wirtschaftlichen die edleren, idealen Zwecke mehr verfolgen, ein inhaltreicheres Gefäß für die Erzeugung sympathischer Gefühle werden konnte.

Wenn ich glaube, wahrscheinlich gemacht zu haben, daß die eben erwähnten Lichtseiten mehr im Wesen der modernen Familienwirtschaft begründet, die Schattenseiten mehr überwindbare Begleiterscheinungen des Überganges seien, so läßt sich hierfür ein ganz strenger Beweis nicht führen. Die Zukunft zu schätzen, bleibt problematisch. Jedenfalls wird derjenige ein abweichendes Urteil hierüber, wie über die ganze neuere Familienentwicklung haben, der annimmt, sie werde und müsse überhaupt in der Form verschwinden, in welcher sie heute noch als wirtschaftlicher Sonderhaushalt, basiert auf freiem sympathischen Austausch, existiert.

Diese Annahme geht davon aus, daß die Familienwirtschaft in den heutigen Groß- und Weltstaaten mit ihrem leichten Verkehr, mit ihren Bildungsanstalten, ihrer Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Ehefreiheit, ihrer zunehmenden Arbeitsteilung, ihrer kommunalen Armenpflege und staatlichen Versicherung wachsenden Einschränkungen von zwei Seiten ausgesetzt sei: der vordringende Individualismus wolle die einzelne Person immer mehr auf sich selbst stellen, die zunehmenden gesellschaftlichen Einrichtungen nähmen tatsächlich der Familie eine Funktion nach der andern, bis nichts mehr bleibe.

Und es ist wahr, die selbständige Organisation der Produktion hat dem Familienhaushalt nicht bloß jene alten Aufgaben des Spinnens

und Webens, des Nähens und Waschens, des Backens und Schlachtens entzogen; gesellschaftliche Einrichtungen geben auch schon Gas, Elektrizität, Wasser, vielleicht auch bald Wärme, sie geben uns Unterricht, Bildung, Erziehung und was alles sonst noch. Nicht bloß die erwachsenen Töchter sind im Hause nicht mehr notwendig, selbst Frau und Kinder gehen viel mehr als früher nach Arbeit außer dem Hause; sie tun es teils durch die Not, teils durch den Selbständigkeitsdrang getrieben; die jungen Leute verdienen vom 12. oder 14. Jahre an selbständig, sie wollen sich die elterliche Zucht nicht mehr gefallen lassen, wohnen für sich in Schlafstellen, wollen für ihr Geld auch ihr Leben genießen. Wo die modernsten Verhältnisse walten, da sind die Kinder am frühreifsten, da heiraten einzelne junge Leute, ohne Vater und Mutter zu fragen, da sind die Familienbande am losesten. Die Schließung der Ehe wird andrerseits immer schwieriger; die Zahl der Ehelosen nimmt zu; die Zahl der Jahre, welche vom Verlassen des Elternhauses bis zur eignen Ehe verstreichen, wird größer, schon weil Lehr-, Bildungs-, Reisezeit, das Herumsuchen nach einer Existenz es so mit sich bringen; man gewöhnt sich an Freiheiten aller Art, an Genüsse, die in der Familie nicht möglich sind, an außerehelichen Verkehr; das Familienleben erscheint den so Gewöhnten oft nur noch als eine lästige Fessel, die man mindestens jederzeit will wieder abstreifen können; man fordert unbedingte Scheidungsfreiheit und beruft sich darauf, wie in allen Großstädten die Ehescheidungen zunehmen, wie in Nordamerika heute teilweise jährlich schon auf 9—10 Eheschließungen eine Ehescheidung komme.

Indem man im Anschluß an die Theorien des 18. Jahrhunderts die Gleichheit von Mann und Frau predigt, fordert man die ganz gleiche Erziehung beider Geschlechter, die Zulassung der Frauen zu allen Berufen, betrachtet die Beseitigung gewisser Arbeitsschranken für die Frauen, wie sie mit dem Zunftwesen fielen, nur als eine erste dürftige Abschlagszahlung. Man erhofft die Beseitigung der Geld-, Konventions- und Versorgungsehen, wenn die Frauen alle Berufe erlernen und ergreifen dürfen; man hofft, daß, wenn die Frau durch eignen Erwerb auf sich selbst stehe, der stets kündbare Ehebund erst ein wirklich freier werde, und den bisher schon so eingeschränkten Familienhaushalt

glaubt man als ein Rumpelstück aus der Vorväter kümmerlicher Zeit bald vollends ganz über Bord werfen zu können.

Wenigstens der Sozialismus träumt von einem Leben der durch die Ehe Verbundenen in Hotels und Logierhäusern; alle gebärenden Frauen will er in öffentliche Gebärhäuser, alle Kinder in Kinderbewahranstalten, die Halberwachsenen in Lehrwerkstätten, Pensionate und öffentliche Schulen, die zugleich verpflegen, schicken; für alle Kranken sollen die Krankenhäuser, für alle Alten die Invalidenhäuser sorgen. So brauchen die arbeitenden Erwachsenen nichts als ein Wohn- und Schlafzimmer einerseits, Klubs, Speisehäuser, öffentliche Vergnügungsorte, Bibliotheken, Theater, Arbeits- und Produktionsräume andererseits. Der Familienhaushalt ist angeblich verschwunden.

Daß einer oberflächlichen Betrachtung unsrer heutigen technischen und sozialen Entwicklung derartige Ziele als die notwendigen und heilsamen Endergebnisse erscheinen können, wer wollte es leugnen? Und wer wollte, wenn er die großen Veränderungen früherer Epochen, den ungeheuren Wandel der heutigen Technik und das chaotische Ringen unsrer sittlichen Vorstellungen und sozialen Einrichtungen betrachtet, sicher sagen, derartiges sei unmöglich? Aber bei ruhiger, näherer Betrachtung erscheinen uns doch diese Ideale und Zukunftspläne als starke Übertreibungen, ja Verirrungen, als einseitig logische Schlüsse aus partiellen Bewegungstendenzen, die historisch notwendig wieder entgegengesetzten Strömungen weichen oder vielmehr mit anderen notwendigen Tendenzen sich vertragen müssen.

Die Familie soll verschwinden zugunsten des Staates und des Individuums? Glaubte man, als der Staat im 18. Jahrhundert den alten Korporationen zu Leibe ging, nicht dasselbe von der Gemeinde und allen Genossenschaften und Vereinen? Il n'y a que l'état et l'individu, dekretierte die französische Revolution, und heute sucht überall eine entwickelte Gesetzgebung die Kreise, die Gemeinden, die Vereine, die Genossenschaften zu fördern. Die höhere Kultur schafft immer kompliziertere Formen und erhält daneben doch an ihrer Stelle jede für bestimmte Zwecke als brauchbar gefundene typische Lebensform. Sollte sie plötzlich die seit Jahrtausenden ausgebildete

wichtigste, kräftigste, noch heute für 99% aller Menschen unentbehrliche ausstoßen? Je beweglicher heute das Leben wird, mit je mehr Menschen heute jeder in Verbindung kommt, je mehr jeder neben seinen Verwandten mit verschiedenen Fach- und Gesinnungsgenossen verkehrt, desto notwendiger wird ein sicherer, nach außen geschlossener engster Kreis der Liebe, des Vertrauens, des Behagens, wie ihn allein die Familie gibt. Man frage die Reisenden, die 2—10 Jahre im Gasthofe lebten, nach was sie sich am meisten sehnen. Wer jeden Hungrigen ins Wirtshaus, jede Gebärende ins Gebärhaus, jedes Kind von seiner Geburt bis zur Mannbarkeit in eine Reihe von Erziehungshäusern schickt, verwandelt die Gesellschaft in eine Summe genußsüchtiger, egoistischer Vagabunden, deren Nervenruhe und Überreizung die Mehrzahl zu Kandidaten für die Irrenhäuser macht.

Von 45 Mill. Deutschen waren 1882 13,3 Mill. männliche und 4,2 Mill. weibliche erwerbstätig, 8,1 Mill. männliche und 18,1 Mill. weibliche Personen lebten ohne Erwerb oder als Dienstboten in Familie und mit der Familienwirtschaft beschäftigt; über 2 Mill. der weiblich Erwerbstätigen gehörten dem Alter unter 30 Jahren an, also einer Gruppe, von welcher die meisten später in die Kategorie der nicht erwerbenden Familienglieder übergehen. Was wäre nun nötig, wenn das sozialistische Ideal sich verwirklichte: Erziehungsanstalten für 15—16 Mill. Kinder und junge Leute, die heute fast alle noch bei ihren Eltern wohnen; das würde Kosten von Milliarden machen, die bezahlten Lohn- und Erziehungskräfte ins Zehn- und Mehrfache steigern, die ganze so wichtige geistig-sittliche Wechselwirkung zwischen Eltern und Kindern aufheben. Für die 17,6 Mill. männlicher und weiblicher bisher erwerbstätiger und die 10 Mill. bisher nicht erwerbstätiger Erwachsener, also zusammen für etwa 27 Mill., wäre einerseits bezahlte Lohnarbeit, andererseits Unterkommen in Hotels, zeitweise in Gebär-, Kranken-, Invalidenhäusern nötig, soweit sie nicht als Beamte dauernd in Erziehungshäusern oder sonstigen Anstalten leben müßten. Eine ungeheuere Summe von heute unbezahlter Arbeit in der Familie und gegenseitiger liebevoller Fürsorge, die jetzt spielend, von Leuten, die sich kennen, sich

richtig behandeln, geschieht, würde aufgehoben; alle Arbeit würde in eine bezahlte, gebuchte, für Fremde mit Gleichgültigkeit verrichtete verwandelt. Für einige Prozente der Kranken und Gebärenden wird es heute ein technischer Vorteil sein, in eine Anstalt zu gehen; für die Mehrzahl ist die Pflege zu Hause die unendlich bessere und billigere; sie ist zugleich die sittlich erziehende. Die Kosten des Unterhaltes in den Hotels wären gewiß in einzelnen Beziehungen geringer, aber vielfach auch höher als heute in den Familien; die Reibung, die Händel wären viel erheblicher, ein großer Teil der heutigen individuellen Freiheit wäre vernichtet: eine Disziplin wäre nötig, gegen welche die einst in der patriarchalischen Familie vorhandene ein Kinderspiel wäre; die Sparsamkeit würde eine viel kleinere; in all den Hotels, Erziehungsanstalten usw. wirtschaftete ja jeder aus der allgemeinen Kasse; der mechanisch-gesellschaftliche Apparat, seine Kontrollen, seine Kosten würden außerordentlich wachsen. Der optimistischen Hoffnung der Sozialisten also, eine solche Organisation sei billiger und besser, produziere viel mehr, stehen die gegründetsten Bedenken entgegen. Was macht die Arbeit die heute noch in der Familie geschieht, billig und gut? Daß sie mit Liebe für Mann und Kind, für das eigenste Interesse erfolgt, daß sie nicht bezahlt und gebucht wird, daß dabei nicht gerechnet wird. Nun soll, was bisher diese Millionen Menschen in der Familie für sich und die Ihrigen getan haben, in Lohnarbeit für Fremde verwandelt werden! Die Pflege des kranken Kindes durch die Mutter kann kein Krankenhaus der Welt ersetzen. Nur weniges von dem, was die Millionen Familienglieder heute zu Hause tun, läßt sich durch maschinellen Großbetrieb besser ausführen; es sind die tausend kleinen Dienste, Besorgungen, Einwirkungen auf Kinder und Verwandte, die in dem Maße, wie sie auf bezahlte Fremde übergehen, schlechter und teurer werden.

Außerdem aber: das durch Jahre dauernde Zusammensein von Mann und Frau, von Eltern und Kindern ist die Vorbedingung für die Erzeugung starker Pflichtgefühle, heroischer Aufopferung, der wichtigsten sympathischen Gefühle überhaupt und für die Überlieferung aller seit Jahrtausenden entstandenen sittlichen Errungen-

schaften. Die Familie wird dabei in immer kompliziertere Verbindung mit Schulen und anderen Institutionen kommen; gesund bleibt der soziale Körper nur, wenn die Kraft und Selbständigkeit der Familie nach innen ebenso wächst, wie die Ausbildung der anderen Organe in ihrer Art gelingt.

Das schiefe Ideal der Gleichheit von Mann und Frau vergißt, daß alle höhere Kultur größere Differenzierung und größere Abhängigkeit der differenzierten Teile von einander, bessere Verbindung der verschiedenen unter einander bedeutet, vergißt den Nachweis, wie es zu machen, daß das Kindergebären und das Waffentragen auch abwechselnd von Mann und Frau zu übernehmen sei. Die Forderung, daß man heute die Frau zum Lehrberufe, zum Heilberufe und sonst noch manchem zulasse, ist ganz richtig, aber ihre Erfüllung wird segensreicher wirken, wenn die Sitte, vielleicht auch das Recht dafür an bestimmten Stellen die Männer ausschließt; denn bloß in die Arena der atemlosen Männerkonkurrenz noch Tausende von Weibern einführen und sie unter der Hetzpeitsche des Wettbewerbs um die Erwerbsquellen kämpfen lassen, heißt nur den Lohn erniedrigen oder die Bevölkerung proletarisch vermehren. Die Kinder- und Frauenarbeit unserer Tage ist nicht ein Beweis, daß unsere Technik, unser Familienleben, unsere Produktion diese Kräfte hier am besten verwenden, daß ähnliches durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch zu geschehen habe, sondern zeigt nur, daß man sich in der Zeit des Überganges zur Hausindustrie, zur Manufaktur- und Großindustrie, zumal in den Gegenden dichter Bevölkerung, über die Tragweite der beginnenden industriellen Frauen- und Kinderarbeit nicht klar war. Sind nicht die Bergdistrikte, in denen man nie Frauen zur Bergarbeit zuließ, die glücklichsten? Man könnte behaupten, es wäre ein großes Glück gewesen, wenn die Regel, daß die Frau ins Haus und nicht in die Produktion für den Weltmarkt gehöre, aus der Zunft in die moderne Zeit herüber sich hätte erhalten lassen: die Bevölkerung wäre langsamer gewachsen, furchtbares Elend wäre erspart geblieben. Und heute handelt es sich darum, wenigstens so weit wie möglich und nach und nach wieder die verheiratete Frau und das Kind aus der Mehrzahl der großen Industrien zu ver-

drängen und für die unverheirateten Mädchen, die eines Erwerbes bedürfen, eine bestimmte Zahl von Gebieten zu öffnen, für die sie besser als die Männer passen.

Alle Frauen bedürfen einer besseren Erziehung als heute; möglichst viele mögen soweit gebracht werden, daß sie eine Reihe von Jahren oder dauernd auf sich selbst stehen können; alle aber müssen in erster Linie so erzogen werden, daß sie gute Mütter und Hausfrauen werden; denn jede Frau, die das nicht wird, hat ihren eigentlichen Beruf, den, in dem sie das Höchste, das Vollendetste, das Segensreichste leistet, verfehlt; und jede Frau, die eine schlechte Mutter und Hausfrau wird, schädigt sittlich und wirtschaftlich die Nation viel mehr, als sie ihr nützt, wenn sie die trefflichste Ärztin, Buchführerin, Geschäftsfrau oder sonst was wird.

Nicht in der Vernichtung, sondern in dem richtigen Wiederaufbau der Familienwohnung und der Familienwirtschaft liegt die Zukunft der Völker und die wahre Emanzipation des Weibes. Man beachte, was heute eine tüchtige Hausfrau des Mittelstandes durch vollendete hauswirtschaftliche und hygienische Tätigkeit, durch Kindererziehung, durch Kenntnis und Benutzung der hauswirtschaftlichen Maschinen leisten kann; man übersehe nicht, wie einseitig die großen naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritte sich bisher in den Dienst der Großindustrie gestellt haben, welche segenspendende Vervollkommnung noch möglich ist, wenn sie nun auch in den Dienst des Hauses treten. Nur die rohe barbarische Hauswirtin der unteren Klassen kann sagen, sie habe heute nichts mehr im Hause zu tun; vollends bei gesunder Wohnweise, wenn zu jeder Wohnung ein Gärtchen gehört, ist die Hausfrau, ja sie mit ihren halberwachsenen Kindern, auch heute voll beschäftigt, und wird es künftig noch mehr sein, trotz aller sie unterstützenden Schulen, Kaufläden und Gewerbe, trotzdem, daß sie in steigendem Maße fertige Produkte, ja fertiges Essen einkauft. Und neben ihrer Hauswirtschaft soll sie Zeit für Lektüre, Bildung, Musik, gemeinnützige und Vereinstätigkeit haben, gerade auch bis in die untersten Klassen hinein. Ohne das gibt es keine soziale Rettung und Heilung.

39. Das Denken in der heutigen Medizin.

E. von Leyden.

Das Denken in der heutigen Medizin. Berlin, Hirschwald, 1903. S. 17—20.

Ohne Zweifel hat die Medizin neben ihrer wissenschaftlichen Entwicklung noch ein anderes Fundament, welches ihr zu allen Zeiten Geltung und Würde gesichert hat. Das ist ihr Beruf, nützlich und hilfreich zu sein, dem kranken und hilfsbedürftigen Mitmenschen zu helfen. Ihr eigentliches Problem ist und bleibt nicht sowohl die Krankheit, als der kranke Mensch. Die Bedeutung der Medizin liegt eben in diesem ihrem Objekte, dem Menschen, dessen höchste Güter, Leben und Gesundheit, sie zu schützen berufen ist. In dem Werte ihres Objektes besteht die Bedeutung und der kontinuierliche Zusammenhang der Medizin von ihren Anfängen bis zum heutigen Tage. In der Medizin des Altertums, in den noch erhaltenen medizinischen Schriften der Inder, Juden und Griechen liegt dieser Gedanke ausgedrückt, am schönsten und reichsten an Form und Inhalt in den Schriften von Hippokrates, welche ihren gewaltigen Einfluß und ihre Autorität fast 2000 Jahre behalten haben. Trotz aller späteren Wechsel von medizinischen Schulen, Theorien und Phantasien hat sich der Hippokratismus in diesem Sinne behauptet und greift bis in die neueste Zeit über. Die Medizin ist nicht als Wissenschaft erstanden, sondern durch die Notwendigkeit; ihre Schätze sind zuerst aus der Erfahrung gesammelt und durch das Genie ihrer Vertreter zur Kunst gestaltet. Jede Kunst ist bestrebt, zur Wissenschaft zu werden; jede Wissenschaft zur Kunst, so auch die Medizin. Das heißt: die Kunst braucht ein wissenschaftliches Fundament, die Wissenschaft bedarf des Könnens. Die Wissenschaft soll und muß nützlich sein; der alte Spruch Ciceros: „Nisi utile est, quod faciamus, stulta est gloria“ kommt hier wieder zur Geltung. Es gibt einen Ausspruch unseres großen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, welcher sich auf die Politik bezieht, er sagte: „Die Politik kann nicht im Laboratorium gemacht werden, denn sie hat überall mit dem Menschen zu tun.“ In analoger Weise darf man von der Medizin sagen: sie kann nicht ausschließlich im Laboratorium gemacht werden, denn

sie hat überall mit dem Menschen zu tun. Die Wissenschaft zergliedert, um in die Tiefe zu dringen, um das letzte, mikroskopische, lebendige Element, die Zelle, in ihren Lebenseigenschaften zu studieren. Die Kunst dagegen hält das Ganze zusammen, sie betrachtet das Individuum, den ganzen Menschen. Die Wissenschaft sucht allgemeine Gesetze, die Kunst die Persönlichkeit. So tritt im Wechsel der medizinischen Systeme und trotz ihres Wechsels immer und immer wieder der Zweck des Heilens in den Vordergrund: das therapeutische Denken. Der erste und letzte Gedanke des Arztes in jedem Krankheitsfalle sollte der sein: „Kann ich überhaupt, und wie kann ich dem Kranken helfen, der meine Hilfe sucht." Auch die Diagnose gipfelt in dem Zweck der Heilung. Abgesehen von dem absoluten Werte der Wissenschaft, und selbst auch der Diagnostik, konzentriert sich für den Arzt in seinem Berufe doch alles mehr oder minder auf das Verlangen, mit den Schätzen der Wissenschaft seinen Kranken zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu verhelfen.

Freilich blieb das therapeutische Denken lange Zeit unklar, unsicher und schwankend, solange ihm die Wissenschaft und die geläuterte Erfahrung noch keine sicheren Wege weisen konnte; der Glaube an Wunder und an übernatürliche Einflüsse, an den unmittelbaren Einfluß Gottes einerseits, der bösen Geister andererseits, sollten die Lücken des Wissens ausfüllen. Als nun die Wissenschaft der Medizin mit der Anatomie erstand, als die naturwissenschaftliche Forschung glänzende Entdeckungen und Erfolge zeitigte, da konnte die Therapie zunächst noch nicht gleichen Schritt halten, sie wurde mißachtet und in den Hintergrund gedrängt — doch nur für kurze Zeit.

Die glänzenden Fortschritte der Chirurgie und Prophylaxe (öffentliche Gesundheitspflege) führten die hervorragende Bedeutung der helfenden Medizin vor aller Augen und illustrierten aufs neue und eindringlichste die Erkenntnis, daß hier die schließliche Aufgabe der Medizin gelegen und mit ihr das gemeinsame Band gegeben ist, welches alle anscheinend zersplitterten Spezialfächer der Medizin zusammenhält. Dazu kam, daß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Hilfsbereitschaft und die werktätige Nächstenliebe sich mit einer bis dahin unbekannten Kraft zum Segen vieler Hilfs-

Knochenstück, das Oberkieferbein, welches alle Zähne enthielt. Da entdeckte Goethe auch am menschlichen Schädel schwache Spuren der Nähte, welche bei den Tieren Oberkiefer und Zwischenkiefer verbinden, und schloß daraus, daß auch der Mensch ursprünglich einen Zwischenkiefer besitze, der aber später, durch Verschmelzung mit dem Oberkiefer verschwinde. Diese unscheinbare Tatsache läßt ihn sogleich einen Quell des anregendsten Interesses in dem wegen seiner Trockenheit übel berüchtigten Boden der Osteologie entdecken. Daß Mensch und Tier ähnliche Teile zeigen, wenn sie diese Teile zu ähnlichen Zwecken dauernd gebrauchen, hatte nicht Überraschendes gehabt. In diesem Sinne hatte schon Camper die Ähnlichkeiten des Baues bis zu den Fischen hin zu verfolgen gesucht. Aber daß diese Ähnlichkeit der Anlage nach bestehe, auch in einem Falle, wo sie den Anforderungen des vollendeten menschlichen Baues offenbar nicht entspricht, und ihnen deshalb nachträglich durch Verwachsung der getrennt entstandenen Teile angepaßt werden muß, das war ein Wink, welcher dem geistigen Auge von Goethe genügte, um ihm einen Standpunkt von weit umfassender Aussicht anzuzeigen. Weitere Studien überzeugten ihn bald von der Allgemeingültigkeit seiner neugewonnenen Anschauung, so daß er im Jahre 1795 und 1796 die ihm dort aufgegangene Idee näher bestimmen und in dem Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie zu Papier bringen konnte. Er lehrt darin mit der größten Entschiedenheit und Klarheit, daß alle Unterschiede im Bau der Tierarten aufgefaßt werden müßten als Veränderungen des einen Grundtypus, welche durch Verschmelzung, Umformung, Vergrößerung, Verkleinerung oder gänzliche Beseitigung einzelner Teile hervorgebracht seien. Es ist das, im gegenwärtigen Zustande der vergleichenden Anatomie, in der Tat die leitende Idee dieser Wissenschaft geworden. Sie ist später nirgends besser und klarer ausgesprochen, als es durch Goethe geschehen ist: auch hat die Folgezeit nur wenige wesentliche Veränderungen daran vorgenommen, deren wichtigste die ist, daß man den gemeinsamen Typus jetzt nicht für das ganze Tierreich, sondern für jede der von Cuvier aufgestellten Hauptableitungen desselben zugrunde legt. Der Fleiß von Goethes Nachfolgern hat ein unendlich viel reicheres, wohlgesichtetes

Material zusammengehäuft und hat das, was er nur in allgemeinen Andeutungen geben konnte, in das Speziellste verfolgt und durchgeführt.

Die zweite leitende Idee, welche Goethe der Wissenschaft schenkte, sprach eine ähnliche Analogie zwischen den verschiedenen Teilen ein und desselben organischen Wesens aus, wie wir sie eben für die entsprechenden Teile verschiedener Arten beschrieben haben. Die meisten Organismen zeigen eine vielfältige Wiederholung einzelner Teile. Am auffallendsten ist das bei den Pflanzen; eine jede pflegt eine große Anzahl gleicher Stengelblätter, gleicher Blütenblätter, Staubfäden usw. zu haben. Goethe wurde zuerst, wie er erzählt, beim Anblick einer Fächerpalme in Padua darauf aufmerksam, wie mannigfach die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der nacheinander entwickelnden Stengelblätter einer Pflanze sein können, wie, statt der ersten einfachsten Wurzelblättchen, mehr und mehr geteilte Blätter und schließlich die zusammengesetztesten Fiederblätter sich entwickeln: es gelang ihm auch später, die Übergänge zwischen den Blättern des Stengels und denen des Kelches und der Blüte, zwischen letzteren und den Staubfäden, Nektarien und Samengebilden zu finden und so zur Lehre von der Metamorphose der Pflanzen zu gelangen, welche er 1790 veröffentlichte. Wie die vordere Extremität der Wirbeltiere sich bald zum Arm beim Menschen und Affen, bald zur Pfote mit Nägeln, bald zum Vorderfuß mit Hufen, bald zur Flosse, bald zum Flügel entwickelt und immer eine ähnliche Gliederung, Stellung und Verbindung mit dem Rumpfe behält, so erscheint das Blatt bald als Keimblatt, bald als Stengelblatt, Blütenblatt, Staubfaden, Honiggefäß, Pistill, Samenhülle usw. immer mit einer gewissen Ähnlichkeit der Entstehung und Zusammensetzung und, unter ungewöhnlichen Umständen, auch bereit, aus der einen Form in die andere überzugehen. Jeder, der eine gefüllte Rose aufmerksam betrachtet, wird ihre teils halbe, teils ganz in Blütenblätter verwandelten Staubfäden leicht erkennen. Auch diese Anschauungsweise Goethes ist gegenwärtig in der Wissenschaft vollständig eingebürgert und erfreut sich der allgemeinen Zustimmung der Botaniker, wenn auch über einzelne Deutungen gestritten wird, z. B. ob der Samen ein Blatt oder ein Zweig sei.

Knochenstück, das Oberkieferbein, welches alle Zähne enthielt. Da entdeckte Goethe auch am menschlichen Schädel schwache Spuren der Nähte, welche bei den Tieren Oberkiefer und Zwischenkiefer verbinden, und schloß daraus, daß auch der Mensch ursprünglich einen Zwischenkiefer besitze, der aber später, durch Verschmelzung mit dem Oberkiefer verschwinde. Diese unscheinbare Tatsache läßt ihn sogleich einen Quell des anregendsten Interesses in dem wegen seiner Trockenheit übel berüchtigten Boden der Osteologie entdecken. Daß Mensch und Tier ähnliche Teile zeigen, wenn sie diese Teile zu ähnlichen Zwecken dauernd gebrauchen, hatte nicht Überraschendes gehabt. In diesem Sinne hatte schon Camper die Ähnlichkeiten des Baues bis zu den Fischen hin zu verfolgen gesucht. Aber daß diese Ähnlichkeit der Anlage nach bestehe, auch in einem Falle, wo sie den Anforderungen des vollendeten menschlichen Baues offenbar nicht entspricht, und ihnen deshalb nachträglich durch Verwachsung der getrennt entstandenen Teile angepaßt werden muß, das war ein Wink, welcher dem geistigen Auge von Goethe genügte, um ihm einen Standpunkt von weit umfassender Aussicht anzuzeigen. Weitere Studien überzeugten ihn bald von der Allgemeingültigkeit seiner neugewonnenen Anschauung, so daß er im Jahre 1795 und 1796 die ihm dort aufgegangene Idee näher bestimmen und in dem Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie zu Papier bringen konnte. Er lehrt darin mit der größten Entschiedenheit und Klarheit, daß alle Unterschiede im Bau der Tierarten aufgefaßt werden müßten als Veränderungen des einen Grundtypus, welche durch Verschmelzung, Umformung, Vergrößerung, Verkleinerung oder gänzliche Beseitigung einzelner Teile hervorgebracht seien. Es ist das, im gegenwärtigen Zustande der vergleichenden Anatomie, in der Tat die leitende Idee dieser Wissenschaft geworden. Sie ist später nirgends besser und klarer ausgesprochen, als es durch Goethe geschehen ist; auch hat die Folgezeit nur wenige wesentliche Veränderungen daran vorgenommen, deren wichtigste die ist, daß man den gemeinsamen Typus jetzt nicht für das ganze Tierreich, sondern für jede der von Cuvier aufgestellten Hauptableitungen desselben zugrunde legt. Der Fleiß von Goethes Nachfolgern hat ein unendlich viel reicheres, wohlgesichtetes

Material zusammengehäuft und hat das, was er nur in allgemeinen Andeutungen geben konnte, in das Speziellste verfolgt und durchgeführt.

Die zweite leitende Idee, welche Goethe der Wissenschaft schenkte, sprach eine ähnliche Analogie zwischen den verschiedenen Teilen ein und desselben organischen Wesens aus, wie wir sie eben für die entsprechenden Teile verschiedener Arten beschrieben haben. Die meisten Organismen zeigen eine vielfältige Wiederholung einzelner Teile. Am auffallendsten ist das bei den Pflanzen; eine jede pflegt eine große Anzahl gleicher Stengelblätter, gleicher Blütenblätter, Staubfäden usw. zu haben. Goethe wurde zuerst, wie er erzählt, beim Anblick einer Fächerpalme in Padua darauf aufmersam, wie mannigfach die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der nacheinander entwickelnden Stengelblätter einer Pflanze sein können, wie, statt der ersten einfachsten Wurzelblättchen, mehr und mehr geteilte Blätter und schließlich die zusammengesetztesten Fiederblätter sich entwickeln; es gelang ihm auch später, die Übergänge zwischen den Blättern des Stengels und denen des Kelches und der Blüte, zwischen letzteren und den Staubfäden, Nektarien und Samengebilden zu finden und so zur Lehre von der Metamorphose der Pflanzen zu gelangen, welche er 1790 veröffentlichte. Wie die vordere Extremität der Wirbeltiere sich bald zum Arm beim Menschen und Affen, bald zur Pfote mit Nägeln, bald zum Vorderfuß mit Hufen, bald zur Flosse, bald zum Flügel entwickelt und immer eine ähnliche Gliederung, Stellung und Verbindung mit dem Rumpfe behält, so erscheint das Blatt bald als Keimblatt, bald als Stengelblatt, Blütenblatt, Staubfaden, Honiggefäß, Pistill, Samenhülle usw. immer mit einer gewissen Ähnlichkeit der Entstehung und Zusammensetzung und, unter ungewöhnlichen Umständen, auch bereit, aus der einen Form in die andere überzugehen. Jeder, der eine gefüllte Rose aufmerksam betrachtet, wird ihre teils halbe, teils ganz in Blütenblätter verwandelten Staubfäden leicht erkennen. Auch diese Anschauungsweise Goethes ist gegenwärtig in der Wissenschaft vollständig eingebürgert und erfreut sich der allgemeinen Zustimmung der Botaniker, wenn auch über einzelne Deutungen gestritten wird, z. B. ob der Samen ein Blatt oder ein Zweig sei.

Unter den Tieren ist die Zusammensetzung aus ähnlichen Teilen sehr auffallend in der großen Abteilung der Geringelten, z. B. der Insekten nnd Ringelwürmer. Die Insektenlarve, die Raupe eines Schmetterlings, besteht aus einer Anzahl ganz gleicher Körperabschnitte, der Leibesringel; nur der erste und letzte zeigen gewisse Abweichungen. Bei ihrer Verwandlung zum vollkommenen Insekte bewährt sich sehr leicht und deutlich die Anschauungsweise, welche Goethe in der Metamorphose der Pflanzen aufgefaßt hatte: die Entwicklung des ursprünglich Gleichartigen zu anscheinend sehr verschiedenen Formen. Die Ringel des Hinterleibes behalten ihre ursprüngliche einfache Form, die des Bruststückes ziehen sich stark zusammen, entwickeln Füße und Flügel, die des Kopfes Kinnladen und Fühlhörner, so daß an vollkommenen Insekten die ursprünglichen Ringel nur noch am Hinterleibe zu erkennen sind. Auch bei den Wirbeltieren ist die Wiederholung gleichartiger Teile in der Wirbelsäule angedeutet, aber in der äußeren Gestalt nicht mehr zu erkennen. Ein glücklicher Blick auf einen halbgesprengten Schafschädel, welchen Goethe im Sande des Lido von Venedig 1790 zufällig fand, lehrte ihn auch den Schädel als eine Reihe stark veränderter Wirbel aufzufassen. Beim ersten Anblick kann nichts unähnlicher sein, als die weite einförmige, von platten Knochen begrenzte Schädelhöhle der Säugetiere und das enge zylinderische, aus kurzen, massigen und vielfach gezackten Knochen zusammengesetzte Rohr der Wirbelsäule. Es gehört ein geistreicher Blick dazu, um im Schädel der Säugetiere die ausgeweiteten und umgeformten Wirbelringe wiederzuerkennen, während bei Amphibien und Fischen die Ähnlichkeit auffallender ist. Goethe ließ übrigens diesen Gedanken lange Zeit liegen, ehe er ihn veröffentlichte; vielleicht, weil er seiner günstigen Aufnahme nicht recht sicher war. Unterdessen fand Oken 1806 denselben Gedanken, führte ihn in die Wissenschaft ein und geriet darüber in einen Prioritätsstreit mit Goethe, welcher erst 1817, als der Gedanke anfing sich Beifall zu erwerben, erklärte, daß er ihn seit 30 Jahren gehegt habe. Über die Zahl und die Zusammensetzung der einzelnen Schädelwirbel ward und wird noch viel gestritten, der Grundgedanke hat sich aber erhalten.

Die Lehre von der Pflanzenmetamorphose ist als Goethes anerkanntes und direktes Eigentum in die Botanik eingeführt worden. Seine Ansichten über den gemeinsamen Bauplan der Tiere scheinen dagegen nicht eigentlich direkt in den Entwicklungsgang der Wissenschaften eingegriffen zu haben. Seine osteologischen Ansichten stießen zuerst auf Widerspruch bei den Männern vom Fache und wurden erst später, als sich die Wissenschaft, wie es scheint, unabhängig zu derselben Erkenntnis durchgearbeitet hatte, Gegenstand der Aufmerksamkeit. Er selbst klagt, daß seine ersten Ideen über den gemeinsamen Typus zur Zeit, als er sie in sich durcharbeitete, nur Widerspruch und Zweifel gefunden, und daß sogar Männer von frisch aufkommender Originalität, wie Alexander und Wilhelm von Humboldt, sie nur mit einer gewissen Ungeduld angehört hätten. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß theoretische Ideen in den Naturwissenschaften nur dann die Aufmerksamkeit der Fachgenossen erregen, wenn sie gleichzeitig mit dem ganzen beweisenden Materiale vorgeführt werden und durch dieses ihre tatsächliche Berechtigung darlegen. Jedenfalls aber gebührt Goethe der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwicklungsgang der genannten Wissenschaften hindrängte und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird.

41. Alexander von Humboldt.

Wilhelm Förster.

Gedächtnisrede zur Säkularfeier des Geburtsjahres Alexander von Humboldts, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Berlin 1876. S. 103—114. (Gekürzt.)

In Alexander von Humboldt haben wir einen Mann vor uns, welcher überall auf der weiten Erde, selbst da, wo man nichts von seinen Schriften gelesen hat, in dunklem Begeisterungsdrange als ein Wohltäter der Menschheit gepriesen wird, einen Mann, dessen Name, obwohl er den Kämpfen der Tagesmeinungen stets fern geblieben ist, doch zu einem Feldzeichen in dem großen Streite zwischen Wissenschaft und Glauben geworden ist; wir haben einen Forscher vor uns,

über dessen Haupte, obwohl seine Zeit auf einzelnen Gebieten der Naturforschung nicht arm an noch größeren Heroen ist, dennoch wie eine Strahlenglorie der populäre Name des Größten schwebt.

Gewaltig ist das Werk, das dieser Geist auf Erden getan, allumfassend und tiefdurchdringend die Kraft, welche so mächtige geistige Bauwerke zu Nutz und Frommen der Menschheit errichtet hat, aber größer und herrlicher noch ist trotz aller auch ihm nicht fehlenden Schwächen die Wirkung seines ganzen lichtumstrahlten Lebens, eine Wirkung, die sich nicht auf die Tragweite der edlen, fast vornehmen Sprache dieses Geistes beschränkt, sondern die sich von Herz zu Herz fortgepflanzt hat und ein elementares Wohlgefühl, wie die Sage von vergangener goldener Zeit oder die Verheißung künftigen Glückes selbst da noch hervorruft, wo die Strahlen von Humboldts Forschung noch wenig Macht über die Nebel dumpfen Wahn- und Bedürfnislebens zu gewinnen vermochten.

Woher diese wunderbaren Wirkungen der Persönlichkeit des großen Naturforschers, woher diese fast überschwängliche Begeisterung des Volkes für ein Leben, welches direkt zu dem Wohl und Wehe der Menschen keine naheliegenden Beziehungen zu haben scheint?

Gewiß ist der besondere Zauber des Namens Humboldt anfänglich aus den Wirkungen entstanden, welche die große amerikanische Reise auf die Einbildungskraft der Menschen ausgeübt hat. Wenn schon kühne Männer, die mit festem Mut und hellem Blick ferne Gegenden aufsuchen und den Gefahren und Mühsalen der Wildnis trotzen, in jedem Falle der herzlichen Sympathie, ja, wenn der Erfolg bedeutend ist, der warmen Begeisterung der Menschen sicher sind, so kam bei Humboldts großer Forschungsreise der besondere Reiz dazu, daß er Länder betrat, in denen die Pracht der Vegetation, die Erhabenheit der Berge, die Gewalt der vulkanischen Erscheinungen ungewöhnliche Wirkungen auf die Einbildungskraft ausüben mußten, und daß diese Länder ein Mann von glänzenden Gaben und hoher Lebensstellung betrat, dem nicht nur in der Schilderung solcher Eindrücke fast musischer Wohllaut zu Gebote stand, sondern in dessen Darstellung auch ein Geist und eine Gesinnung von ungewöhnlich ergreifender Kraft und Größe sich aussprachen.

Niemals vorher war es geschehen, daß ein reisender Forscher sich allen Naturerscheinungen gegenüber nicht nur im Besitz der besten vorhandenen Kenntnisse, sondern auch im Besitze von zahlreichen neuen und fruchtbaren Ideen erwies, welche eben erst begonnen hatten, die Gipfel der geistigen Welt Europas zu erleuchten und der Mehrzahl, selbst der Naturforscher, damals noch ungeläufig waren. Ein Geist, von dem Morgenlicht einer neuen Zeit erhellt, zur höchsten Wirkung innerhalb der Kulturwelt befähigt, war von der Allgewalt, mit welcher große Gedankenformen in ihm nach Bewährung und Erfüllung durch reicheren und immer reicheren Inhalt lechzten, hinausgetrieben worden in den dunklen Urwald und wandelte dort umher wie eine Leuchte unter den riesenhaften Erzeugnissen üppigster Schöpfungskraft, allem, worauf sein Blick fiel, einen neuen Sinn, eine richtigere Stelle in der Gesamtheit der Erscheinungen verleihend.

Aber auch eine völlig neue und ergreifende Gesinnung in der Beurteilung menschlicher Verhältnisse klang aus den Reiseberichten des hohen Mannes hervor.

Die Art, wie er die Kulturzustände der rohen Völker, die politischen und gesellschaftlichen Zustände der amerikanischen Staaten beurteilte, ließ erkennen, daß die großen humanen Prinzipien, welche die kräftigsten französischen Geister des 18. Jahrhunderts wieder in das Gedächtnis der Menschen zurückgerufen hatten, und welche bei den Humboldt befreundeten Heroen der deutschen Literatur in unvergänglich schönen Lebensgestalten gewissermaßen Fleisch und Blut geworden waren, daß diese Prinzipien in dem Urteile des Reisenden bereits so sicher wie ewige, unbestrittene Naturgesetze walteten, denen gegenüber bei ihm alle engherzigen Sophismen der Interessenpolitik als ohnmächtige Versuche, den großen Gang der humanen Entwicklung zu hemmen, unerbittliche Verurteilung fanden.

Wie erquickend ist es noch jetzt, das zu lesen, was Humboldt damals über die Negersklaverei ausgesprochen, und wie beschämend fühlt man, durch welche Wirrsale egoistischer Interessen und politischer Schlußfehler seit jener Zeit das öffentliche Urteil über solche Fragen, wenn auch nur vorübergehend, getrübt werden konnte, während der

große Forscher unverrückt an den reinen Gedanken, die sein jugendlicher Geist mit froher Sicherheit erfaßt hatte, bis in das höchste Greisenalter festhielt.

Neben hoher Menschenliebe bewies Humboldt aber auch eine damals noch höchst seltene Fähigkeit, die naturwissenschaftliche Methode auch auf die Erforschung menschlicher Verhältnisse anzuwenden — einen hellen Blick für alle Zusammenhänge der menschlichen Zustände mit den natürlichen Bedingungen des Daseins, Klima, Bodengestaltung usw. und einen geschickten Sammlerfleiß auch für diejenigen in Zahlenverhältnissen auszudrückenden Erscheinungen, auf Grund deren sich erst jetzt eine wissenschaftliche Behandlung der Probleme der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln beginnt.

Also der Eindruck jener heldenhaft kühnen Reise, verbunden mit der aus jeder Zeile von Humboldts Briefen und Berichten sprechenden ungewöhnlich reichen Geistesanlage und ergreifend warmen Organisation der Mitempfindung, hatten schon vor einem halben Jahrhundert seinem Namen einen ganz besonderen Ruhm und Glanz verliehen, welcher hingereicht haben würde, sein Leben bis in das höchste Alter hinein zu erhellen, selbst wenn fortan seine Wirksamkeit einen durchaus schlichten Charakter gehabt hätte.

Aber nach dem Abschluß der großen Reise und der Ordnung und Verwertung der überaus reichen Sammlungen von Gegenständen und von Wahrnehmungen und Aufzeichnungen, durch welche die Reise noch jahrzehntelang eine Fundgrube heimischer Forscher wurde, begann sich erst in ganzer Kraft und Reinheit das Lebensgesetz dieses Geistes zu verwirklichen, dergestalt, daß, während die unmittelbaren Eindrücke seiner jugendlichen oder heroischen Zeit unter den Mitlebenden allmählich verblichen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die begeisternde Wirkung seiner stillen Tätigkeit mächtiger sich entwickelte und in immer weiteren Kreisen eine Ahnung von dem Glücke hervorrief, dessen Verkündigung und Verbreitung ihm unverwandt vorschwebte . . .

Was Humboldts Bedeutung auf dem eigentlichen Gebiete der sammelnden und messenden Naturforschung betrifft, so ist es wohl der richtige Sachverhalt, daß er auf zahlreichen Gebieten ein in großartigem Stile tätiger und völlig kompetenter Forscher war, daß

ihm einzelne Zweige der Naturerkenntnis Beiträge von mindestens derselben Schlichtheit, Sicherheit und Routine verdanken, die den ganzen Lebensinhalt und mit Recht den Stolz so vieler ehrenwerten wissenschaftlichen Männer ausmacht. Der Astronom, der Meteorologe und Physiker wird z. B. mit Freuden den echt zunftgemäßen Wert der geographischen, meteorologischen und magnetischen Messungen des großen Reisenden zugestehen.

Aber vergleicht man diese und andere seiner wissenschaftlichen Beiträge mit den Leistungen der gewaltigen Männer, welche die Technik der Forschung mit mathematischem Tiefsinn und mit der Gabe, aus den letzten Quellen der menschlichen Gedankenarbeit zu schöpfen, verbinden, vergleicht man z. B. auf den genannten Gebieten Humboldt mit Zeitgenossen, wie dem großen Bessel und dem außerordentlichen Denker und Forscher Gauß, dann sieht man klar, daß Humboldts Name seine gefeierte Größe ganz andern Vorzügen verdanken muß als seiner Forschertätigkeit; denn zu Forschern, wie die genannten beiden hat Humboldt selbst immer wie zu großen Meistern dankbar und bewundernd emporgesehen, während sie das **deutsche Volk im allgemeinen nicht kennt.**

Es ist eben Humboldts eigentliche und höchste Bedeutung eine eminent pädagogische, seine höchsten Gaben lagen auf literarischem Gebiete, auf dem Gebiete der Darstellung und Verbindung der Tatsachen, der Klärung und Gestaltung der wissenschaftlichen Meinungen, der lichtvollen Beherrschung und Anordnung einer Summe von Kenntnissen und Gedanken, wie sie nur in Intervallen von Jahrhunderten sich in eines Menschen Haupte vereinigt vorfinden.

War es ihm auch durch Gaben und Neigungen nicht vergönnt, in den feinsten Werkstätten des menschlichen Gedankens selbsttätig einzugreifen, so besaß er dagegen die unvergleichliche Gabe, die tiefsinnigsten und fernliegendsten Geistestaten anderer in ihrem Werte für das Ganze schnell zu erfassen, an die rechte Stelle zu setzen und überall mit höchster Sympathie, man kann sagen, meistens mit dem vollendeten Geschmacke des Kenners den leisesten Fortschritt zu begrüßen und zu fördern, in welchem er die Hand eines Künstlers des Gedankens erkannte.

So war er lange Zeit hindurch in gewisser Beziehung das Bewußtsein, die Seele der wissenschaftlichen Welt. Durch ihn fühlten sich die vereinzelten Kräfte verschiedener Nationen näher verbunden, durch ihn befruchteten sich Ideen, die auf weit getrennten Gebieten der Wissenschaft erblüht waren, durch ihn erfuhren große Gedankenarbeiten in der Stille freudige Förderung, bevor noch der Name ihrer Urheber irgendeinen Klang gewonnen hatte, durch ihn endlich wurde in einem großen Gesamtwerke, dem Kosmos, zu welchem Forscher aller Gebiete und aller Nationen beitrugen, die Strahlen der Naturerkenntnis, ja man kann sagen, der Geistesbildung seiner ganzen Zeit wie in einem Brennpunkte zu mächtiger Lichtwirkung und dauerndem Gedächtnis vereinigt. Und viele Heroen der Forscherarbeit neigten sich mit Freuden diesem eminent verständnisvollen, der begeisterndsten Sprache mächtigen und alle sanft zu gemeinsamen Zielen leitenden Geist.

Zum ersten Male tritt uns in ihm ein Geist entgegen, welcher, durch keinerlei Gebilde menschlicher Illusion beirrt, auf allen Gebieten der menschlichen Erkenntnis die vollen Konsequenzen der großen kosmologischen Gedanken und der großen tellurischen Entdeckungen vorangegangener Jahrhunderte zieht, welcher mit erhebender Energie die Weltstellung des Erdkörpers und die Gestaltung der Erdoberfläche als Schauplatz der Geistestätigkeit des einen großen Individuums Menschheit ganz erfaßt, welcher mit fester Hand für die Menschheit Besitz ergreift von der Erscheinungswelt der ganzen Erde, welcher endlich mit reinstem Verständnis und höchstem Gleichmaß des Urteils, geleitet von der Leuchte seiner großartigen kosmischen Auffassung, auch in die Erkenntnisgeschichte des ganzen Menschengeschlechts hinabsteigt.

Schon als Jüngling mit wunderbarem Takt und Eifer besonders auf allen denjenigen Gebieten der Naturforschung tätig, wo es sich um fundamentale oder erdumfassende Probleme handelt, als Mann durch Ozean und Land immense Strecken der Erdoberfläche selbst räumlich nnd geistig in Besitz nehmend, ward er offenbar in der Einsamkeit großer, wilder Natur in höchster Intensität durchweht von der erhabenen Weihe des ganzen Erdenlebens der Menschheit,

ergriffen von der liebevollen Größe der umfassenden, rein menschlichen Philosophie, in deren froher Übung er später unter den Mächtigen der Erde und durch die Konflikte des Lebens einherwandelte, wie eine heitere Lichtgestalt, teils den Kleinlichkeiten des sogenannten großen Lebens mit seufzendem Humor weichend, teils mit scharfem Witz sie geißelnd, strahlend von Geisteskraft bis in ein hohes Greisenalter, welches sonst schon von den Schatten des Lebensabends verdüstert wird.

Mit sicherer Hand zeichnet schon der jugendliche Forscher um die Erdkugel die bedeutungsvollen Liniensysteme, welche nicht nur den gesamten Verlauf der wichtigsten Erscheinungen der Erde der Anschauung näher bringen, sondern auch der Forschung als Leitlinien dienen; mit ergreifender Größe der Analogien hebt er die einzelnen Naturwissenschaften aus den engen Bezirken, in denen sie bis dahin sammelnd und vergleichend tätig waren, heraus, lehrt überall durch Vergleichung der Erscheinungen verschiedener Zonen und verschiedener Höhen und Tiefen die wirkenden Kräfte sicherer und einfacher erfassen, schaut endlich auch mit Klarheit hinaus in die Himmelsräume, und im Anschluß an die kühnen Gebilde der Weltarchitektur Wilhelm Herschels handhabt er zum ersten Male die großen Gedanken, welche Copernicus, Keppler und Newton errungen, mit genialer Freiheit, ja mit einer solchen Schönheit und Erhabenheit der Sprache, daß man mit einigem Recht sagen kann, durch ihn sei die copernicanische Weltanschauung zuerst und für alle Zeiten auch eine hohe, sittliche Macht in den Gemütern geworden.

Dann in dem zweiten Bande des Kosmos senkt er den hellen Blick in die Tiefen der Geschichte, kompetente Erforscher aller Zeiten und Literaturen gesellt er sich zu freudigen Helfern, und obgleich er sich auf die Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls der Menschen und des Bestrebens, das physische Weltganze einheitlich zu erfassen, beschränkt, wird das Buch in seinen reichen Verzweigungen eine Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes überhaupt, eine geschichtliche Darstellung von einer Gesundheit, Gerechtigkeit und milden Weisheit, daß man immer wieder mit Freuden aus diesem Borne schöpft, in welchem das reifste Verständnis nicht nur der menschlichen

Wahrheiten, sondern auch der menschlichen Irrtümer und eine herrliche Verheißung menschlicher Zukunft quillt.

Wem, der aus dieser Quelle sich gelabt, würde nicht für immer unerträglich jegliche Geschichtsdarstellung, welche irgendeiner bewegten nationalen oder religiösen Gesinnung als Fahne dienen soll, und für immer ein Bedürfnis, nur solche Geschichte zu vernehmen, welche den der ganzen Menschheit gemeinsamen Gesetzen reinen Denkens überall die Ehre gibt.

Von der Hervorbildung solcher Gemeinsamkeit menschenverbindenden Denkens wird ja auf Erden Gerechtigkeit und Frieden, wird die Entwicklung der ganzen Zukunft des Menschengeschlechts abhängen. Und eine Ahnung dieser hohen Lehre von Humboldts Leben und Wirken geht jetzt durch die Welt in dem regen Begeisterungshauche, den überall sein Name weckt.

42. Die Bedeutung der Chemie.

Justus von Liebig.

Chemische Briefe. 4. Aufl. Bd. 1. Leipzig u. Heidelberg, 1859. Winter. S. 2—27. (Gekürzt.)

Keine unter allen Wissenschaften bietet dem Menschen eine größere Fülle von Gegenständen des Denkens, der Überlegung und von frischer sich stets erneuernder Erkenntnis dar als wie die Chemie; keine ist mehr geeignet, das Talent der Beobachtung in der Entdeckung von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in den Erscheinungen in gleicher Weise zu wecken und die Gesetze des Denkens in ihren strengen Methoden der Beweisführung für die Wahrheit einer Erklärung oder in der Aufsuchung der Ursachen und Wirkungen einer Erscheinung gleich anschaulich und geläufig zu machen. In demselben Grade, als der menschliche Geist an Einsicht zunimmt, die ihm von irgendeiner Seite zufließt, stärken und erheben sich seine Fähigkeiten nach allen andern Richtungen hin; die Erwerbung einer neuen Wahrheit ist ein dem Menschen zugewachsener neuer Sinn, der ihn jetzt befähigt, eine Menge von Erscheinungen wahrzunehmen und zu erkennen, die einem andern unsichtbar und verborgen bleiben, wie sie es früher ihm selbst waren.

Die Chemie führt den Menschen ein in das Reich der stillen Kräfte, durch deren Macht alles Entstehen und Vergehen auf der Erde bedingt ist, auf deren Wirkung die Hervorbringung der wichtigsten Bedürfnisse des Lebens und des Staatskörpers beruht; als Teil der Wissenschaft der Naturforschung ist sie aufs engste verwandt mit der Physik, und diese letztere steht in genauer Verbindung mit Astronomie und Mathematik. Die Grundlage eines jeden Zweiges der Naturwissenschaft ist die einfache Naturbeobachtung: nur ganz allmählich haben sich die Erfahrungen zur Wissenschaft gestaltet.

Der Ortswechsel der Gestirne, der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten haben zur Astronomie geführt.

Mit der Astronomie entstand die Physik, bei einem gewissen Grad ihrer Ausbildung zeugte sie die wissenschaftliche Chemie, aus der organischen Chemie werden sich die Gesetze des Lebens, es wird sich die Physiologie entwickeln.

Die Quelle aller Wissenschaft ist die Erfahrung; man hat die Dauer des Jahres bestimmt, den Wechsel der Jahreszeiten erklärt, Mondfinsternisse berechnet, ohne die Gesetze der Schwere zu kennen; man hat Mühlen gebaut und Pumpen gehabt und den Druck der Luft nicht gekannt; man hat Glas und Porzellan gemacht, man hat gefärbt und Metalle geschieden, alles durch bloße Experimentierkunst, ohne also durch richtige wissenschaftliche Grundsätze geleitet zu sein. So ist die Geometrie in ihrer Grundlage eine Erfahrungswissenschaft, die meisten Lehrsätze derselben waren durch Erfahrung gefunden, ehe ihre Wahrheit durch Vernunftschlüsse bewiesen wurde. Daß das Quadrat der Hypotenuse gleich sei dem Quadrate der beiden Katheten, war eine Erfahrung, eine Entdeckung; würde sonst der Entdecker, als er den Beweis fand, eine Hekatombe geopfert haben? . . .

Wie ganz anders stellen sich jetzt aber die Entdeckungen des Naturforschers dar, seitdem der geistige Hauch einer wahren Philosophie, nennen wir sie Physik, Chemie, Mathematik, oder wie wir sonst wollen, ihn dahin geführt hat, die Erscheinungen zu studieren, um zu Schlüssen auf ihre Ursachen und Gesetze zu gelangen.

Von einem einzelnen erhabenen Genius, von Newton, ist mehr Licht ausgegangen, als ein Jahrtausend vor ihm hervorzubringen

vermochte. Die richtige Ansicht von der Bewegung der Himmelskörper, des Falls der Körper, ist die Mutter von zahllosen andern Entdeckungen geworden; die Schiffahrt, der Handel, die Industrie, jeder einzelne Mensch zieht, solange Menschen existieren, geistige und materielle Vorteile aus seinen Entdeckungen . . .

Wie ein Samenkorn von einer gereiften Frucht trennte sich die Chemie als selbständige Wissenschaft von der Physik; mit Cavendish, Priestley fängt ihre neue Zeitrechnung an. Die Medizin, die Pharmazie, die Technik hatten den Boden vorbereitet, auf welchem das Samenkorn sich entwickeln, auf welchem es gedeihen sollte.

Ihre Grundlage ist, wie man weiß, eine dem Anschein nach sehr einfache Ansicht über die Verbrennung. Wir wissen jetzt, was sich daraus entwickelt, welche Wohltaten, welchen Segen sie verbreitet hat. Seit der Entdeckung des Sauerstoffs hat die zivilisierte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren. Die Kenntnis der Zusammensetzung der Atmosphäre, der festen Erdrinde, des Wassers, ihr Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Tiere, knüpften sich an diese Entdeckung. Der vorteilhafte Betrieb zahlloser Fabriken und Gewerbe, die Gewinnung von Metallen steht damit in der engsten Verbindung. Man kann sagen, daß der materielle Wohlstand der Staaten um das Mehrfache dadurch seit dieser Zeit erhöht worden ist, daß das Vermögen eines jeden einzelnen damit zugenommen hat.

Eine jede einzelne Entdeckung in der Chemie hat ähnliche Wirkungen in ihrem Gefolge, eine jede Anwendung ihrer Gesetze ist fähig, nach irgend einer Richtung hin dem Staate Nutzen zu bringen, seine Kraft, seine Wohlfahrt zu erhöhen . . .

Die Chemie verfährt in der Beantwortung ihrer Fragen in derselben Weise, wie die Experimentalphysik. Sie lehrt die Mittel kennen, welche zur Kenntnis der mannigfaltigen Körper führen, woraus die feste Erdrinde besteht, welche Bestandteile den tierischen und vegetabilischen Organismus bilden.

Wir studieren die Eigenschaften der Körper, die Veränderungen, die sie in Berührung mit andern erleiden. Alle Beobachtungen zusammengenommen bilden eine Sprache; jede Eigenschaft, jede Ver-

änderung, die wir an den Körpern wahrnehmen, ist ein Wort in dieser Sprache.

Die Körper zeigen in ihrem Verhalten gewisse Beziehungen zu andern, sie sind ihnen ähnlich in der Form, in gewissen Eigenschaften, oder weichen darin von ihnen ab. Diese Abweichungen sind ebenso mannigfaltig, wie die Worte der reichsten Sprache; in ihrer Bedeutung, in ihren Beziehungen zu unseren Sinnen sind sie nicht minder verschieden . . .

Die Körper sind verschieden in ihrer Qualität; was ihre Eigenschaften uns sagen, ändert sich, je nachdem sie geordnet sind; wie in jeder andern, haben wir in der eigentümlichen Sprache, mit der die Körper zu uns reden, Artikel, Fälle, alle Beugungen der Haupt- und Zeitwörter, wir haben eine Menge Synonymen. Dieselben Quantitäten der nämlichen Elemente bringen je nach ihrer Stellung ein Gift, ein Arzneimittel, ein Nahrungsmittel, einen flüchtigen oder einen feuerbeständigen Körper hervor.

Wir kennen die Bedeutung ihrer Eigenschaften, der Worte nämlich, in denen die Natur zu uns spricht, und benutzen das Alphabet, um zu lesen.

Eine Mineralquelle in Savoyen heilt Kröpfe, ich stelle an sie gewisse Fragen, und alle Buchstaben zusammengestellt, sagt sie mir, daß sie Jod enthält.

Ein Mann ist nach dem Genusse einer Speise mit allen Zeichen der Vergiftung gestorben; die Sprache der Erscheinungen, welche dem Chemiker geläufig ist, sagt ihm, der Mann sei an Arsenik oder an Sublimat gestorben.

Der Chemiker bringt ein Mineral durch seine Fragen zum Sprechen; es antwortet ihm, daß es Schwefel, Eisen, Chrom, Kieselerde, Tonerde, oder irgendeins der Worte der chemischen Sprache der Erscheinungen, in gewisser Weise geordnet enthält. Dies ist die chemische Analyse.

Die Sprache der Erscheinungen leitet den Chemiker zu Kombinationen, aus denen unzählige nützliche Anwendungen sich ergeben; sie führen ihn zu Verbesserungen in Fabriken und Gewerben, in der Bereitung von Arzneien, in der Metallurgie. Er hat den Ultramarin entziffert, es handelt sich jetzt darum, das Wort durch eine Erscheinung

wiederzugeben, den Ultramarin mit all seinen Eigenschaften wieder darzustellen. Dies ist die angewandte Chemie . . .

Ohne Kenntnis der Chemie muß der Staatsmann dem eigentlichen Leben im Staate, seiner organischen Entwicklung und Vervollkommnung, fremd bleiben, ohne sie kann sein Blick nicht geschärft, sein Geist nicht geweckt werden für das, was dem Lande und der menschlichen Gesellschaft wahrhaft nützlich oder schädlich ist; die höchsten materiellen Interessen, die gesteigerte und vorteilhaftere Hervorbringung von Nahrung für Menschen und Tiere, die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, sie sind aufs engste geknüpft an die Verbreitung und das Studium der Naturwissenschaften, und insbesondere an das der Chemie; ohne die Kenntnis der Naturgesetze und der Naturerscheinungen scheitert der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu schaffen; denn alles, was die reichste Phantasie, die höchste Geistesbildung an Bildern nur zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte, schillernde, inhaltslose Seifenblase.

43. Briefe der Königin Luise an ihren Vater.

Die Königin Luise in ihren Briefen.
Von Eduard Küsel. Memel 1900. S. 99—101.

1.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein . . .

Es ist wieder aufs neue ein ungeheueres Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu ver-

lassen, — vielleicht auf immer. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen in Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache ...

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen ... Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den trüben Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen meines Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich hefte meine Blicke gen Himmel, von da alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir es verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können und daß mancher, mit Kronen und vom Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenkt jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird doch immer Ursache zur Freude haben.

Noch eins zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und

charaktergroß da. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und, gottlob daß ich es sagen darf, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, Ihre Freundin Luise.

2.

Memel, den 24. Juni 1807.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern der Sturm alles Auslaufen der Schiffe unmöglich macht. Ich schicke Ihnen einen sicheren Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, und die Sonne scheint, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und keine festen Grundlagen. Also alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! Mein Zutrauen soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, es ist meine Seele, es ist mein Herz. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben und sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen: nie, nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so wie ich von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde; aber hoffen kann ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint. Seit gestern sind sie beide in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo Napoleon ist.

Ich bin zu Ihren Füßen, ganz die Ihrige Luise.

44. Goethe an Schiller.

Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. 4. Bd. 10. Weimar, H. Böhlau. 1892. S. 183—185.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermuteten Begegnen miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes besonders in den letzten Jahren bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochner gemeinschaftlich arbeiten können. Alles, was in und an mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe, bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen ... Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein in Ihrem Kreise!

Ettersburg, den 27. August 1794. Goethe.

45. Schiller an Goethe.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 3. Ausg. Bd. 1. Stuttgart, Cotta. 1870. S. 10.

Jena, den 31. August 1794.

Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühle begegnete, und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben. Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Kenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter

und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, und ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Danach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in früheren Jahren sowohl auf dem Felde der Spekulation, als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohte eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.

Sie wollten, daß ich von mir selbst reden sollte, und ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch. Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen... Alles bei uns empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken; ich bin mit der herzlichsten Verehrung der Ihrige. Schiller.

46. Moltke an seine Braut.

H. v. Moltke.

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. 6. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1892. S. 61—64.

Berlin, Sonntag abends, den 13. Februar 1842.

Mein Mariechen! Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden und hast wohl vollauf zu tun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Gestern abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Oelrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht jünger als ich und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig sein. — Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. — Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. — Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüts wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit andern Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine

schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennen lernen, jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. — Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. — Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. — Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. — Gesteh ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahiere. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. — Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.

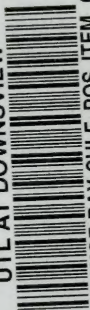
Gerne werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne auszeichnest. — Dafür mußt Du Dich in acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit andern Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung so viel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe wert wäre.

Nun ist es bald Mitternacht, Du schläfst wohl schon, wenn Du nicht noch mit Jeanette plauderst, die ich herzlich grüße. Gute Nacht, liebe, süße Seele. Herzlich

Dein Helmuth.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H, Wittenberg.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 07 23 03 015 4